

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

51343
8 45 I

**Historische Kommission
für ost- und westpreussische Landesforschung**

Altpreußische Forschungen

19. Jahrgang 1942 * Heft 1

Gräfe und Unzer, Kommissionsverlag, Königsberg i. Pr.

Altpreußische Forschungen

Herausgegeben von der Historischen Kommission für ost-
und westpreußische Landesforschung

Schriftleitung: Dozent Dr. habil. Th. Schieder

Geschäftsstelle: Königsberg (Pr), Mitteltragheim 31

Redaktionschluss: 1. Januae und 1. Juli

19. Jahrgang 1942 ♦ Heft 1

Inhaltsverzeichnis

I. Aufsätze.

Bruno Schumacher, Studien zur Geschichte der Deutschordensballeien Apulien und Sizilien. (Schluß)	1
Emil Waschinski, Über altpreußische Geld- und Gewichtsverhältnisse um 1550 aus einem alten Rechenbuche	26
Max Hein, Die Verleihung Litauens an den Deutschen Orden durch Kaiser Ludwig den Bayern im Jahre 1337	36
Christian Krollmann, Michael Pogorzelski. Wahrheit und Dichtung	55
Carl von Lork, Schrötter und das Friedrichsstandbild Schlüters in Königsberg	70
Carl Schneider, Gregorovius als Ostpreuße	79
Heinz Göring, Karl Rastke zum Gedächtnis	98

II. Buchbesprechungen.

Baltische Lande I. (Schönborn)	144
Bohne-Fischer, Ostpreußens Lebensraum i. d. Steinzeit. (La Baume)	114
Busch, Geschichte der Rigaer Stadtbibliothek. (Sielmann)	149
Conze, Agrarverfassung u. Bevölkerung in Litauen u. Weißrußland. (Hein)	151
Danzig-Westpreußen. (Schönborn)	141
Dröschner-Thomßen, Die Weichsel. (Puls)	140
Ehhardt, Seedienst Ostpreußen. (Kessels)	127

Studien zur Geschichte der Deutschordensballeien Apulien und Sizilien.

Von Bruno Schumacher.

(Schluß.)

4. Der Verlust der Ballei Sizilien.

Die Geschichte der Ballei Sizilien beginnt fast gleichzeitig mit derjenigen von Apulien und unter denselben Verhältnissen. Nur daß ihre Entstehung noch enger — nicht nur räumlich, sondern auch sachlich — als das bei jener der Fall sein konnte, mit Vorgängen in dem eigentlichen Kräftezentrum der Politik Kaiser Heinrichs VI., Palermo, verknüpft ist. Im Frühjahr 1197 hatte Heinrich, während sich seine deutschen Kreuzfahrerscharen in den Häfen Apuliens sammelten, jenen gefährlichen Zustand der normannischen Großen, dem sogar seine Gattin nicht ganz ferngestanden zu haben scheint, mit erbarmungsloser Strenge niedergeworfen²³¹). Zu den Einheimischen, die in diese gefährliche Bewegung verfrickt gewesen waren, hatte auch der Zisterzienserkonvent des Klosters S. Trinità zu Palermo gehört, einer Gründung des normannischen Kanzlers Matteo Ujello von etwa 1160. Von dem Stifter, seinen Söhnen und anderen Gönnern war das Haus mit reichem Grundbesitz in und nahe bei der Stadt Palermo ausgestattet worden. Dieses angesehenere Kloster verließ Heinrich alsbald nach Niederwerfung des Normannenaufstandes und nach Vertreibung der Zisterzienser am 18. Juli 1197 mit weitgehenden Gerechtfamen der deutschen Hospitalgemeinschaft, der er nur wenige Wochen vorher durch jene wichtige Schenkung des Thomaspitals in Barletta ihren ersten Stützpunkt in seinem unteritalienischen Königreich geschaffen hatte²³²).

Gleich diesem wird das deutsche Haus in Palermo sich vor Maßnahmen unzufriedener einheimischer Kreise erst sicher gefühlt haben²³³), als Heinrichs junger Sohn und Nachfolger im sizilischen Königreich Friedrich II., genauer gesagt der Machthaber, in dessen Hand er sich damals als Kind befand²³¹),

²³¹) Über diesen Aufstand immer noch am ausführlichsten Th. Doehle, a. a. O., S. 153—157 und 282—285. Den Zeitpunkt setzt E. in den Februar, Neure, wie z. B. J. Haller, Kaiser Heinrich VI., S. 3. 113 (1914), S. 489, in den Mai. Die Frage kann und braucht hier nicht entschieden zu werden; die Verleihungen für den Orden: 20. 5. 1197 St. Thomas in Barletta (f. Kap. 3), und 18. 7. S. Trinità, beide in Palermo ausgestellt, setzen jedenfalls die Niederwerfung des Aufstandes voraus.

²³²) Die Anfänge des Hauses f. bei Mongitore a. a. O., S. 1—12; das Gründungsdatum steht nicht genau fest; der Abdruck des Privilegs vom 18. 7. 1197, *ibid.*, S. 13 f. und J. H. Hennes, a. a. O. I. S. 2—4.

²³³) Auf Bitte des Ricardo Ujello, eines Sohnes des Stifters, wies Innocenz III. am 8. 2. 1198 den Erzbischof von Palermo an, die „durch Laienmacht“ in den Besitz der Kirche S. Trinità gesetzten „Theutonic“ daraus zu entfernen und wieder die Zisterzienser oder einen andern geeigneten Orden einzuführen. (Mongitore S. 15, Hennes S. 4). Was darauf erfolgte, wissen wir nicht, anscheinend nichts. — Mehr des Kuriosums halber sei erwähnt, daß der Zisterzienserverorden im Jahre 1738 (!), als der Deutsche Orden wieder einmal Reuereationsversuche machte, ihm mit seinem älteren Rechtsanspruch auf die Mansio entgegentrat (f. „Welschland“ 41, Bl. 248 v—256).

²³⁴) Wahrscheinlich Wilhelm Capparone, f. darüber o., Anm. 35.

es 1202 und 1205 erneut in seinen Schutz genommen und mit vermehrtem Besitz und erweiterten Rechten ausgestattet hatte²³⁵). Solche Gnaden-erweisungen wiederholten sich dann nach der Großjährigkeitserklärung Friedrichs (1208) und erst recht nach seiner Wahl zum deutschen König (1212) noch mehrmals²³⁶) und reichten bis in die Zeit König Manfreds²³⁷), also bis in das Ende der hohenstaufischen Periode hinein. Besonders Interesse erregt unter ihnen die Verleihung des bis dahin dem Johanniterorden gehörigen Krankenhospitals St. Johann bei Palermo, ebenfalls einer Gründung der normannischen Zeit mit ausgedehntem Grundbesitz, in Form seiner Inforporierung in das Haus S. Trinità²³⁸) 1219; sie wurde 1221 unter ausdrücklicher Erwähnung der Verdienste Hermanns von Salza wiederholt²³⁹) und wirft ein Licht auf Friedrichs Wohlwollen für den Deutschen Orden gegenüber seiner Einstellung zu den älteren romanischen Ritterorden²⁴⁰). Entsprechend dem Brauch des Deutschen Ordens, jeden seiner Sitze als „Haus“ (ml. mansio) zu bezeichnen, verliert auch das Kloster S. Trinità in Palermo bald seinen bisherigen Namen zugunsten der Bezeichnung Mansio oder Sacra Mansio, die in der Form La Maggione für die jetzige Kirche noch heute die Erinnerung an den Deutschen Orden in Sizilien aufrecht erhält.

Der Grundbesitz, der mit den beiden Häusern in Palermo dem Orden gleich bei der Schenkung zufloß, war an sich schon sehr bedeutend. In der staufischen Zeit (bis 1266) hat er sich durch königliche und private, in der nachstaufigen (weniger in der kurzen angiovinischen als in der aragonischen, seit 1282) hauptsächlich durch private Schenkungen noch erheblich erweitert und erstreckte sich — weit zerstreut — auf die verschiedensten Gebiete der Insel, überwiegend allerdings auf ihre westliche Hälfte. Es ist im Rahmen einer einführenden Skizze nicht möglich, dieser Entwicklung im einzelnen räumlich und zeitlich nachzugehen. Das Werk von Mongitore ist dafür eine reiche Fundgrube²⁴¹), wird sich aber bei weiteren archivalischen Studien auf diesem Gebiet noch in manchem ergänzen lassen²⁴²). Hier kann nur soviel gesagt werden, daß der Besitzstand der Mansio in Palermo sich in noch höherem Maße, als das in Apulien bei dem Hause S. Leonardo der Fall war, mit dem Umfang der Baltei Sizilien deckt.

²³⁵) Palermo, Dez. 1202 und April 1205, abgedr. bei *Suillard 1*, S. 96 und 113, *Mongitore*, S. 18 f; das Priv. v. 1202 auch bei *Bennes*, 1, S. 6; zur Datierungsfrage vgl. R. I. Nr. 567 und 573. — 2 angebliche Privilegien von 1200 (R. I. 538 und 545) erscheinen mir nicht genügend bezeugt und verdächtig.

²³⁶) Nachweise der Fundorte R. I. Nr. 585 (1206), 605 (1209), 912 (1217), 974–77, 1026, 1030 (1219), 1315 (1221).

²³⁷) August 1258, Juli 1262 (2 mal) bei *Mongitore*, a. a. v., S. 36, 37–39, gekürzt bei *Capasso* a. a. v., S. 284, 371, 372.

²³⁸) Hagenau, Febr. 1219 (*Suillard 1*, S. 590).

²³⁹) Tarent, April 1221 (*Suillard 2*, S. 165).

²⁴⁰) Hierzu gehört auch die Urk., Augsburg 24. 6. 1217, in der Friedrich dem D. D. alle Rechte und Freiheiten bewilligt, welche dem Tempel- und dem Johanniterorden in Apulien und Sizilien zu Lande und zu Wasser zustehen (*Winkelmann*, A. I., Nr. 145).

²⁴¹) Vgl. S. 40–136.

²⁴²) Das ist z. B. für die Zeit bis 1265 erfreulicherweise durch die o. Anm. 15 ertw. Veröff. v. *G. Battaglia*, S. 29–109 (36 Privaturl.) geschehen.

Der gesamte Besitzstand der sizilischen Baltei stellte sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also kurz vor Beginn des Abstieges, folgendermaßen dar²⁴³):

Die Mansio in Palermo, das Haupthaus, der Sitz des Landkomturs und zugleich des Konvents, lag in dem südöstlichen Stadtteil „Chalesa“, an den noch heute der Name der Piazza della Kalsa erinnert. Durch den damals weit tiefer als heute landeinwärts führenden Meerbusen Cala war dieser mit einer besonderen Mauer umgebene Stadtteil von der eigentlichen Altstadt abgetrennt²⁴⁴). Das Haus verfügte über einen umfangreichen unmittelbaren Grundbesitz, vor allem an Grundstücken und Häusern in der Stadt (ca. 200), deren Zinsertrag einen bedeutenden Teil der Jahreseinnahme bildete. Seit 1219 war der Mansio auch die 2 km südöstlich vor der Stadt gelegene Kirche San Giovanni dei Leprosi inkorporiert, die schon 1071 von Robert Guiskard und seinem Bruder Roger I. gegründet und von den Normannenkönigen mit reichem Grundbesitz ausgestattet worden war²⁴⁵). Mit ihr war ein Krankenhospital verbunden, in dem vor allem Aussäzige Aufnahme fanden.

Hatte der Orden hier hervorragende Gelegenheit, die charitative Seite seiner Aufgabe zur Geltung zu bringen, so waren ihm anderseits mit dieser Schenkung umfangreiche agrarische Aufgaben draußen im Land erwachsen. Der ursprüngliche Besitz der Mansio hatte dazu weniger Gelegenheit geboten. Da zwischen dem Hause und der die Chalesa umschließenden Stadtmauer noch ein verhältnismäßig großes offenes Gelände lag, so bestand zwar hier die Möglichkeit, in eigenen Weingärten den Weinbedarf des Hauses zu decken und gelegentlich auch bare Überschüsse davon durch Verkauf zu erzielen²⁴⁶). Im ganzen aber darf man bei der immerhin nun einmal bestehenden Stadtlage des Hauses hier keinen ausgesprochenen ländlichen Wirtschaftshof suchen — anders als bei S. Leonardo in Apulien. Auch der Viehbestand des Hauses war verhältnismäßig unbedeutend, was allerdings auch dem vorwiegend auf den Feldbau eingestellten Charakter der sizilischen

243) Die folgende — sehr summarische — Darstellung beruht auf den Angaben eines von dem D. D.-Priester und Treppler der Mansio Christoph Ryeder aufgestellten Zinsverzeichnisses v. 1455 (R. B., Bl. 2—51) und den zu dem Visitationsprotokoll des Jahres 1440 gehörigen Jahresrechnungen der Jahre 1433—1440 über die Außenbesitzungen und die Mansio selber (ibid. Bl. 221—262). Auf Einzelnachweise muß ich hier aus Raummangel leider verzichten. Übrigens wird 1763 im Coburg „Weltshand“ 41, Bl. 254, behauptet, daß sich in dem zur Registratur des Ordenshauses Vozen gehörigen Exemplar des Mongitore ein Plan der Ordensbaltei Sizilien befinden solle. Ob ein solches Exemplar noch in irgendeiner Bibliothek auftauchen könnte?

244) Heute erreicht man die Maggione etwa 400 m s. ö. vom Zentralbahnhof. — Eine gute Vorstellung der älteren Lageverhältnisse vermittelt der Plan in Morso, Salv., Descrizione di Palermo antico, Ed. 2, Palermo 1827. — Ich muß es mir hier leider versagen, eine Beschreibung des Baus (Kirche u. Klosterhof) zu geben, in dem noch einige Grabsteine von Landkomturen (allerdings erst aus d. 15. Jahrh.) an die D. D.-Zeit erinnern. Eine stimmungsvolle Plauderei über die Maggione bietet: R. Koblrausch, Deutsche Denkstätten in Italien, Stuttg. (1909), S. 175—179; eine kurze kunstgesch. Würdigung: A. Springer, Bilder a. d. neueren Kunstgesch., 2. A., Bd. 1 (1886), S. 177 f.

245) In der Vorkirche dieser Kirche sah man im Anfang des 18. Jahrhunderts noch eine Wandmalerei, die auf den D. D. Bezug hatte. (Mongitore, S. 195). Aber S. Giovanni überhaupt versch. S. 186—197.

246) Daß die Gärten bis zur Stadtmauer reichten, geht aus der Kaufverhandlung vom Jahre 1328 hervor (Mongitore, S. 86 ff).

Landwirtschaft entspricht. Dagegen bildete eine wichtige Einnahmequelle der Ertrag zweier in der Nähe von Palermo gelegener, wohl noch auf die arabische Zeit Siziliens zurückgehender künstlicher Bewässerungsanlagen, für deren Benutzung die umwohnenden Landleute eine Abgabe zahlten, des Mare dolce (etwa 3 km s.ö. vom alten Stadtrand gelegen²⁴⁷) und der Sabosa (genaue Lage nicht festzustellen). Einen gewissen Nutzen warf auch die Fleischbank des Hauses ab, sowie zwei Mühlen neben dem Ponte del Ammiraglio²⁴⁸).

Der landwirtschaftliche Betrieb ist durchaus in die Außenbesitzungen verlegt, die sich in den meisten Fällen um kleinere städtische Mittelpunkte gruppieren, z. T. aber auch rein ländlichen Charakter („casale“, „feudum“) tragen. Zu den ersteren gehörten die Orte: Corleone („Corlion“, 34 km f. von Palermo), Castonovo (31 km s.ö. von Corleone), Polizzi („Politi“, „Puliza“, 36 km f. von Cefalù), Salemi („Salem“, ganz im Westen der Insel), Girgenti und Terranova (an der Südküste), Caltagirone (im SO der Insel), Noto (an der SO-Küste); in Syracus („Saragusa“) besaß der Orden wenigstens einige Häuser in der Stadt. Zu den nichtstädtischen Mittelpunkten gehören Gurf a („La Gufsa“, „Golf“, „Golve“ bei Polizzi), Rifa laimi („Refalem“, bei Misilmeri, s.ö. v. Palermo), Margana („La Margena“, „Die Morgen“, bei Bicari, 25 km ö. von Corleone)²⁴⁹. Die beiden letztgenannten Ordensbesitzungen werden auch ausdrücklich als castra, castella bezeichnet, ja für Margana sind uns sogar wichtige urkundliche Zeugnisse über die Bauzeit, sowohl des Kastells (1351—53), wie eines zu seinen Füßen liegenden befestigten Wirtschaftshofs, „casale“, (1435) mit interessanten Angaben baurechtlicher und siedlungsgeschichtlicher Art überliefert²⁵⁰. Im Jahre 1492²⁵¹ werden außer den genannten Ordenssitz des Jahres 1440 noch Niczonia (? ,vielleicht Nizza di Sicilia, 27 km f. von Messina), Sciacca („Sacha“, an der SW-Küste) und Le Herbanye (nicht feststellbar, wahrscheinlich nur eine Weidefläche)²⁵² genannt, ohne daß über die Zeit der Erwerbung und ihr Verhältnis zu dem älteren Besitz etwas zu ermitteln wäre.

In fast allen der vorstehend aufgeführten Orte befinden sich dem Orden gehörige Kirchen, die noch um 1600 als Filialen der Maggione erscheinen²⁵³, daneben kleinere Wirtschaftshöfe (Masserien, „massarie“), die den Getreidebau (Weizen und Gerste) entweder mit eigenem Personal betreiben oder einzelne Grundstücke gegen Natural- bzw. Geldzins, meist auf 29 Jahre, aus-

²⁴⁷) Eine einst zu dem sarazenisch-normannischen Lustschloß La Favara gehörige Brunnenstube am Fuße des Monte Grifone, s. auch Gregorovius, Sizilien, S. 107. Das Mare dolce war übrigens erst 1328 durch einen Grundstücktausch mit d. königl. Fiskus in den Besitz des Ordens gekommen (Mongitore, S. 86 ff).

²⁴⁸) Mongitore, ebenda.

²⁴⁹) Die Karte von Sizilien i. Maßst. 1:800 000 in Baekers Unteritalien u. Sizilien, 15. A. (1911) verzeichnet die meisten dieser Orte; für die Auffindung der übrigen leisteten die in Anm. 25 erw. älteren Werke von Fazellus und Pirrus gute Dienste. Eine Generalstabkarte von Sizilien (und Apulien) ist in Königsberg nicht vorhanden.

²⁵⁰) Mongitore, S. 97—99, 114 f., 206.

²⁵¹) Gelegentlich der Visitation von 1492, vgl. Wien, Cod. 96, S. 390.

²⁵²) Oder sollte vielleicht der Name des antiken Herbessos (ca. 20 km w. n.w. von Caltanissetta) darin stecken? Vgl. Fazelli a. a. D. S. 104.

²⁵³) Mongitore gibt auf S. 185 eine Übersicht u. behandelt sie S. 186—216 im einzelnen.

gegeben haben, zum Teil auch aus Verpachtung von Mühlenanlagen (Mehl-, Walk-, Senfmühlen) und dergl. Nutzen ziehen. Größere Ausmaße nahm die ländliche Eigenwirtschaft des Ordens hauptsächlich in Margana und Rissalaimi an. Diese beiden „castra“ mit ihren dazugehörigen Wasserläufen liefern alljährlich große Mengen Getreide an die Mansio in Palermo zwecks dortigen Verbrauchs oder Verkaufs, während die anderen Häuser mit ihren Naturalerträgen im wesentlichen den eigenen Bedarf decken und nur Barüberschüsse aus den Zinseinnahmen und Pachtgeldern an die Kasse des Haupthauses abführen. Dafür werden sie von der Mansio im Verrechnungsverfahren wieder mit manchen bei ihnen fehlenden Naturalien versehen.

Eine gewisse selbständige Stellung scheint — wenigstens in der älteren Zeit — das Haus in Messina eingenommen zu haben. Wußte man doch im 15. Jahrhundert in Messina sogar zu erzählen, daß hier das älteste Haus des Ordens in Sizilien begründet worden sei²⁵⁴). An sich hätte diese Nachricht nichts Unglaubwürdiges an sich, da Messina als Sammel- und Abfahrtsort für Kreuzfahrer neben den apulischen Häfen eine hervorragende Rolle spielte, doch liegt eine sichere urkundliche Nachricht darüber nicht vor²⁵⁵). Hohes Ansehen genoß die dortige Kirche S. Maria Allamagnorum²⁵⁶), die, an sich ein Bau aus der Normannenzeit, dem Deutschen Orden eingeräumt war und deren auf den Orden bezügliche Wandmalereien noch am Ende des 17. Jahrhunderts zu sehen gewesen sein sollen²⁵⁷).

Die Einkünfte der gesamten Besitzungen in Sizilien wurden bei der Visitation von 1492 auf mehr als 500 Unzen oder 1300 Dukaten geschätzt, wovon reichlich die Hälfte auf die Mansio in Palermo entfällt. Freilich muß man bedenken, daß diese Schätzung in einer Zeit des Niederganges erfolgte und schon im 16. Jahrhundert als zu niedrig beanstandet wurde²⁵⁸).

Über den Personalbestand der Ballei sind wir für die beiden ersten Jahrhunderte nur sehr unvollkommen unterrichtet. Eine mit 1202 beginnende Liste der Landkomture, die immer zugleich das Amt eines Komturs („preceptor“, „prior“) der Mansio von Palermo führten, gibt Mongitore

²⁵⁴) Mongitore, S. 202, der eine Äußerung von Vertretern Messinas auf dem sizilischen Landtag von 1478 zitiert.

²⁵⁵) Es gibt nur zwei fast gleichlautende Urkunden Friedrichs II. vom 25. 5. oder 24. 6. 1217 (Guillard 1, S. 510, Hennes 1, S. 31; zur Datierung vgl. R. I. Nr. 910 mit Streblke Nr. 146) und v. 3. 1. 1218 (Guillard 1, S. 531, Mortillaro, Elenco, S. 16 f.), in denen der Kaiser, das zweite Mal mit Zustimmung seiner Gemahlin u. seines Sohnes Heinrich, dem D. O. eine jährliche Rente v. 200 Goldunzen von der Münze und anderen königlichen Einkünften in Messina für Winterbedürfnisse von Mänteln und Schafsellen sowohl der Brüder als der übrigen „pauperes transmarini“ bewilligt. Die Existenz eines Hauses in Messina wird dabei nicht ausdrücklich erwähnt, läßt sich aber voraussetzen.

²⁵⁶) Über sie Mongitore, S. 197—202.

²⁵⁷) Der Ordensritter Freiherr von Loë sah sie noch 1660, als er nach Candia ging. Am Anfang des 18. Jahrhunderts waren sie verschwunden. Wahrscheinlich sind sie der Restauration der Kirche vom Jahre 1697 zum Opfer gefallen. („Welschland“ 41, Bl. 49 v, 50).

²⁵⁸) Die Frage nach dem wahren Ertragswert der Ordensbesitzungen, in den Relationen von „Welschland“ 40 u. 41 begreiflicherweise eingehend erörtert, kann hier beiseite gelassen werden. Bemerkenswert sei nur, daß die Richtigkeit des vom Geroldseck angenommenen Wertverhältnisses von Dut. zu Unze (1:2,57 statt 1:3) bereits im 18. Jahrh. bezweifelt wurde (Arfinus, 1720, in „Welschland“ 40, Bl. 43 v.; vgl. auch oben Anm. 92a und unten 274). Vielleicht handelt es sich nur um einen Schreibfehler Geroldsecks (statt 1500); er hat sich ohnehin verrechnet (Cod. 96, S. 390): die Summe der Einkünfte ergibt nicht 506, sondern 537 Unzen, das wären auch nach seiner Berechnung 1380 Dut.

(S. 221). Sie läßt sich nach dem bisher durchforschten Material noch um einige Namen vervollständigen²⁵⁹). Im übrigen dürfte die Zahl der Ordensbrüder — vielleicht von der Anfangszeit abgesehen — nie sehr hoch gewesen sein. Sichere Angaben liegen allerdings erst aus der Spätzeit vor. Bei der Visitation von 1440 werden, nach Schluß der Rechnungslegung des Palermitaner Hauses, außer dem stellvertretenden Landkomtur „sechs Herren mit dem Kreuz in der Ballei“ genannt, darunter ein Priesterbruder; zu ihnen gehört auch der Komtur von Messina²⁶⁰).

Das eigentliche Konventsleben scheint sich demnach auf das Haupthaus, die Mansio in Palermo, beschränkt zu haben, während wir in den übrigen größeren sizilischen Häusern, wie z. B. in Messina und Margana, nur einzelne Ordensbrüder, in einigen von ihnen, ausnahmslos aber in den kleineren, einheimische, bezahlte Verwalter finden. Selbstverständlich ist — wie in Apulien — das gesamte dienende Personal in der Haus- und Feldwirtschaft der einheimischen sizilischen Bevölkerung entnommen, ebenso aber auch die Priester (Kapläne), die in den zahlreichen Filialkirchen des Ordens den Gottesdienst versehen²⁶¹).

Die aus der Spätzeit des Ordens auch sonst bekannte Tatsache, daß die Vollbrüder als „Herren“ bezeichnet wurden²⁶²), entspricht in den italienischen Balleien in ganz anderem Grade als in Deutschland und Preußen den ortsgegebenen Verhältnissen. Leider waren diese nicht dazu angetan, den alten Gemeinschafts- und Amtsgeist im Orden — zumal bei der weiten Entfernung von den Zentralstellen — aufrecht zu erhalten. Dazu kamen staatliche und kirchliche Eingriffe, für die das Sinken der alten Zucht oft genug als Vorwand dienen mußte, mochten sie auch ganz anderen Beweggründen entspringen. Im 14. Jahrhundert geben uns die fast ausschließlich aus Urkunden bestehenden Quellen keine Nachricht über solche Vorgänge in Sizilien, wiewohl Analogieschlüsse aus den bereits geschilderten Verhältnissen Apuliens naheliegen und die Tatsache gelegentlicher vorübergehender Zusammenlegungen der beiden Balleien unter einen Landkomtur²⁶³) auch für Sizilien den Verdacht rechtfertigen, daß schon damals hier nicht alles in Ordnung war. Freilich sprechen die in dieser Zeit immer noch sehr häufigen privaten Schenkungen²⁶⁴) doch auch wieder für ein weitgehendes Vertrauen, das die Ordensbrüder bei der Bevölkerung genossen, wie denn auch von jeder Einheimische — meist nach Übergabe ihres Eigentums — als Halbbrüder oder

²⁵⁹) In meiner geplanten größeren Arbeit will ich die Liste aller mir bekanntgewordenen Ordensbrüder beider Balleien vorlegen. Hier muß ich aus Platzmangel davon absehen.

²⁶⁰) R. B., 260 v. Damit deckt sich ungefähr die Angabe des nicht viel älteren Königsberger Verzeichnisses (S. Br. A., undat.), wonach in Palermo 6 Brüder (davon 1 Priesterbruder), in Margana 2 Brüder vorhanden sind.

²⁶¹) Die Beweise liegen in den zahlreichen Ausgabeposten des R. B., Bl. 36—57 vor. Einmal (Bl. 260 v) werden unter „12 Knechten für die Herren zu Palermo“ auch „Skaven“ genannt.

²⁶²) In den hier benutzten Akten d. 15. Jahrh. durchweg, u. zwar sowohl Ritter- wie Priesterbrüder. Vgl. dazu Voigt, Balleien I, S. 327, der aber findet, daß in den deutschen Balleien diese Bezeichnung nur d. Ritterbrüdern gegolten habe.

²⁶³) S. oben Anm. 75.

²⁶⁴) Zahlreich abgedruckt bei Mongitore.

-schweftern dem Orden angehörten^{264a}). Im 15. Jahrhundert aber, im Zeitalter des beginnenden Altentwefens, fehen wir klarer; das Bild, das ſich uns da entrollt, iſt leider kein erfreuliches und färbt ſich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt trüber.

Schon am 24. April 1430 berichtet der Generalprokurator des Ordens in Rom, Caſpar Wandofen, dem Hochmeiſter Paul von Rußdorf von „unredlicher Regierung und Verweſung“ der Ordensgüter in Sizilien, ſowie von zuchtloſem Leben und von Zwietracht der dortigen Brüder, deren zwei ſogar wider ihres Oberſten Willen außer etlichen Gütern ein Schloß „verraten und eingenommen“ haben. Bedenklicher iſt ſeine Mitteilung, daß im Zusammenhang mit ſolchen Vorkommniſſen der König dieſe Güter mit Beſchlag belegt hat²⁶⁵). Ein abſchriftlich beigefügter Brief des Kapitels der Ballei Sizilien an den Generalprokurator²⁶⁶) weiſt vor allem von der Heranziehung der Ballei zu einer Kriegsſteuer wider die dem Orden verliehenen Privilegien durch den König von Aragonien und Sizilien zu berichten, wie auch über den Verſuch des päpſtlichen Legaten für Spanien und Aragonien, ungeachtet der Exemtionsrechte des Ordens die Ballei einer Viſitation zu unterziehen. Wir hören nicht, daß Paul von Rußdorf darauf etwas unternommen hat, wohl aber haben natürlich dieſe Vorkommniſſe den Deutſchmeiſter Eberhard von Saunsheim 1433 veranlaßt, ſeine bereits erwähnte Viſitationsreiſe nach Apulien auch auf die Ballei Sizilien auszudehnen²⁶⁷). Zwar hat er dort im Innern kräftig nach dem Rechten geſehen²⁶⁸), vielleicht auch die Zurücknahme äußerer Zwangsmaßnahmen fürs erſte erreicht. Aber auf die Dauer half das nichts, denn Ende 1435, nach dem Tode des Landkomturs Johannes Frech, über den manche Klagen laut wurden, übertrug König Alfons die Verwaltung des Ordensbeſizes in Sizilien zunächſt einem Bruder des Ordens St. Jacobi de Spata, danach dem Meiſter des Ordens von Alcantara²⁶⁹). Alsbald machten ſich die „Katalanen“ in dem Hauſe breit, und der dort amtierende Prokurator des Ordens, Andreas Ferreri, hatte ſpäter ebenſo wie der neue Ordensſtrecker bei der Rechnungslegung über die Jahre 1433—1440 genug über ihre Eingriffe in die Wirtschaftsgebarung zu

^{264a}) Vgl. z. B. die Urk. v. 20. 1. 1236 über den Eintritt eines gewiſſen Goffredo de Butera als Halbbruder (Battaglia, a. a. O., Fasc. 2, S. 45 f.). Das Begräbniß einer „Halbſchwefter“, Sora Palma, wird in der J. N. von Corleone z. J. 1439 erwähnt (N. B., Bl. 231). Über Halbbrüder und -ſchweftern des Ordens im allgem. vgl. Voigt, Balleyen, 1, S. 330—351; über Anerkennung der Armenfürſorge des O. durch einheimiſche Stellen ſ. u. Anm. 359a.

²⁶⁵) D. Br. A. Gemeint iſt König Alfons V. v. Aragonien u. Sizilien (1416—1458), der 1442 auch Unteritalien für ſein Haus erwarb. Um welche Güter es ſich damals gehandelt hat, wiſſen wir nicht.

²⁶⁶) B. 6. 4. 1430, D. Br. A. Die Lateiniſche Form d. Br. weicht v. der ſonſt geübten Gepflogenheit deutſcher Korreſpondenz zwiſchen d. einzelnen Ordensſtellen auffallend ab.

²⁶⁷) Vgl. v. Text z. Anm. 156. Es Anweſenheit in Sizilien 1433 iſt bezeugt durch die Angaben des N. B., Bl. 233, 239 v, 260 v, 261. Neben dem allgemeinen Bedürfnis, Ordnung zu ſtiften, wird wohl den Meiſter auch hier wie in Apulien das Ausbleiben des Kammerzinses beunruhigt haben. Das N. B. verzeichnet erſt zum Jahre 1439 u. 1440 wieder Zahlungen v. 46 u. 100 Duf. an den Meiſter, (Bl. 252 v, 256).

²⁶⁸) Wir hören, daß er ſelbſt die Jahresrechnungen bis 1433 dort abgenommen hat. (N. B., Bl. 233).

²⁶⁹) Dieſer Tatbeſtand ergibt ſich aus der Urk. v. 25. 6. 1436; ſ. Anm. 272; vgl. auch Monogitore S. 117; das Jahr d. Beſchlagnahme erhellt a. d. Jahresrechnung v. 1435 (N. B., Bl. 235 v).

Klagen²⁷⁰). Die vom Deutschmeister erbetene Verwendung Papst Eugens IV. bei Alfons²⁷¹) führte allerdings schon 1436 zur Aufhebung dieser Anordnung und zur ausdrücklichen Anerkennung nicht nur des neuernannten Landkomturs Ortulf von Zugenrunt, sondern auch des alleinigen Besetzungsrechts des Deutschmeisters durch den König²⁷²). Tatsächlich wurde die Mansio alsbald geräumt, der Konvent übernahm wieder die regelrechte Verwaltung, und der Besitz des Ordens scheint zunächst nicht weiter angetastet worden zu sein. Immerhin aber müssen die Vorgänge der Jahre 1435/36 wohl der Anlaß gewesen sein, daß Eberhard von Saunsheim 1440 — also nur wenige Jahre nach seiner eigenen Reise — eine umfassende Visitation der Baltei Sizilien anordnete, deren Protokoll uns erhalten ist²⁷³). Sie wurde von dem Komtur zu Padua, Peter Heydemaker, und dem Priesterbruder und Rechner Stephan Sengenstoc durchgeföhrt und war wohl hauptsächlich auf die Feststellung des Besitzstandes und der Einkünfte gerichtet. Es wurden die Jahresrechnungen von 1433 an abgenommen, und man erhält bei der Betrachtung dieser siebenjährigen Wirtschaftsperiode den Eindruck, daß nach Jahren der Verlotterung und des aragonischen Eingriffs eine gewisse Aufwärtsbewegung eintritt, aber auch, daß diese nur bei umsichtiger und pflichttreuer Geschäftsföhrtung auf die Dauer anhalten wird²⁷⁴). Leider enthält das an kulturgeschichtlichen Einzelheiten reiche Verzeichnis keine unmittelbaren Angaben über das innere Leben in den dortigen Ordenshäusern²⁷⁵), wenn man auch hie und da zwischen den Zeilen lesen kann, daß in diesem Punkte manches nicht zum besten stand.

Deutlicher bestätigen die Angaben des Rechnungsbuchs jene Klagen des Konvents von 1430, daß die immune Stellung der Baltei innerhalb von Staat und Kirche tatsächlich nicht mehr so ganz unangefochten war. Wir

²⁷⁰) Vgl. R. B., Bl. 235 v, 236 v, 242, 243 v. — Eigenartig ist, daß dieser (italienische) Procurator schon vor 1433 amtiert u. dem D. M. Rechnung abgelegt hat; er bleibt auch nach der Rückgabe des Hauses neben dem nun wieder eintretenden Dreßler im Amt, vielleicht als Wirtschaftsfachmann.

²⁷¹) Mongitore S. 117.

²⁷²) 2 königl. Erlasse v. 25. 6. u. 21. 8. 1438, der erste mit Kürzungen bei Mongitore, S. 117—119, im vollen Wortlaut (Transsumpt v. 30. 7. 1436) bei Mortillaro, a. a. D., S. 280—84, der zweite bei Mongitore 119 f. (auch „Welschland“ 40, Bl. 100 f). — Ortulf Zugenrunt ist ohne Frage identisch mit dem bei Perlbach, A. M., 17 (1880), S. 272 f., 3. S. 1420 genannten Visitator d. venezianischen Ordenshauses Ortulf Sogimruter; zu seiner Ernennung zum Landkomtur vgl. oben Anm. 68.

²⁷³) Es umfaßt Bl. 221—262 des R. B. u. enthält in 3 gefonderten (jetzt zusammengebundenen) Heften die Rechnungslegung der „Procuratenen auf dem Lande“ (diese etwas summarisch), des Procurators der Mansio und (seit 1436) des Dreßlers der Mansio.

²⁷⁴) Vgl. die Schlußbemerkung des Visitators v. 28. 4. 1440 zur Rechnung der Mansio: „Man sehe zu dem, was vorhanden ist und isund und nach(her) gefallen soll, daß man gleich damit umgehe, so steht das Haus isund in gutem Wesen nach meinem Verston“. Die Visitatoren nahmen bei dieser Gelegenheit auch erstmalig wieder den Kammerzins für den Meister im Betrage v. 100 Duk. in Empfang (R. B., Bl. 256 v.). Der Umrechnung des Dukatenbetrages auf Anzen wird hier übrigens ein Wertverhältnis von 1:4,3 (statt 1:3) zu Grunde gelegt (vgl. Anm. 92a und 258).

²⁷⁵) Im allgemeinen nämlich hatten die Visitatoren die Aufgabe, nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern vor allem auch das innere (sittlich-religiöse) Leben der Konvente zu prüfen (vgl. Voigt, Balleien, I, S. 211—216). — Wenn übrigens Voigt a. a. D. S. 210 f. sagt, daß bis zum Ende des 15. Jahrh. nur der S. M., nicht der D. M., die Befugnis gehabt hätte, die italienischen Balleien visitieren zu lassen, so wird diese Behauptung durch die obige Darstellung für die Zeit seit 1433 als irrig erwiesen. Für die weiter zurückliegende Zeit vgl. Anm. 67a.

hören da z. B., daß der Landkomtur Johannes Frech mit 18 Gewappneten zum Heere des Königs in Gaeta stoßen mußte, was zur Versekung der Gurfa bei Polizzi nötigte²⁷⁶), und daß zu einer allgemeinen päpstlicherseits angeordneten Kirchensteuer in Sizilien ein Beitrag von 45 Unzen gezahlt wurde²⁷⁷). Aus anderen Zeugnissen jener und der folgenden Jahre erfahren wir, daß solche Forderungen auf mehr oder minder freiwillige Beteiligung an „donativis regiis“, an allgemeinen Besteuerungen des Klerus usw. nicht mehr aufhörten. Der Orden protestierte, prozessierte und — zahlte schließlich, schon um die Gunst des Königs und der Kurie nicht zu verscherzen; dafür erhielt er denn auch jedesmal eine Bestätigung seiner Privilegien und die Zusicherung, daß es mit dieser einmaligen Zahlung sein Bewenden haben solle²⁷⁸).

In diesen folgenden Jahren müssen sich auch in der Verwaltung der Ballei wieder Mißstände gezeigt haben, denn der Deutschmeister ließ sich ein 1454 oder 1455 von dem Treßler der Mansio, Christoph Ryeder, aufgestelltes, sehr eingehendes Verzeichnis aller Zinseinnahmen des Hauses einsenden²⁷⁹) und die Ballei während einer Reihe von Jahren (sicher nachweisbar 1458—64) durch Bruder Leonard Hedersdorfer als Statthalter (locumtenens) verwalten²⁸⁰). Auch nach dessen Ausscheiden besetzte der Meister das Landkomturamt nicht wieder, sondern betraute mit der Verwaltung vorläufig (ob nach Vereinbarung mit dem Hochmeister?) den seit 1464 als Generalprokurator des Ordens in Rom amtierenden Ordensbruder Jodocus Hogenstein, Bischof von Psel, der uns bereits aus der Geschichte der Ballei Apulien bekannt ist²⁸¹). Unter ihm trat der Mann hervor, der während der nächsten zwei Jahrzehnte den eigentlichen Grund zu dem Verlust der Ballei Sizilien legte und so recht den Typ des entarteten Ordensbruders der Spätzeit darstellt, **H e i n r i c h H o m e i s t e r**²⁸²).

Er scheint zuerst Priesterbruder gewesen zu sein, wird aber in den späteren Urkunden stets als miles²⁸³) bezeichnet. Über seine Herkunft und den Beginn seiner Tätigkeit in der Ballei ist nichts zu ermitteln. Bei seinem sichtlichem Bemühen, in den selbständigen Besitz der Ballei zu gelangen, hat er es verstanden, von Anfang an wie auch späterhin einflußreiche Stellen für sich zu gewinnen. Schon am 25. August 1471 empfahl ihn der Rat der

276) J. N. 1435/36 (N. B., S. 243.)

277) J. N. 1440/41 (N. B., Bl. 256): „für ein anslag, und ist gemacht durch das ganz land“. Nach der bei Mongitore S. 115 f. mitgeteilten Urk. des Königs Alfons handelt es sich dabei um ein „subsidiu charitativum“ des Ordens.

278) Mongitore besetzt S. 120—134 für die Jahre 1439—1457 eine Reihe solcher Fälle mit den entsprechenden Urkunden.

279) Es ist als bes. Heft den Jahresrechnungen der Balleyen Apulien u. Sizilien vorgeheftet und bildet jetzt die Bl. 1—51 d. Wiener Rechnungsbuchs. In ihm sind Zahlungen bis 1454 verzeichnet (Bl. 44); daraus ergibt sich die ungefähre Abfassungszeit. Spies (1544) in „Welfschland“ 41, Bl. 284, setzte es ins Jahr 1455, ihm folgten Ursinus (1720), ebda. 40, Bl. 42 v. und Handel (1763), ebda. 41, Bl. 56.

280) Mongitore, S. 134—136. Über damalige Mißstände in den welfschen Balleyen überhaupt hatte am 31. 8. 1453 der DM auch dem SM geklagt (D. Br. A.); vgl. auch Anm. 154a.

281) S. oben Anm. 164. Mongitore, S. 136, spricht zwar nur v. d. Bruder Jodocus, aber an dessen Identität mit d. Generalprokurator kann kein Zweifel obwalten.

282) Alle Quellen haben diese Namensform, nur vereinzelt findet sich im Cod. 96 einmal die Form „Hochmeister“.

283) Bezeichnenderweise wird in dem Referat des J. S. Ursinus v. 20. 3. 1720 („Welfschland“ 40, Bl. 40) die Aufhellung dieser Frage als nicht wünschenswert bezeichnet.

Stadt Palermo dringend dem Deutschmeister²⁸⁴) Ulrich von Lentersheim als einen um das Wohl des Hauses auch ohne bisherige Amtsstellung erfolgreich bemühten Mann²⁸⁵) und berief sich dabei auf das Urteil des Generalprokurators Iodocus, sowie die einhellige Wahl des Kapitels. Tatsächlich hat Ulrich von Lentersheim durch Mandat vom 6. Dezember 1471 den Heinrich Hoemeister zum Statthalter der Ballei Sizilien ernannt²⁸⁶). Aber erst im Jahre 1485 erhielt er seine Ernennung zum Landkomtur von dem Nachfolger Ulrichs, Reinhard von Reipberg²⁸⁷). Auf dieses Zögern fällt ein Licht aus einem Schreiben des letzteren an den Hochmeister Martin Truchseß zu Weßhausen vom 30. 10. 1486²⁸⁸), in dem er erwähnt, er habe dem Heinrich Hoemeister die Konfirmation erst kürzlich erteilt und auch das nicht um seiner Verdienste willen, sondern, „damit aus Übel nichts Ärgeres erwachse“. Denn jener habe sich schon rechtzeitig vom König von Aragonien und Sizilien (Ferdinand dem Katholischen, 1479—1516) eine Urkunde ausstellen lassen, die ihn gegen Schritte des Ordens schützen sollte; der Preis sei wohl ein mit dem König getroffenes Abkommen gewesen, gemäß welchem der König nach dem Ableben des Komturs die Ballei „einem seiner Rämmerlinge eingeben werde“. Ja, nur durch die inzwischen eingetroffene Bestätigung des Deutschmeisters sei der Landkomtur verhindert worden, seine Bestätigung zur Ballei Sizilien vom römischen Stuhle zu erbitten.

Demnach scheint Hoemeister seit 1471 die Verwaltung der Ballei so geführt zu haben, daß er wohl Grund hatte, sich gegen Schritte seiner Ordensoberen durch die Macht des spanischen Königs zu schützen^{289a}). Und wirklich sollte dessen Schutzbrief vom 5. Juni 1483, der in Form eines Mandats an den Vizekönig von Sizilien gehalten war, in den folgenden Auseinandersetzungen mit den Ordensoberen noch eine große Rolle spielen²⁸⁹). Wenn es dem zielbewußten Mann gelang, von König Ferdinand die Bestätigung der alten Privilegien der Mansio seit der Zeit Friedrichs II. zu gewinnen²⁹⁰), so hat ihn natürlich der Wunsch geleitet, die Vorteile des Besitzes im vollen Umfange zu genießen, während der König wohl wußte, daß der von ihm als Nachfolger in Aussicht genommene Bewerber diese Begünstigungen dereinst nicht zum Schaden der spanischen Krone ausnutzen würde. In welchem Geiste Hoemeister die Verwaltung der Ballei geführt hatte, offenbarte sich mit er-

²⁸⁴) Mongitore, S. 136, wirft hier die Ämter und Personen d. S. M. und d. D. M. durcheinander, wie auch sonst öfters.

²⁸⁵) Das Schreiben des Senatus Panormitanus gibt Mongitore S. 136 leider nicht im Wortlaut, sondern nur im Regest.

²⁸⁶) Abschr. bei Jäger, a. a. O., III, Bl. 279 (D. F. 319).

²⁸⁷) Abschr. *ibid.*, Bl. 315 (ohne Tagesdatum).

²⁸⁸) D. Br. A. (100, Nr. 6), Original.

^{289a}) Es scheint doch etwas Wahres an jener in Anm. 182 erwähnten Angabe von 1479/80 zu sein, wonach 1472 der Landkomtur von Lombardien Vinzenz Leybint vom DM auch mit der Verwaltung (vielleicht Visitation) der Ballei Sizilien betraut worden sei; allerdings habe er dort „den Vogel im Nest getroffen“. Jedenfalls würde sich dadurch Hoemeisters Bemühen um den königlichen Schutzbrief zu einem Teil erklären.

²⁸⁹) Das Schutzprivileg v. 5. 6. 1483 ist ungekürzt dem Erezutorialmandat des Vizekönigs v. 14. 5. 1484 inseriert (Cod. 96, S. 26); es verbietet ausdrücklich die Durchführung von Maßnahmen des Papstes sowie des Meisters S. Marie de Prusia gegen Hoemeister ohne vorherige Zustimmung des Königs. Mongitore, S. 137 f. gibt hiervon nur ein kurzes Exzerpt; vgl. auch u. Anm. 320a.

²⁹⁰) S. die Urkunden, Cordoba v. 5. 6. 1483 und zwei v. 31. 8. (Mongitore S. 136—139).

schreckender Klarheit im Jahre 1491, als der Deutschmeister endlich ein-griff²⁹¹). Damit beginnt ein spannender Kampf, über dessen Einzelheiten wir durch das Amtsbuch desselben Mannes unterrichtet sind, der nun zehn Jahre lang um des Ordens und zugleich sein eigenes Recht zäh und mannhaft, wenn auch zuletzt erfolglos, kämpfte — des Priesterbruders *Adolf von Geroldseck*.

Der Deutschmeister *Andreas von Grumbach* muß, nach jenem Brief vom 13. Oktober 1486 zu urteilen, über *Hoemeisters* Gebaren längst Bescheid gewußt haben. Andere Sorgen mögen ihn abgehalten haben, ernstlich einzugreifen. Ein Versuch, den Landkomtur zu einer persönlichen Rücksprache nach *Venedig* zu laden, scheiterte an *Hoemeisters* Weigerung²⁹²). Im Frühjahr 1491 scheinen aber bewegliche Klagen des Konvents zu *Palermo* an ihn, wie auch an den Papst ergangen zu sein²⁹³), denn bereits am 10. Mai 1491 richtete auf seine Bitte *Maximilian I.* ein Schreiben an *Ferdinand von Spanien*, in dem er auf die Unsauberkeit der Verwaltung *Hoemeisters* und die drohende Entfremdung der *Ballei* aus den Händen des Ordens hinwies²⁹⁴). Unter dem gleichen Datum schlossen sich die zu *Münberg* versammelten Kurfürsten diesem königlichen Schritt in freilich ziemlich allgemein gehaltenen Vorstellungen an²⁹⁵), wie auch *Maximilian* sich noch besonders an den Papst und das Kardinalskollegium wandte²⁹⁶). Anfang Juni 1491 muß dann den Meister ein Schreiben des *Johannes Adam*, „Konsuls der Deutschen in *Palermo*“, vom 4. Mai 1491 erreicht haben, in dem die schwersten Anschuldigungen gegen *Heinrich Hoemeister* ausgesprochen waren, sein persönliches Leben wie seine Handhabung der Verwaltung schonungslos kritisiert wurden. Der Brief schien dem Deutschmeister so wichtig, daß er ihn dem Hochmeister in *Königsberg* übersandte²⁹⁷). Jedenfalls konnte er nun nicht mehr zögern. Er ernannte durch Mandat vom 16. Juni 1491 den Landkomtur der *Ballei Lombardien*, Ritterbruder *Wilhelm von Waiblingen*, und den Priesterbruder *Adolf von Geroldseck*, Komtur zu *Priscenico* aus derselben *Ballei*, zu *Visitatoren* für die *Ballei Sizilien* mit dem speziellen Auftrag, gegen den ungetreuen *Heinrich Hoemeister* strengstens vorzugehen²⁹⁸), und schärfte durch *Sondervollmacht* vom 17. Juni allen Insaßen

291) *Mongitore* S. 139 verwechselt auch hier wieder den D. M. mit d. S. M.

292) *Cod. 96*, S. 10. Näheres s. u. bei der Schilderung der *Visitation* v. Sept. 1491.

293) *Mongitore*, S. 139, leider ohne Belegstelle; 2 päpstliche Breven in dieser Angelegenheit an E. B. v. *Palermo* v. 23. 5. und 16. 7. 1491 (*Cod. 96*, S. 41 f., auch bei *Mongitore* S. 140 f.).

294) *Cod. 96*, S. 546. Die in der Briefkopie stehende Jahreszahl 1481 erweist sich durch die angegeb. *Regier.-Jahre Maximilians* (seit 1486 „*römischer König*“) als ein Schreibfehler G.'s; es handelt sich um d. Jahr 1491 (vgl. auch *Anm.* 295).

295) *Cod. 96*, S. 549 f. (mit richtigem Datum).

296) *Cod. 96*, S. 547 f.; hier freilich ohne Datum, doch nach der Anordnung und dem Inhalt zweifellos gleichzeitig mit den beiden *Brr.* an den *König* v. *Spanien*.

297) *D. Br. A.*; die Adresse ist so beschädigt, daß nicht klar wird, ob der Brief an den S. M. oder D. M. gerichtet ist. Es ist aber wahrscheinlich, daß der Adressat der D. M. ist und das Original dem S. M. übersandt wurde. Dafür spricht auch die Tatsache, daß im *Cod. 96*, S. 529 die Copie einer Antwort des D. M. an *Johannes Adam*, undat., wohl v. 1491, erhalten ist.

298) Abschr. der v. d. kaiserlichen *Notar* der *Diözese Speyer* beglaubigten *Generalvollmacht* im *Cod. 96*, S. 21—23, auch bei *Jäger*, a. a. O. III, Bl. 337 (*D. F.* 319). *Mongitore*, S. 139, irrt wieder gröblich, wenn er den Hochmeister *Johann v. Tiefen* die beiden *Visitatoren* ernennen läßt.

der Ballei ein, die Visitatoren mit der gebührenden Achtung zu empfangen und ihnen den schuldigen Gehorsam zu leisten²⁹⁹). In einem besonderen Schreiben vom 18. Juni empfahl der Meister dem König Ferdinand die beiden Visitatoren und bat, von einer etwaigen Begünstigung des Hoemeister abzusehen. Er hatte ganz richtig gerechnet, daß dieser seine Gegenmienen legen würde. Noch am 20. September richtete Hoemeister an den Bizekönig von Sizilien, Ferdinand von Acugna³⁰⁰), eine Petition, in der er bat, ihn gegen die Visitatoren zu schützen, und sich dabei auf das erwähnte Mandat des Königs vom 5. Juni 1483 berief³⁰¹). Tatsächlich erreichte er dadurch, daß das Executorialmandat des Bizekönigs vom 24. Sept. 1491, durch das die Vollmacht der Visitatoren anerkannt wurde, ihnen ausdrücklich einschärfte, sowohl im etwaigen Strafverfahren gegen Hoemeister, wie in der Änderung der Verwaltung der Ballei nichts vorzunehmen, ohne vorher dem Bizekönig berichtet und bei ihm angefragt zu haben³⁰²).

Unter diesen Voraussetzungen fand am 28. September 1491 in der Kirche der Mansio die Visitation in althergebrachten Formen statt³⁰³). Hier scheint es anders als bei jener von 1440³⁰⁴) nur zu einer Prüfung des inneren Lebens der Ballei gekommen zu sein, wenigstens verrät uns das von Adolf von Geroldsdorf überlieferte Protokoll nichts über die anderen Dinge³⁰⁵). Das Verfahren war so, daß zunächst der Landkomtur über die einzelnen Konventsmitglieder, dann nacheinander jeder von diesen über seinen Oberen und seine Mitbrüder verhört wurde. Hierbei ergab sich nun ein trauriges Bild. Konnte der Landkomtur (Hoemeister) mancherlei Ungünstiges von seinen Mitbrüdern ausfragen, so bestätigten deren Aussagen über ihn völlig die Klagen jenes Johannes Adam; insbesondere die Frauen scheinen im Leben dieses Ordensbruders eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Der Raum verbietet es, auf Einzelnes einzugehen; manche Bilder könnten aus Boccaccios Decamerone oder aus einer deutschen Schwanksammlung des 15. oder 16. Jahrhunderts entlehnt sein. Des Landkomturs Auffassung von seiner Gehorsamspflicht erhellt u. a. aus folgenden seiner Äußerungen, von denen die Brüder im Verhör zu berichten wußten: „Ich gebe soviel um meinen Herrn Meister als er um mich gibt.“ „Was Meister, ich bin Herr und Meister hier und will den ansehen, der mich hie vertreiben will.“ „Das Haus und alles Gut sei sein Eigen, und wenn der Hochmeister selber herkäme, so wolle er ihm die Tür vor der Nase zuschlagen, und (ihn) vor dem Haus stehenlassen.“ „Er schiffe den Visitatoren auf ihre Mäuler, denn sie sind alle Bettler. Sie haben kein Geld; und wenn sie schon kommen, so wolle er sie mit Geld auskaufen. Er hab' davon genug“ u.s.f. Zu einer früheren

299) Cod. 96, S. 22 f.

300) Es ist derselbe, der zum ersten Mal eine Öffnung des Sarkophages Kaiser Heinrichs VI. im Dom zu Palermo veranlaßte. Vgl. Voethe, a. a. D., S. 471, Anm. 6.

301) Cod. 96, S. 24 f.

302) Cod. 96, S. 23 f.

303) Das Protokoll im Cod. 96, S. 1—18.

304) S. v. Text zu Anm. 273—275.

305) Aus der kurzen Darstellung des Vorgangs bei Mongitore (S. 141) ließe sich auch herauslesen, daß die Visitation wegen des Widerstandes des Heinrich Hoemeister abgebrochen werden mußte.

brieflichen Aufforderung des Meisters, sich zu einer Rücksprache nach Venedig zu verfügen, habe er geäußert: „Es vermöchte der Meister und alle seine Gebietiger nit, noch das ganze Himmelsheer, daß er solches tun wolle, noch sich selbst auf den Fleischbank geben“. Könnte man auch in solchen Äußerungen, zumal wenn sie wie hier nur durch Ausfagen verdrossener Untergebener überliefert sind, ein gutes Stück Renommisterei sehen und sie entsprechend bewerten, so bleibt doch an Anschuldigungen über den Lebenswandel, den Kleideraufwand, prunkvolles weltliches Auftreten, herrisches, ja rohes Verhalten zu den Mitbrüdern, vor allem aber über Veruntreuung der beweglichen und unbeweglichen Güter des Hauses und Ordens genug übrig, um das Bild eines Gewaltmenschen der Renaissancezeit zu vollenden, der mit den Ordensgelübden längst innerlich gebrochen hat. Harmloser lauten schon die Ausfagen der Brüder über einander, wenn auch die Trinklust bei einigen von ihnen nicht verschwiegen wird. Der ganze Konvent bestand übrigens damals außer dem Landkomtur nur noch aus den Ritterbrüdern Hans Lochner³⁰⁶) und Jost (Jodocus) Mor (Mör, Murer) und dem Priesterbruder Nikolaus Kirstan (Kirsting).

Die Visitation scheint nicht ordnungsgemäß zu Ende geführt worden zu sein. Hoemeister hat seine Beziehungen zur spanischen Regierung, insbesondere zum Vizekönig von Sizilien, auszunutzen verstanden, so daß die über ihn von den Visitatoren ausgesprochene Absetzung wirkungslos blieb. Die königliche Urkunde vom 5. Juni 1483 schützte ihn ja auch vor allzu radikalen Schritten seiner Oberen³⁰⁷). Beide Teile sahen sich also auf den Prozeßweg am spanischen Hof verwiesen. Zu diesem Zweck begab sich Wilhelm von Waiblingen im Oktober 1491 nach Spanien³⁰⁸). Der Prozeß vor dem Gerichtshof des Königs schloß zunächst mit einer dem Orden günstigen Entscheidung (v. 4. 1. 1492)³⁰⁹). Sie gestattete den Visitatoren jedenfalls weiteres Vorgehen in ihrem Geschäft, immer freilich unter Wahrung der königlichen Gerechtsame. Aber Heinrich Hoemeister war auf diese Fälle gerüstet und hatte mehrere Eisen im Feuer. Er wußte den Vizekönig von Sizilien dahin zu bestimmen, die Execution der königlichen Sentenz einstweilen hinauszuschieben, ferner ließ Ferdinand von Acugna Anfang 1492 den schwer belasteten Landkomtur nach Messina kommen, wohl um ihn der Strafgewalt des Visitators zu entziehen, und verwies diesen auf den Rechtsweg

³⁰⁶) Ob dieser Ordensbruder mit dem gleichnamigen Vorsteher des Ordenshauses S. Trinità zu Venedig identisch ist, den Perlbach *L. M.* 17 (1880) S. 273 z. 3. 1470 nennt, ist nicht zu entscheiden. Möglich wäre es, da Geroldsbeck am 24. 12. 1493 von dem am 5. 11. 1493 erfolgten Tode des Hans Lochner berichtet. Vielleicht hat seinerzeit eine sogenannte „Strafverfegung“ stattgefunden (vgl. v. Ann. 155).

³⁰⁷) S. v. Ann. 289 und Text zu Ann. 301.

³⁰⁸) Über seine dort. Erlebnisse berichten seine Briefe an Adolf v. Geroldsbeck, die im Cod. 96, S. 340—74, enthalten sind und ein reizvolles, in der Ordensüberlieferung m. W. einzig dastehendes Beispiel für die vertrauliche Korrespondenz zweier Ordensbrüder und Amtsgegnossen untereinander bieten. Leider können sie in ihren Einzelheiten, die auch viel Interessantes zur allg. Kulturgeschichte enthalten, hier nicht ausgewertet werden. — W. v. Waiblingen begab sich später zum D. M. und ist nicht mehr nach Palermo zurückgekehrt.

³⁰⁹) Sentenz und Executorialmandat d. Königs v. 4. 1. 1492 im Cod. 96, S. 47—49, auch bei Mongitore S. 141—144.

beim sizilischen Großhof³¹⁰). Inzwischen verzichtete Hoemeister, der bei der Kurie zunächst erlangt hatte, daß am 2. März 1492 Adolf von Geroldseck zur mündlichen Verhandlung nach Rom zitiert wurde³¹¹), durch seinen Sachwalter — anscheinend auf entsprechenden Wink — auf die Baltei in die Hände des Papstes Innocenz VIII. zugunsten des Kardinals Roderich Borja, des Vizekanzlers des römischen Stuhles. Durch Bulle vom 2. Mai 1492 verlich Innocenz die Baltei Sizilien, weil sie als ein bei der römischen Kurie erledigtes Beneficium ecclesiasticum auf Grund der Konstitution „Excrabilis“ Johannis XXII. (v. J. 1317) der päpstlichen Kollation unterliege³¹²), mit allen ihren Besitzungen und den auf 1500 Goldflorenen geschätzten Einkünften dem genannten Kardinal auf Lebenszeit, unter ausdrücklicher Annullierung aller dem Orden hinsichtlich der Besetzung der Baltei Sizilien von seinen Vorgängern erteilten Privilegien³¹³). In einem besonderen Breve vom gleichen Datum wurde für Heinrich Hoemeister eine Pension von 500 Gulden aus der Baltei reserviert³¹⁴).

Durch Breve vom 9. Mai 1492 wies Innocenz VIII. die beiden Visitatoren an, sich dieser Entscheidung zu fügen und den Kardinal bzw. seinen Prokurator in den Besitz der Kommende einzuführen³¹⁵). Zwar trug der Vizekönig Bedenken, der päpstlichen Bulle die Executoria zu erteilen, doch erlangte Adolf von Geroldseck, der nach der Abreise seines Mitvisitators nach Spanien sofort mit den Widerständen des Personals im Hause zu kämpfen hatte³¹⁶), auch nicht die Ausführung der königlichen Sentenz vom 4. Januar 1492, die ihm, wie bereits erwähnt, die Weiterführung der Visitation gestattet hatte. Vielmehr fragte der Vizekönig dieserhalb in Spanien an³¹⁷). Die Appellation Adolf von Geroldsecks in Rom von dem Einweisungsbreve des Papstes hatte nur zur Folge, daß der Kardinal den Vizekönig darauf aufmerksam machte, Wilhelm von Waiblingen und Adolf von Geroldseck seien „bloße Visitierer“ und „fremde Gäste“, die bis zur tatsächlichen Einweisung des Kardinals alles versilbern, „Gülden und Rente zu Geld machen und schließlich davonfahren würden“, es sei also ratsam, die Güter der Baltei einstweilen mit königlichem Sequester zu belegen³¹⁸). Das geschah denn auch³¹⁹), und die Ausführung der päpstlichen Provision an Roderich Borja unterblieb einstweilen.

310) Cod. 96, S. 386. (Bericht Geroldsecks an den D. N. v. 8. 10. 1492). Für die Stellungnahme Hoemeisters ist bezeichnend, daß er am 22. 2. 1492 aus Messina an Ridolfo Geroldseck in italienischer Sprache schreibt und sich Rigo H. unterzeichnet; G. antwortet ihm am 7. 3. 1492 ebenfalls italienisch (Cod. 96, S. 36 f.).

311) Cod. 96, S. 55—59. Geroldseck ist dieser Aufforderung nicht gefolgt.

312) Zu dieser für die Entw. des päpstl. Provisionsrechts so wichtigen Entscheidung, Johannes XXII. vgl. Sägmüller, Lehb. d. kath. R. R. (1907), S. 273 f.; ferner Friedberg in Real-Enc. f. pr. Th. u. R. 3. Bd. 16 (1905), S. 672.

313) Cod. 96, S. 66—68; Abdr. h. Mongitore, S. 145—147.

314) Cod. 96, S. 68—70. Der Floren und der Goldgulden entsprachen in ihrem damaligen Metallwert ungefähr dem Dutaten (ca. 9,50 M.).

315) Cod. 96, S. 63; Mongitore S. 147.

316) Cod. 96, S. 386.

317) Cod. 96, S. 388.

318) Cod. 96, S. 389.

319) Verf. d. Vizekönigs v. 14. 6. 1492 an d. Stadtrat v. Palermo, die Güter u. Einkünfte der Manfio zu sequestrieren, nebst näherer Anweisg. betr. Sicherstellung v. Bargeldbeständen, Cod. 96, S. 71 f. Protesterklärung Geroldsecks vor d. Stadtrat v. 26. 6. 92, ibid. S. 73.

Zweifellos traf diese Maßnahme des spanischen Königs nicht nur die Interessen des Ordens, sondern auch die des Kardinals. Das Ziel war die Zuwendung der reichen Ballei an den natürlichen Sohn des Königs, Alfons, Erzbischof von Saragossa; in Palermitaner Kreisen sprach man sich darüber recht unverblümt aus³²⁰). Dies Verfahren entsprach ebenso den dynastischen Interessen Ferdinands wie seiner zentralistischen Politik, die bekanntlich in Sizilien ebenso wie in Spanien gegen päpstliche Übergriffe außerordentlich auf der Hut war^{320a}); andererseits war er aber wohl wegen seiner eigenen Unternehmung gegen die Reste der Maurenherrschaft in Granada nicht geneigt, mit offener Feindseligkeit gegen den Papst hervorzutreten, zumal der von diesem begünstigte Borja selbst spanischer Herkunft war. So oder so, die gegenseitigen Machtfragen wurden jedenfalls auf dem Rücken des machtlosen Ordens ausgetragen. Und dazu nahm noch Roderich Borja im Kardinalskollegium die Stellung eines „Protectors“ des Ordens ein! Ihm hatte der Deutschmeister vertrauensvoll bereits am 18. Juni 1491 geschrieben und ihm für die bisherige Förderung des Auftrages der beiden Visiterer gedankt³²¹), an ihn hatte sich Adolf von Geroldseeck beim Austausch der ersten Schwierigkeiten gewandt³²²). Ja, der Borja besaß die Unverfrorenheit, am 14. Mai 1492 Adolf von Geroldseeck zu versichern, daß er gerade in seiner Eigenschaft als Protector des Ordens die Kommende nur übernommen habe, um sie vor weiterem Verlust zu schützen³²³); und dem Deutschmeister schrieb er am 17. Juni 1492, daß er durch die Annahme der Provision die Ballei dem Orden geradezu erhalten wolle³²⁴). War es zu verwundern, daß Maximilian I. etwas später für das Verfahren des mittlerweile bereits zum Papst erhobenen ehemaligen Kardinalprotectors in Sachen des Ordens die Worte fand „qui quod protegere debuit, per se usurpare studuit“³²⁵)? Auch der Generalprokurator des Ordens in Rom, der Bischof von Samland, Johannes Rehwinkel, scheint in dieser Sache versagt zu haben³²⁶).

Die ganzen Fragen waren noch in der Schwebe, als Innocenz VIII. am 25. Juli 1492 starb. Roderich Borja, der am 11. August 1492 aus dem Konklave als Alexander VI. hervorging, übertrug nunmehr die strittige Ballei dem Kardinal Federigo di Sanseverino³²⁷), doch mit der Einschränkung, daß ihm nur eine Pension von 1000 Goldgulden darauf zustehen

³²⁰) Vgl. Geroldseecks Brief an D. M. v. 24. 12. 1493 (die angegebene Zahl 1494 ist Schreibfehler), Cod. 96, S. 393–97.

^{320a}) Cod. 96, S. 533–535. ist ein Erlaß vom 30. 3. 1479 mitgeteilt, in dem König Ferdinand unter strenger Strafandrohung seinen gesamten Behörden verbietet, die Besetzung jetzt oder künftig freiverbender geistlicher Stellen in Spanien und Sizilien auf Grund päpstlicher Provisionen zu dulden, ehe er nicht seine Executoria dazu erteilt habe.

³²¹) Cod. 96, S. 526.

³²²) Schr. v. 1. 4. 1492, Cod. 96, S. 61 f., vgl. auch *ibid.* S. 388.

³²³) Cod. 96, S. 64 f.

³²⁴) Cod. 96, S. 65 f. Hier wird auf die Gefahr hingewiesen, daß die Ballei in die Hände des Erzbb. v. Saragossa kommen könnte.

³²⁵) Cod. 96, S. 552, in einem undat. Schr., das etwa 1492, spätestens 1493 liegen wird.

³²⁶) *Ibid.* S. 388. Rehwinkel war 1491–92 zum 2. Mal als Generalprokurator d. Ordens, u. zw. bis nach d. Wahl Alexanders VI. (11. 8. 1492), in Rom tätig; vgl. Freitag, a. a. O., S. 213 f.; f. auch o. Text z. Anm. 197/198.

³²⁷) Bereits seit 9. 3. 1489 Kardinal, doch „in pectore reservatus“, erst 24. 7. 1492 öffentlich in das Kardinalskollegium aufgenommen; (f. Eubel 2, S. 22 und 57).

folste³²⁸), während dem Heinrich Hoemeister die seinige in Höhe von 500 Goldgulden reserviert blieb^{328a}). Wie weit infolge des immer noch auf der Baltei liegenden königlichen Sequesters beide tatsächlich in den Genuß dieser Einkünfte gekommen sind, ist aus dem vorliegenden Material nicht zu ersehen. Die Ansprüche Heinrich Hoemeisters jedenfalls erledigten sich bald genug dadurch, daß er im Sommer des Jahres 1493 starb³²⁹). So blieb für den Orden zunächst nur die Schwierigkeit, mit dem Kardinal zu irgendeiner Einigung zu kommen. Wie wenig der Orden geneigt war, sein unanfechtbares Besitzrecht an der Baltei trotz der päpstlichen Verleihung aufzugeben, geht daraus hervor, daß der Deutschmeister am 10. August 1493 den Adolf von Geroldseck zum Statthalter der Baltei Sizilien ernannte, schon um damit den ewigen Einwendungen der Gegenpartei, er sei „bloßer Visitierer“ und die Tatsache der „Bakanz“ bestehe offenkundig zu Recht, die Spitze abzuberechen³³⁰). So erfüllte er auch die wiederholten Bitten des ungemein tätigen, wenn auch etwas schreibseligen und zum Klagen geneigten Mannes, einen tüchtigen Landkomtur nach Sizilien zu schicken, der durch seine Stellung den Gegnern mehr imponieren könnte. Wenn der Deutschmeister dieser Forderung nur bis zu einem gewissen Grade Rechnung trug, so leitete ihn offenbar die Überzeugung, daß die politischen Rücksichten und die Machtlosigkeit des Ordens, insbesondere auch seine finanzielle Notlage, eine volle Besetzung untunlich erscheinen ließen³³¹).

In seiner Eigenschaft als Statthalter der Baltei führte nun Adolf von Geroldseck die Verhandlungen sowohl an der römischen Kurie, wie am spanischen Hof, auch mit dem Vizekönig von Sizilien, worüber seine Briefe an den Deutschmeister ein vielgestaltiges Bild gewähren, freilich nicht ohne durch fortwährende Wiederholungen etwas zu ermüden^{331a}). Seine Lage war keineswegs rosig. Im Hause zu Palermo war er nur geduldet; der Prokurator des Vizekönigs, der die Verwaltung hatte, ließ ihm nur das Notwendigste an Lebensunterhalt und Geldmitteln zukommen, so daß er zur Auf-

³²⁸) Wortlaut und Datum der päpstlichen Bulle sind nicht festzustellen. Vgl. Schr. d. Hans Langer an Geroldseck v. 27. 11. 1492, 19. 9. 1494, 28. 2., 26. 5., 27. 7. 1495 (Cod. 96, S. 589, 598 f., 600, 602, 604) u. Schr. Geroldsecks an D. M. v. 24. 12. 1493 (Cod. 96, S. 394, wo verfehntl. 1494 steht). Alexander VI. war Sanseverino für seine Stimme im Konklave verpflichtet. Vgl. Pastor, Päpste 3, (1895), S. 277; die dort in Anm. 5 mit d. Dat. 19. 10. 1492 zitierte Verleihung einer Abtei an Sanseverino könnte sich auf die Mansio beziehen.

^{328a}) Vgl. Schr. Geroldsecks an D. M. v. 8. 10. 1492 (Cod. 96, S. 389).

³²⁹) Der D. M. erwähnt in f. Schr. v. 26. 9. 1493 (Cod. 96, S. 470), daß er durch Geroldsecks Br. v. 14. 8. d. J. Nachricht v. Tode Hoemeisters erhalten habe; am 11. 8. 1493 (ibid., S. 467) hatte er noch schreiben können, daß es wünschenswert sei, „den Abenteuerer Heinrich Hoemeister zur Hand und seine begangene Bosheit und Untreue zur Strafe zu bringen“. S. wird also etwa Ende Juli oder Anfang August 1493 gestorben sein.

³³⁰) Die Ernennungsurk., Hornegg 10. 8. 1493 (lat.) im Cod. 96, S. 468.

³³¹) Ursprünglich hatte wohl der Plan bestanden, dem sehr tüchtigen und vertrauenswürdigsten Landkomtur v. Lombardien, Wilhelm v. Waiblingen, Geroldsecks einseitigem Mitvisitierer, auch die Leitung der Baltei Sizilien zu übertragen. Das deutet Hans Langer in seinem Br. an Geroldseck v. 25. 2. 1493 an (Cod. 96, S. 589). Doch im Schr. v. 11. 8. 1493 an Geroldseck (ib., S. 466) erwähnt der D. M., daß er davon Abstand genommen habe, weil man es am spanischen Hofe so auslegen würde, daß Waiblingen in seiner Eigenschaft als oberster Visitierer den Hoemeister nur entsetzt habe, um selbst in den Besitz der Baltei zu gelangen. Außerdem seien sich die „Schriftgelehrten“ in Deutschland nicht darüber einig, ob ein Landkomtur zwei Balteien verwalten dürfe.

^{331a}) Cod. 96, S. 393–427 (1493–1496); die gesamte Briefreihe umfaßt die Jahre 1492–1500 (ibid. S. 386–462).

nahme von Darlehen, Inanspruchnahme von eigenen Mitteln, jedenfalls aber zu ewigen Geldforderungen an den Meister genötigt war. Interessant ist der Weg, den die Korrespondenz mit letzterem nimmt. Geroldsecks Briefe gehen gewöhnlich zunächst nach Rom, an den dortigen Procurator des Deutschmeisters, Magister Johann Langer³³²), von diesem über das Ordenshaus zu Benedig nach Hornegg. Der Rückweg vollzieht sich in der gleichen Weise. Da Geroldseck in seinem Amtsbuch bei den meisten Kopien der Empfänge gewissenhaft das Datum des Eingangs vermerkt hat, so läßt sich die Dauer der Laufzeit der Briefe ziemlich genau berechnen. Sie dauert durchschnittlich zwei bis drei Monate. Dabei müssen nicht nur die damaligen Kriegsverhältnisse in Italien als verkehrshemmend in Betracht gezogen, sondern auch die Tatsache in Rechnung gestellt werden, daß der Geschäftsträger in Rom seinerseits Stellung zu den Briefen nimmt, sie mit Anlagen versieht, daß sie auch in Benedig gelegentlich noch auf Weisung geöffnet werden. Geroldseck wählt übrigens häufig auch noch einen zweiten Weg für seine Briefe, nämlich den zur See nach Benedig unmittelbar, und empfiehlt dem Meister das Gleiche.

Die Verhandlungen der folgenden Jahre in allen ihren Verschlingungen an der Hand des reichhaltigen Wiener Codex 96 zu schildern, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Nur einige Hauptlinien lassen sich andeuten. Der Kardinal Federigo Sansverino sperrt sich gegen den Abschluß eines Vertrages mit dem Orden, nach dem diesem das Besitzrecht an der Ballei gewahrt bleiben, jenem eine jährliche Rente zugesichert werden soll. Die Rechtsfrage dabei ist die, daß er den vollen Besitz der Ballei erhalten zu haben behauptet, während der Orden auf dem Standpunkt steht, daß ihm nur eine Pension von 1000 Gulden bewilligt, im übrigen aber die Besetzung der Ballei ein Recht des Ordens sei; denn es handele sich nicht um eine Kommende, sondern um ein „wandelbares“ Amt; eine „Vakanz“, wie bei einem kirchlichen Benefizium, könne also nicht eintreten; auch habe Hoemeister gar nicht das Recht gehabt, auf sein Amt in die Hände des Papstes zu verzichten. Um diese kirchenrechtliche Frage dreht sich der Streit freilich nur äußerlich und formal. In Wirklichkeit schweben schon seit 1492 Verhandlungen zwischen dem Kardinal und dem König von Spanien mit dem Ziel, dem natürlichen Sohne des Königs die Ballei zuzuwenden. Das Geheimnis wird dabei so gut gewahrt, daß selbst der der Kurie nahestehende Procurator Hans Langer in Rom überrascht ist, als diese Verhandlungen im Jahre 1495 den Erfolg haben, daß Sansverino auf die Ballei in die Hände des Papstes verzichtet und Alexander VI. sie durch Bulle vom 11. März 1495 dem Erzbischof Alfons von Saragossa überträgt, mit ähnlicher Begründung, wie seinerzeit bei seiner eigenen Beleihung, und mit ausdrücklicher Annullierung etwa entgegenstehender Privilegien³³³). Ferdinand, bis dahin vorsichtig im Hintergrunde geblieben, hatte die Früchte seiner ziel-

³³²) Mag. Johann Langer, Abbreviator literarum apostolicarum, 1491—1500 nachweisbar, muß S o n d e r bevollmächtigter des D. M. in Rom gewesen sein; das Amt des vom S. M. ernannten G e n e r a l procurators verfaben in jenen Jahren Johannes Rehwinkel, Bisch. v. Saml., 1491—92, Nicolaus Creuder, 1493—1497, Michael Sculteti, 1497—1500, f. Freytag, a. a. D., S. 213—216.

³³³) Wortlaut der Bulle Mongitore S. 148—151.

bewußten Politik geerntet und beeilte sich, der päpstlichen Bulle durch Exeutorialmandat vom 2. April 1495 die Rechtskraft zu verleihen³³⁴). Das Sequester wurde demgemäß aufgehoben, und durch Verfügung des Vizekönigs Johannes de la Nuza, Messina 26. Mai 1495, wurde die Ballei dem Erzbischof übergeben³³⁵). Der Kardinal Sanseverino kam dabei nicht ganz um das Seinige, denn er hatte von dem Erzbischof von Saragossa die Zusage erhalten, daß ihm die Pension weiter gezahlt werden sollte³³⁶). Für den Orden aber verschob sich damit die Angelegenheit auf die Ebene eines Ringens mit dem spanischen Erzbischof bzw. mit dem hinter ihm stehenden König.

Unter diesen Umständen tritt die an sich wenig bedeutende Angelegenheit 1495 in den Rahmen großer europäischer Zusammenhänge. Es ist jene für das Schicksal Italiens wie für die Bildung der modernen europäischen Staatenwelt so bedeutungsvolle Epoche, die Ranke in seinem berühmten Erstlingswerk (Geschichte der romanischen und germanischen Völker) so eindrucksvoll geschildert hat, die seit, da zugleich unter Führung Bertholds von Henneberg die großen Bestrebungen einer Reichsreform unter beständigem Ringen mit der Hausmachtspolitik Maximilians I. einsetzten. Längst hatte der Orden die Hilfe des römischen Königs, der Kurfürsten und anderer Reichsstände in Anspruch genommen. Wie sie bereits im Jahre 1491 sich an den König von Spanien, den Papst und das Kardinalskollegium gewandt hatten, um das Werk der Visitation zu fördern, ist schon erwähnt worden³³⁷). Jetzt treten sie erneut auf den Plan. Recht kräftige Töne erklingen z. B. schon in dem Briefe vom 31. März 1494: „Tamquam generalis huius Ordinis protector“ geißelt Maximilian hier die Verleihung der Ballei Sizilien an Sanseverino und dessen Mächtigkeiten mit dem Erzbischof von Saragossa und spricht seine Verwunderung darüber aus, „talia ab apostolica sede ac eius membris adtemptari, cum harum (der Güter und Häuser) vero dispositio ad solum Magistrum Ordinis pertineat“³³⁸). Ein nur einen Tag später an den König von Spanien ergangener Brief des Erzkanzlers Berthold von Henneberg läßt vermuten, daß auf ihn auch das Diktat des kaiserlichen Briefes zurückzuführen sein wird³³⁹). Seinem Einfluß wird es auch zu verdanken gewesen sein, daß die Sache auf dem bekannten Reichstag zu Worms, der von März bis August 1495 tagte, zur Sprache kam³⁴⁰). Der Deutschmeister war hier mit einigen Gebietigern anwesend³⁴¹). Von hier aus wandten sich Kaiser und Stände vereint an den Papst und das Kardinalskollegium; zum ersten Male wird hier das Schicksal der Ballei Sizilien

³³⁴) Wortlaut Mongitore, S. 151 f.

³³⁵) Mongitore, S. 152.

³³⁶) Das erwähnt Hans Langer in seinem Br. an Geroldsäck v. 25. 3. 1496. Cod. 96, S. 605.

³³⁷) S. v. Anm. 294—296.

³³⁸) Cod. 96, S. 554.

³³⁹) Ibid., S. 555. Maximilian I., 1493 Nachfolger Kaiser Friedrichs III., nahm den Titel eines „erwählten römischen Kaisers“ offiziell allerdings erst 1508 an.

³⁴⁰) Für die geplante Ausgabe der Akten des Reichstags von Worms würde der Codex 96 manchen interessanten Beitrag liefern können.

³⁴¹) Das geht aus seinem Schr. an Geroldsäck v. 9. 10. 95 hervor (Cod. 96, S. 489), ferner aus dem Schr. d. Johann Langer an Geroldsäck v. 27. 7. 95 (ibid., S. 604). Freilich äußert sich Geroldsäck in f. Schr. an den D. R. v. 5. 9. 95, ibid., S. 101, etwas skeptisch über dessen dortige Erfolge.

mit demjenigen der Ballei Apulien in Verbindung gebracht³⁴²). In besonders eindringlicher Weise wurden die Gesandten des spanischen Königs bearbeitet. Eine an sie im Namen von Kaiser und Reich gerichtete Ansprache³⁴³) erregt unser besonderes Interesse durch einen in ihr enthaltenen kurzen Abriss der Ordensgeschichte, der ungefähr ein Bild dessen gibt, was als damalige communis opinio der deutschen Nation über den Orden zu gelten hat³⁴⁴). Erinnerung man sich des starken Interesses, das eben damals auch das Schicksal des preussischen Ordenszweiges weithin in Deutschland fand — freilich ohne die entsprechende militärische und materielle Hilfeleistung —, dann erscheint die Verbindung, in die ihn diese reichsamtlichen Rundgebungen und Verhandlungen mit den sizilisch-apulischen Besitzungen bringen, doch nicht nur gesucht und hergeholt, sondern beide räumlich so weit von einander sich vollziehenden Abbröckelungen deutscher Außenposten haben mit dazu beigetragen, das ohnehin wachgewordene Nationalgefühl noch mehr zu erregen. So haben diese Vorgänge nicht nur den fatalen Nebengeschmack des Negativen im machtpolitischen Sinne, sondern dürfen auch auf der Habenseite deutschen Lebens in ideengeschichtlicher Beziehung gebucht werden.

Fehlte auch den von seiten des Reichs aus unternommenen Schritten Entschluß und Macht zu energischem Eingreifen, so haben sie doch den Versuchen des Ordens, unter allen Umständen eine Revision der im Mai 1495 geschaffenen Lage zu erreichen, wenigstens einen gewissen moralischen Halt geboten. Wieder war es Geroldseck, der unverdrossen immer neue Hebel ansetzte. Dabei spielte neben dem Ordensinteresse auch seine persönliche Lage mit, da er in dem Hause, das er als Bisitierer und Statthalter übernommen hatte, nicht als bloßer Kaplan bleiben wollte³⁴⁵), wie es ihm der Erzbischof

342) Vgl. die Briefe v. Aug. u. Sept. 1495 im Cod. 96, S. 560—66.

343) „Verbotenus acta et dicta ad oratores regum Hispanie nomine Reg. Rom. et al. princ. prelat. et nobil.“, Cod. 96, S. 566—68.

344) Ich kann mir nicht verjagen, diesen demwürdigen Passus, der auch in den gleichzeitigen Briefen pp. in mehrfach abgewandelter Gestalt wiederkehrt, hier abzudrucken. Einige Sprachfehler, die sicherlich auf Flüchtigkeit des Abschreibers beruhen, habe ich stillschweigend verbessert. „*Divi Romani imperatores ac reges videntes Christianum populum ab infidelibus in septentrionalibus partibus miserabiliter opprimi atque immaniter trucidari et Scitas, Sarmatas, Tartaros ac alios infideles, nominis nostri infestissimos hostes, sedes christianorum cotidie occupare, invenerunt postremo modum, quo militarem ordinem Theotonicorum, eodem tempore vel ante aliquantisper ortum in magna expeditione contra Thurcum apud Jerosolimam et deinde confirmatum ad has partes et in Prussia et Livonia transferrent, ubi milites sic translati sua animi fortitudine successive militares vires in tantum extenderunt, ut necatis atque trucidatis fugatisque infidelibus totam Prussia totamque Livonia, ex barbarorum manibus liberatas ac pacatas terras, in sua dominia nacti Lituanos, populum potentissimum, christiane religionis penitus inertem, compellerent ad fidem. Multaque alia ac innumera [!] eorum benegesta, que longum esset referre, commemorare possem, que brevitas causa obmitterem. Si quis tamen ea altius indagare velit, cronacas ordinis recenseat, unde predicti divi imperatores ac reges eosdem milites multis donacionibus, rebus, bonis, iuribus et privilegiis decorarunt, precipue divus Fredericus secundus, qui ordini multa bona in Apulia trans Farum et citra Farum contulit, Sacram mansionem Panormitanam sub ordine instituit, ut ibi ordinis prelati Theotonici homines et non alii forentur. Addiditque idem ipsis fratribus liberalissimas donaciones, tradidit arces, villas, possessiones, census, redditus et iura per terram et per mare,* Des weiteren wird noch ausgeführt, daß die Päpste diese von ihnen selbst bestätigten kaiserlichen Privilegien nicht hätten verletzen dürfen. — Man vergleiche mit dieser, sehr stark auf die deutschräumige Bedeutung des Ordens abgestellten Begründung etwa diejenige der kaiserlichen oder päpstlichen Privilegien des 13. Jahrhunderts, die sich auf die allgemeine religiöse oder charitative Tätigkeit des Ordens stützt.

345) Vgl. z. B. sein Schr. an D. M. v. 10. 11. 1495, Cod. 96, S. 408.

angeboten und selbst der Deutschmeister wiederholt angeraten hatte, damit nur ja nicht „das Kreuz an jenem Ende unterginge“³⁴⁶). Unmittelbar nach dem Einzug des erzbischöflichen Procurators in die Mansio hatte Geroldseck schon mit ihm am sizilischen Großhof in Messina einen Prozeß um den Besitz der Kommende angestrengt (Ende Mai 1495). Als er aber im Laufe der nächsten Monate erfuhr, daß die Richter geheime Weisungen des Königs hätten, die Sache hinzuziehen, da das Recht des Ordens an sich unanfechtbar, eine Gerichtsentscheidung also untunlich sei³⁴⁷), da fuhr er im Frühjahr 1496 selbst nach Spanien, wo er nun nach allen Seiten seine Fäden anzuknüpfen suchte, um diplomatische Unterstützung zu erlangen. In den Briefen, die er von dort an den Deutschmeister richter³⁴⁸), taucht der ganze Kreis der damaligen europäischen Fürstenhöfe auf, die mit Spanien in mehr oder weniger engen politischen oder dynastischen Beziehungen stehen: in erster Linie Maximilian und die Reichsstände, dann Maximilians Sohn, Herzog Philipp von Burgund, damals schon als zukünftiger Gemahl Johanna's, der Tochter Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien, in Betracht kommend, ferner die Tochter Maximilians, Margarete von Osterreich, bereits für den einzigen Sohn des spanischen Königspaares, Juan³⁴⁹), als Gattin ausersehen und von Geroldseck als besonders wirkungsvolle Fürsprecherin begrüßt³⁵⁰). „Kalte und magere Antwort“ fand Geroldseck bei der venezianischen Gesandtschaft, merkliche Gegenarbeit vermutete er bei der Königin Johanna, der Schwester Ferdinands von Aragonien, der Gemahlin ihres Veters Ferdinand von Neapel, die den Erzbischof als ihren Neffen begünstigte³⁵¹).

Am 26. Mai 1496 fällt das Hofgericht des Königs zu Almazán auf Rechtsansuchen des sizilischen Großhofs folgende Sentenz: Weil es nicht feststeht, wer zur Zeit des königlichen Sequesters Besitzer der Kommende Sizilien war, — denn Adolf von Geroldseck war nur als Visitator dort tätig, während nach dem Verzicht Heinrich Hoemeisters, des ursprünglichen Kommendators und Besitzers (I), der Papst als Kommendatarius der Baltei den Erzbischof in aller Form providiert hat —, so werden die Ansprüche Geroldsecks „de notorio defectu iuris et tituli“, auch weil es sich um ein kirchliches Benefizium handelt, zurückgewiesen und in die Entscheidung des apostolischen Stuhls gestellt³⁵²).

346) Der Ausdruck findet sich in mehreren Schr. des Meisters; Geroldseck selbst gebraucht ihn im Br. aus Palermo v. 21. 9. 96, Cod. 96, S. 432.

347) S. Br. v. 24. 12. 1495 und v. 10. 7. 1496 (Cod. 96, S. 410 und 428).

348) Vgl. besonders die Schr. aus Almazán, dem damaligen Aufenthaltsort Ferdinands, v. 1. 5., 8. 5., 15. 6. 1496 und aus Saragossa v. 10. 7. 1496 (Cod. 96, S. 417, 422, 426 f., 428). Sie bieten auch kulturgeschichtlich über das Treiben am Ort des spanischen Hoflagers mancherlei Interessantes. Zum Politischen vgl. auch die Br. aus Messina v. 30. 1. 1496 und aus Palermo v. 21. 9. 1496 (Cod. 96, S. 416, 433).

349) Juan, Prinz von Asturien, geb. 1478, war 10 Jahre jünger als sein Halbbruder Alfons, der mehrfach erwähnte EB von Saragossa.

350) Die Vermählung Philipps und Johanna's fand am 21. 10. 1496 statt; die Ehe zwischen Juan und Margarete, am 2. 4. 1497 geschlossen, endete schon am 2. 10. 1497 durch Juans frühen Tod, wodurch bekanntlich Johanna die Erbin von Aragonien und Kastilien wurde.

351) Diese Vermutung hatte er bereits im Br. an D. M. v. 5. 9. 1495 (Cod. 96, S. 401) ausgesprochen.

352) Wortlaut der Sentenz bei Mongitore, S. 152—154; bezügl. der Konsultation des sizil. Großhofs und der Auffassung Ferdinands von dem Benefizialcharakter der Baltei vgl. Geroldsecks Schr. an D. M. v. 24. 12. 1495 und v. 21. 9. 1496 (Cod. 96, S. 410 und 432).

Man beachte die bedeutsame Verschiebung der Rechtslage nach dem Muster der Vorgänge in Apulien³⁵³). Die Baltei wird als kirchliches Benefizium aufgefaßt, als *commenda*, einem einzelnen verliehen und nach Erledigung beim römischen Stuhl (in diesem Falle durch Verzicht) durch ihn allein einem andern zu verleihen, von den Rechten des Ordens ist gar nicht die Rede. Zugegeben muß werden, daß diese benefizialrechtliche (weltlich gesprochen: lehnrechtliche) Auffassung des Komturamts im 15. Jahrhundert auch im Orden selbst, insbesondere in seinem deutschen Zweig, aber auch in Preußen bis zu einem gewissen Grade Eingang gefunden hatte. Immerhin war sie im Orden und weit darüber hinaus nicht so weit vorgedrungen, daß diese Sentenz nicht allgemein als ein schweres Unrecht empfunden worden wäre³⁵⁴). Geroldseck sah ganz richtig, daß eine Durchführung des Prozesses in Rom aussichtslos sein würde, denn einmal kostete ein dortiger Prozeß sehr viel Geld, und selbst wenn eine günstige Sentenz bei der Rota in Rom zu erstreiten wäre, würde der König von Spanien mit Rücksicht auf seinen Sohn schwerlich die *Executoria* dazu erteilen³⁵⁵).

So verging das Jahr 1496 mit vergeblichen Versuchen, den König von Spanien, den Erzbischof von Saragossa und den Kardinal Sanseverino zu irgendeinem Abkommen zu bewegen, das sowohl den machtpolitischen oder finanziellen Interessen der Beteiligten wie den Rechten des Ordens und seines Vertreters hätte genügen können³⁵⁶). Vom Erzbischof von Saragossa mit dem leeren Titel eines Generalvikars in *spiritualibus* geschmückt und eines kleinen Jahresgehalts von 50 Dukaten versichert, kehrt Geroldseck im Herbst 1496 nach Palermo zurück, „um den Fuß im Hause zu behalten“, sieht sich aber nunmehr zusamt dem einzigen noch bei ihm verbliebenen Ordensbruder allerlei Schikanen des erzbischöflichen Prokurators ausgesetzt; Gehalt und Lebensunterhalt werden ihm unregelmäßig gewährt, er muß „zusehen, wie des Ordens Gut also vertan wird und zergeht, und darf nit ein Wort dazu sagen“³⁵⁷). Immer wieder ertönt sein Klageschrei, er wolle endlich einmal aus diesem „jüdischen Lande“ erlöst sein, in Deutschland das niedrigste Amt annehmen, und sei es das eines Torschreibers. Wenn er empört ausruft: „die Katalanen sind zu allem fähig“³⁵⁸), so begegnet er damit allerdings den Gefühlen der einheimischen Bevölkerung; in der ganzen Stadt Palermo nahm man an dem Verfahren der Spanier Anstoß, redete ihm aber zu, auszuhalten und eine für den Orden günstige Wendung der Dinge abzuwarten³⁵⁹). Legte doch auch der Stadtrat von Palermo im Laufe dieser Jahre wiederholt für den in seinem Besitz gefährdeten Orden bei den maßgebenden Stellen Für-

353) S. oben Text 3. Anm. 188.

354) So spricht sich der D. M. in seinem Br. an Geroldseck v. 15. 2. 1497 aus, auch Magistrian in einem undat., wohl 1496 oder 1497 verfaßten Schr. (Cod. 96, S. 496 und 569).

355) Briefe an d. D. M. aus Almazán v. 15. 6. 1496 und aus Saragossa v. 10. 7. 1496 (Cod. 96, S. 425—431).

356) Die ganzen wenig erfreulichen Verhandlungen in den Br. v. 10. 7., 21. 9., 16. 10. 1496 und 14. 3. 1497 (Cod. 96, S. 429 f., S. 434, 436, 441 f.).

357) Schr. v. 16. 10. 1496 und undat. (wohl kurz darauf) von 1496 (Cod. 96, S. 437 und 439).

358) Diese Klage wiederholt er noch im Br. v. 29. 3. 1499 (Cod. 96, S. 450): „So werden also die guten Worte gehalten, das ist so der Katalanen angeborene Gewohnheit.“ Vgl. auch v. Text 3. Anm. 270.

359) Schr. v. 14. 3. 1497, (Cod. 96, S. 440).

sprache ein, wobei er immer wieder auf dessen Fürsorge für die Armen der Stadt hinwies^{359a)}.

Im März 1497 entschließt sich Geroldseck, zusammen mit einem Sondergesandten des Deutschmeisters nochmals nach Spanien zu fahren³⁶⁰⁾. Er hofft, bei dieser Gelegenheit Ansprüche des Ordens auf die dortige, seinerzeit von dem Deutschmeister Ulrich von Lentersheim einem spanischen Edelmann verliehene Ballei (La Mota in Kastilien), durchsetzen zu können³⁶¹⁾. In Spanien hat er nun durch seine Verhandlungen erreicht, daß im Januar 1498 wenigstens ein Abereinkommen erzielt wurde, wonach ihm der Erzbischof eine jährliche Pension von 100 Golddukaten zahlen sollte, während dieser selbst als Inhaber der Kommende von jeder weiteren Beeinträchtigung seiner Besitzrechte befreit wurde. Ausdrücklich betonte König Ferdinand in seinem Notifikationspatent vom 9. Januar 1498 an die sizilischen Behörden: Weil es niemals seine Absicht oder sein Wille gewesen sei, daß der Orden irgendeine Beeinträchtigung seiner Rechte erleiden solle, so bestimme er, daß bei zukünftiger Vakanz der Orden seine Rechte mit Unterstützung der Behörden wieder ausüben dürfe^{361a)}.

Es war ein mehr als magerer Vergleich, denn die Hoffnung auf eine spätere Vakanz hing an dem Leben des damals kaum 38jährigen Erzbischofs³⁶²⁾; zudem waren die Rechte des Ordens doch nur in so allgemeinen Ausdrücken gewahrt, daß späteren Auslegungskünsten Tür und Tor geöffnet blieben. Geroldseck fühlte das selbst am besten und war nicht geneigt, sich mit diesem theoretischen Erfolg zu bescheiden. Ehe er aber weitere Schritte unternahm, glaubte er persönliche Fühlung mit seinen Ordensoberen aufnehmen zu sollen. Zu diesem Zweck begab er sich von Spanien nach Deutschland und hatte am 12. Juni 1498 Gelegenheit, in einem Kapitel zu Mergentheim über seine bisherige Tätigkeit, insbesondere in Spanien, Bericht zu erstatten und Vorschläge für neue Maßnahmen zu machen³⁶³⁾. Die Ordensregierung konnte sich auch jetzt nur zu einem behutsamen Verfahren entschließen, glaubte aber vor allem, den eben damals in Freiburg i. Br. zusammen tretenden Reichstag für diese Frage interessieren zu sollen, wo man sich besonders von dem Wohlwollen des Erzbischofs von Mainz, Berthold

^{359a)} „Pretor et jurati fel. urb. Panormi“ an Kg. Ferd., undat. (wohl v. 1492), vom 1. 6. 1493 und vom 2. 1. 1494 (Cod. 96, S. 78 f., 111, 125), v. 28. 2. 1501 (Mongitore, S. 156); dieselben an den Bischof, ebens. undat., wohl auch v. 1492 (Cod. 96, S. 77 f.), sämtl. italienisch. Nur unwesentlich abgewandelt findet sich in ihnen allen der Satz: „Li freri sono tanto persone de bene che più non poriamo a dire, fanno de multe helemosine in modo che multi cittadini poveri et bisognosi vivono de le continue elemosine expose per dicta sacra maxuni (mansio).“ — Übrigens haben alle diese Briefe, wie auch andere italienische Schriftstücke der Zeit, für den Orden die Bezeichnung „ordine de Prusia“.

³⁶⁰⁾ Aus diesem zweiten spanischen Aufenthalt liegen keine Br. vor. Erst in einem Schr. v. 14. 2. 1499 spricht er sich darüber aus (Cod. 96, S. 448).

³⁶¹⁾ Schr. v. 23. 4. 1497 und wenig später v. gleichen Jahre (Cod. 96, S. 443 und 446 f.). Aber die Hoffnung, aus der Ballei in Spanien wenigstens den lange rückständigen Kammerzins heraus schlagen zu können, hat er bereits vor seiner ersten Spanienreise am 14. 1. 1496 (Cod. 96, S. 413) berichtet. Vgl. auch oben Anm. 165.

^{361a)} Abdr. des Patents v. 9. 1. 1498 mit dem inserierten Wortlaut der Abmachung bei Mongitore, S. 155 f.

³⁶²⁾ Er starb erst im Jahre 1520 (Eubel 2, S. 126).

³⁶³⁾ Aber diese Verhandlungen in Mergentheim berichtet er ausführlich im Cod. 96, S. 298 bis 311.

von Henneberg, tatkräftige Förderung versprach^{363a}). Adolf von Geroldsseeck sollte dort gemeinsam mit dem Komtur des Hauses Blumental die Sache des Ordens betreiben³⁶⁴). Tatsächlich sind die Dinge auf dem Freiburger Reichstag zur Sprache gekommen, denn in einem Schreiben vom 29. Juli 1498 erinnern Kurfürsten und Stände des Reichs den Papst an die Treue der germanischen Nation und ihre Opfer für das Christentum und den apostolischen Stuhl, heben dann die besonderen Leistungen des Deutschen Ordens in seinem dreihundertjährigen Kampf mit den Feinden des christlichen Namens hervor und betonen, daß ein besonderer Lndank darin erblickt werden müsse, wenn man jetzt dem Orden seine Güter nähme^{364a}). Beachtlich ist, daß hier — in ausdrücklicher Gegenüberstellung zum Johanniterorden — der nationale Charakter des Deutschen Ordens stark betont wird und damit auch die Verpflichtung der „deutschen Nation“, für ihn einzutreten³⁶⁵). Stärker noch kommt das in dem gleichzeitigen Briefe Maximilians I. an den Papst zum Ausdruck³⁶⁶). Hier heißt es geradezu: „Es ist gegen die Gewohnheit dieses Ordens, daß Fremde in ihm dienen.“ Die Leistungen des Deutschen Ordens werden — sehr zeitbedingt — gegen die der Johanniter dahin abgegrenzt, daß diese gegen die Türken, jene aber gegen den sehr mächtigen Großfürsten von Moskau, die Tartaren, die Skythen, Sarmaten etc. zu kämpfen haben und dadurch Germanien und Italien vor dieser Gefahr sichern³⁶⁷). Die Aktionen des Freiburger Tages beziehen sich übrigens sowohl auf die Ballei Sizilien wie die von Apulien. Auch die hochmeisterliche Regierung in Königsberg lenkt in diesen Jahren, da mit Herzog Friedrich von Sachsen ein schärferer Wind in Preußen zu wehen beginnt, ihre Aufmerksamkeit auf beide Balleien, freilich immer wieder in Verbindung mit der Frage der Unterhaltung des Prokuratoramts^{367a}).

Einen Erfolg haben alle diese Bemühungen nicht gehabt, zumal Maximilian durch seine italienische Politik dem Papst gegenüber vielfach gebunden, an energischem Auftreten nach außen hin durch seine Spannungen mit den

^{363a}) Bereits im Schr. v. 28. 12. 1497 an Geroldsseeck hatte der D. M. diesen Plan angekündigt (Cod. 96, S. 502).

³⁶⁴) Entscheidung des D. M. nach Beratung mit seinen Ratsgebietsigern, Hornegg, 7. 9. 1498, in Cod. 96, S. 312—325. — Das Ordenshaus Blumental (bei Aichach i. d. Nähe v. Augsburg) gehörte zur Ballei Franken.

^{364a}) Cod. 96, S. 570—572, (lateinisch).

³⁶⁵) Wieweit man sich im deutschen Volk und im Orden selber dieser uns selbstverständlichen erscheinenden Tatsache auch schon früher bewußt geworden ist, bzw. seit wann man sie ausgesprochen hat, verdiente wohl einmal näher untersucht zu werden. Die Ordensstatuten enthalten keine Aussagen über den deutschen Charakter des Ordens. Wertvolle Hinweise für eine solche Unterfuchung gibt übrigens S. Grundmann, *Östches Schrifttum im D. O.*, A. F. 18 (1941), S. 21 ff., bes. S. 22. Manche der hier angeführten Stellen decken sich wörtlich mit „Weißland“ 41, Bl. 277 und 279 (Handel, 1763).

³⁶⁶) Br. v. 29. 7. 1498, lat. (Cod. 96, S. 573 f.).

³⁶⁷) Diese Bezugnahme auf die seit 1492 sehr stark zunehmende Gefährdung des schwedischen Ordensstaates durch Iwan III. (1462—1505) paßt nicht ganz zu der Rolle, die das damals so mächtig auftretende moskowitzische Rußland während jener Jahre in den dynastisch-politischen Plänen und Berechnungen Maximilians I. spielt. Näheres darüber bei S. Mebersberger, *Österr. u. Rußl.* seit dem Ende d. 15. Jahrh. I (1488—1605), Kap. I.

^{367a}) Vgl. Protokoll einer Sitzung des engeren Rats des S. M. vom 28. 10. 1499 (O. F. 23, S. 31). Vgl. auch Schr. an d. D. M. v. 30. 5. 1499 (O. F. 20, S. 98 f.), wo auch der spanische Besizungen, jedoch im Sinne völliger Verzichtbereitschaft, gedacht wird. Auch ein späteres Schriftstück, der Bericht des Komturs und Ranzlers Georg von Elß an S. M. Albrecht v. 19. 2. 1514 über seine Verhandlungen mit dem D. M. in Hornegg (O. Br. A.) wäre hier noch zu erwähnen.

Ständen, insbesondere durch seinen ewigen Geldmangel, behindert war. Man hat das in Rom wohl richtig eingeschätzt; konnte doch z. B. Alexander VI. die Offenheit aufbringen, Kaiser und Ständen zu antworten, er habe die Baltei Apulien bei seiner Wahl dem jetzigen Inhaber versprochen und könne das nun nicht mehr rückgängig machen³⁶⁹). Dazu kam, daß Spaniens Macht in Italien um die Jahrhundertwende gewaltig zunahm. Im Jahre 1500 einigte sich Ferdinand von Spanien mit Ludwig XII. von Frankreich über eine Teilung des von beiden beanspruchten Königreichs Neapel; 1504 eroberten sie es gemeinsam, indessen ging es noch in demselben Jahr gegen Ferdinands Verzicht auf seine Mailänder Ansprüche vollständig in den Besitz Spaniens über, hatte damit also auch seine einst unter Roger II. und den Hohenstaufen bestehende Vereinigung mit Sizilien wiedergefunden, die nun zunächst über 200 Jahre — freilich unter spanischer Herrschaft — andauern sollte. Dieser bedeutsame politische Vorgang hat den Verlust der Ordensbaltei Sizilien ebenso zu einem Unabänderlichen gemacht wie den ihm nur um wenige Jahre vorangegangenen der Baltei Apulien.

Der Deutsche Orden hat sich diesem Schicksal bis nahe an sein eigenes klangloses Ende nicht gefügt. Zwar Adolf von Geroldseck scheint es nach jenem Mißerfolg des Freiburger Protestes und nach seiner nochmaligen Rückkehr nach Sizilien nur noch zwei Jahre dort mühsam ausgehalten zu haben³⁷⁰). Dann ist er wohl endgültig nach Deutschland zurückgekehrt³⁷¹). Sein von ihm mit soviel Mühe und Sorgfalt hergestellter Coder endet jedenfalls in allen seinen Teilen mit dem Jahre 1500³⁷²). Aber die Bemühungen des Deutschen Ordens um Wiedergewinnung gingen weiter, und sie fanden bis 1530 die Unterstützung der berufenen Vertreter der deutschen Nation³⁷³). Erst die Reformation und der mit ihr im Zusammenhang stehende Zusammenbruch des preußischen Ordensstaates haben das Interesse des deutschen Volkes von diesem mittelalterlichen Gebilde abgelenkt. Die von 1530 an bis 1763 immer wieder unternommenen Versuche des deutschen Ordenszweiges, unter Benutzung der jeweiligen politischen Konstellation in den Besitz der verlorenen italienischen Balleien zu gelangen, sind das Werk einer zweck- und ziellos gewordenen Adelskorporation, dem der Wiederhall in breiten Schichten des

³⁶⁹) Georg Spies (1544), der von diesem päpstl. Bescheid (leider ohne Datum) berichtet, nennt ihn eine „unverschämte, simonische Antwort“ („Weischland“ 41, Bl. 289). Wen allerdings Alexander VI. im Jahre 1498 dabei im Auge gehabt haben soll, bleibt unklar. Denn Sclafanatis, der in seinem Conclave mitgewirkt hatte, war 1497 gestorben, Juan Lopez, der die Baltei 1499 erhielt, war erst 1496 Kardinal geworden, konnte also bei der Papstwahl Alexanders VI. (1492) noch nicht zugegen gewesen sein. Vielleicht ist der Brief früher als 1498 anzusehen.

³⁷⁰) Seine Br. aus diesen Jahren, z. B. v. 29. 3., 17. 5. und 5. 9. 1499, sowie v. 12. 2., 7. und 11. 9. 1500 an D. M. (Cod. 96, S. 450, 452 f., 457, 461 f.) sind wieder voll von Klagen über dieses „verfluchte jüdische“ Land und seine dortige bebrängte Lage. Der Ordensprocurator Johann Langer rät Geroldseck in seinem Br. v. 17. 9. 1500 (richtig: 1499), ib. S. 608, sich zu dem neuen D. M. Hartmann von Stochheim zu begeben, um seine Ansprüche durchzusetzen.

³⁷¹) Hier wird er die Durcharbeitung seines Coder (s. v. Kap. 1) vorgenommen haben. — Da er sich in seinen letzten Briefen wiederholt als alten, kränklichen Mann bezeichnet hatte, so überrascht es einigermaßen, daß Spies in seiner Relation v. 1544 („Weischland“ 41, S. 280) von einer nochmaligen Reise Geroldsecks nach Rom im Jahre 1526 berichtet, um dort die Ansprüche des Ordens zu vertreten. Nähere Angaben macht er aber nicht.

³⁷²) Aus d. J. 1501 liegt nur noch eine Petition G.'s an d. Bizzeg. v. 21. 1. vor (S. 330).

³⁷³) S. v. Text z. Anm. 7a.

deutschen Volkes fehlte und dem auch das habsburgische Kaisertum und der katholische Teil der deutschen Fürstenschaft nur eine sehr laue, kaum ernstgemeinte Unterstützung zuteil werden ließen. So gilt auch für die italienischen Ordensbesitzungen seit dem Beginn der Neuzeit Rankes Wort: „Für den Orden war kein Raum mehr in der Welt.“

Über altpreußische Geld- und Gewichtsverhältnisse um 1550 aus einem alten Rechenbuche.

Von Emil Waschinski.

Zu den altpreußischen Büchern, die heute eine sehr große Seltenheit geworden sind, gehört Christoph Falks „Rechenbuch auff die Preusche münß, mass und gewicht von allerley Kaufmannschaft...“. Es erschien 1552 in Königsberg und scheint nur noch in einem einzigen, der Elbinger Stadtbibliothek gehörenden Exemplar (unter der Signatur Q Q 9) erhalten zu sein, wenigstens ließ sich durch die Auskunftstelle der deutschen Bibliotheken kein zweites Stück ermitteln.

Der Verfasser war Rechenmeister und hat einige Jahre hindurch zuerst in Königsberg, dann in Elbing eine Rechenschule gehalten. Sie muß sich eines guten Rufes erfreut haben; denn auch Danziger Kinder haben sie besucht. Wie Falk im Vorwort bemerkt, war er von vielen Personen gebeten worden, das allen Kaufleuten so notwendige und nützliche Buch zu schreiben. Seine Angaben verdankte er z. T. seiner Verbindung mit Kreisen der Kaufmannschaft. Daher kommt ihnen auch eine große wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung zu. Sie sollen, soweit sie von bleibendem Werte sind, im folgenden mitgeteilt und erläutert werden.

Vorerst sei nur kurz über das „Rechenbuch“ selbst gesagt, daß es im ganzen 144 Blätter in 8^o enthält. Von diesen sind aber nur 133 bedruckt und nur die ersten 59 gezählt. Das Buch gliedert sich in 4 Teile. Den ersten hat der Verfasser der „Königlichen Stadt Danzig“ gewidmet. Es ist so recht eigentlich ein Rechenbuch, das mit dem Einmaleins beginnt und fortschreitend die 4 Grundrechnungsarten, die Regeldetri, Bruchrechnung usw. behandelt und mit vielen dem kaufmännischen Handel entnommenen Beispielen belegt. Im ganzen umfaßt er die 59 gezählten Blätter. Der uns besonders fesselnde zweite Teil enthält nun die für uns heute noch so wertvollen Nachrichten von altpreußischen Gewichten und den Münzsorten verschiedener Länder sowie dem Verhältnis des preußischen Geldes zu ihnen. Sein Umfang beträgt 24 nicht gezählte Blätter. Im folgenden werden deshalb auch keine Seitenzahlen angegeben. Diesen Teil II hat Falk „der Fürstlichen Stadt Königsberg“ gewidmet. Im dritten behandelt er auf 18 Blättern die Geometrie mit

vielen Figuren, während er im vierten und letzten sich über Buchhaltung ausspricht und hierfür einige erläuternde Beispiele anführt.

Hören wir zunächst, was der Verfasser über das Königsberger oder preußische Münzwesen seiner Zeit zu sagen hat. Nach ihm waren:

20 Groschen = 1 Mark; 10 Grosch. = $\frac{1}{2}$ Mark; 5 Grosch. = 1 Firdung; $2\frac{1}{2}$ Grosch. = $\frac{1}{3}$ Firdung; 1 Grosch. = 18 Pfg.; 1 Firdung = 90 Pfg. und 1 Mark = 360 Pfg. Weiterhin waren 1 Skot = 15 Pfg.; 24 Skot = 1 Mark; 12 Skot = $\frac{1}{2}$ Mark; 6 Skot = 1 Firdung; 3 Skot = $\frac{1}{2}$ Firdung. Übersichtlich zusammengestellt ergibt sich:

1 Mark Preuß.	=	4 Firdung	=	20 Grosch.	=	24 Skot	=	60 Schilling	=	360 Pfg.	
1 "	=	5 "	=	6 "	=	15 "	=	90 "			
		1 "				=	3 "	=	18 "		
							1 "		=	15 "	
								1 "		=	6 "

Die Ausdrücke Mark, Firdung und Skot waren nur aus alter Zeit übernommene Wertbezeichnungen oder Rechnungsmünzen, keine ausgeprägten Geldstücke.

Besonders interessant und beachtenswert sind die folgenden Angaben. Aus ihnen ersehen wir, daß man auch noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also lange nach den Münzreformverhandlungen von 1526—1530 und den aufgestellten Rezessen im Handelsverkehr „große“ und „kleine“ Mark unterschied. Hierzu sei folgendes bemerkt. Früher waren besonders in Königlich Preußen, hauptsächlich wohl wegen des verschiedenen Silbergehaltes der Münzen, 3 poln. Grosch. = 4 preuß. Grosch., und 1 poln. Grosch. war = 4 preuß. Schilling. Demgemäß war auch 1 preuß. Mark von 20 preuß. Grosch. = 15 poln. Grosch. Das war die „kleine“ Mark. Diese sollte durch die Münzreform der „großen“ Mark zu 20 poln. Groschen weichen, so daß also fortan 1 preuß. Mark = 20 preuß. Grosch. = 20 poln. Grosch. war. Die „kleine“ Mark erhielt sich im Verkehr aber nach wie vor, wahrscheinlich weil die Kaufleute ihre Waren nur zu gern vom Volke in „kleinen“ Mark einkauften, aber in „großen“ Mark wieder verkauften¹⁾. Es gingen also, wie Falk weiter bemerkt, 3 Mark „groß“ auf 4 Mark „klein“ und umgekehrt.

Im folgenden bringt unser Rechenmeister eine wertvolle Übersicht über den Wechselkurs des preußischen Geldes gegen das anderer Länder. Danach waren:

$$4 \text{ Mark Preußisch} = 5 \text{ Mark Lübisches}; \text{ also } 1 \text{ Mark Preuß.} \\ = 1\frac{1}{4} \text{ Mark Lübisches.}$$

Diese Bemerkung ist für uns heute handelspolitisch von allergrößtem Werte. Sie bildet gleichsam den Schlüssel zu der uns bis heute verschlossenen Erkenntnis von dem Werte des preußischen Geldes um 1550 und gibt uns auch eine greifbare Vorstellung über das Verhältnis der Reichswährung im

¹⁾ Vgl. hierzu Schwinkowski, Walter. Das Geldwesen Preußens unter Herzog Albrecht (1525—69). S. 146 f. Berlin 1909.

Jahre 1939 zur altpreußischen sowie derjenigen anderer Länder, die im folgenden genannt werden. Wie ich an anderer Stelle^{1a)} in einer größeren Arbeit näher auszuführen gedenke, habe ich auf Grund von Preisen für Getreide, Großvieh, Kleinvieh, Geflügel und andere lebensnotwendige und lebenswichtige Dinge für die Zeit um 1550 errechnet, daß der Kauf- oder Tauschwert für 1 Mark Lübisoh in den Vorkriegsjahren 1937—1939 bei rund 40 RM. lag. Daraus ergibt sich nun aus Falks Bemerkung, daß

4 Mark Preuß.	=	40.5	=	200 RM	waren und daß weiterhin
1 Mark Preuß.	einen Kaufwert von etwa	50,00	RM		
1 Firdung	"	"	"	12,50	"
1 Groschen	"	"	"	2,50	"
1 Skot	"	"	"	2,08	"
1 Schilling	"	"	"	0,84	"
1 Pfennig	"	"	"	0,14	" hatte.

Diese Werte sollen im folgenden bei den fremden Währungen an den entsprechenden Stellen eingesetzt werden und stets für das Jahr 1939 gelten. Nach Falk waren nun weiter:

3 (große) Mark Preuß. = 2 Gulden Polnisch; 2 (kleine) Mark Preuß. = 1 Gulden Polnisch. Da ferner in Krakau 3 Pfg. = 1 Quartner; 6 Quartner = 1 Grosch.; 1 Grosch. = 3 Schilling = 18 Pfg.; 12 Grosch. = 1 Firdung; 24 Grosch. = $\frac{1}{2}$ Mark; 48 Grosch. = 1 Mark; 60 Grosch. = 1 Schock; 30 Grosch. = 1 Floren oder Gulden waren, bestanden folgende Relationen:

^{1a)} Die Arbeit soll in der Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst. Gesch. oder in den Quellen u. Forschungen zur Gesch. Schlesw.-Holsteins unter dem Titel: Währung, Preisentwicklung lebensnotwendiger und lebenswichtiger Dinge und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein vom Mittelalter bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts erscheinen. Bemerkte sei schon hier, daß der Kaufwert für 1 M. Lüb. einige Jahrzehnte später erheblich geringer war.

1 Gulden Poln. = 30 Gr. Poln. = 2 Mk. Pr. = 40 Gr. Pr. = cr. 100 RM
 15 " " = 1 " " = 20 " " = cr. 50 "
 3 " " = 4 " " = 72 Pfg. Pr. = 12 Schll. Pr. = cr. 10 "
 1 " " = 3 Schll. Poln. = 18 Pfg. Poln. = 24 Pfg. Pr. = 4 Schll. Pr. = cr. 3,36 "
 1 " " = 1 " " = 6 " " = 1 $\frac{1}{3}$ " " = 8 " " = 1 $\frac{1}{3}$ " " = cr. 1,12 "
 1 " " = 3 " " = 4 " " = 2 $\frac{2}{3}$ " " = 4 " " = 2 $\frac{2}{3}$ " " = cr. 0,56 "
 1 " " = 1 " " = 1 " " = 1 " " = cr. 0,18 "
 1 Mark Poln. = 48 Grosch. Poln. = 64 Grosch. Preuß. = cr. 160 RM
 1 Firdung " = 12 " " = 16 " " = cr. 40 "
 6 Quertner = 1 " " = 18 Pfg. Poln. = 24 Pfg. Preuß. = 4 Schll. Preuß. = cr. 3,36 "
 1 " " = 3 " " = 3 " " = 4 " " = cr. 0,56 "

In Litauen hatte 1 Schock 60 Grosch. | $\frac{1}{2}$ Firdung $7\frac{1}{2}$ Grosch.
 $\frac{1}{2}$ " " 30 " | 1 Grosch. 10 Litaufische Pfg.
 1 Firdung 15 " | 1 Pfg. 2 " 5 Heller

Bei Zahlungen gab man 4 Litaufische Groschen für 5 Preuß. Grosch. = 90 Pfg. Preuß. = cr. 12,50 RM
 und 4 " " Pfg. " " = 5 " " = cr. 0,70 "
 1 " " " " " " = cr. 0,18 "
 mithin waren 60 Litaufische Grosch. oder 1 Schock = 75 Preuß. Grosch. = cr. 187,50 "
 30 " " $\frac{1}{2}$ " = 37 " " und 9 " " = cr. 93,76 "
 1 " " " " " " = cr. 3,12 "

Über die Livländische Münze zu Reval (Rafel), Riga und Dorpat (Derbt) sagt Falk:
 1 Mark Livländisch ist = 36 Schilling = 9 Grosch. Preuß. (= 27 Schilling Preuß.) = cr. 22,50 "
 $\frac{1}{2}$ " " = 18 " (= 4 " " und 9 Pfg.) = cr. 11,25 "
 1 Firdung " = 9 " = cr. 5,62 "
 1 Firdungstück Liv. " = 12 " (= 3 " " = 9 Schilling Preuß.) = cr. 7,50 "

1 Schilling Livländisch	ist = 3 Pfg. Livländisch	= cr. 0,60 RM
1 Pfg.	" " = 4 Scherf "	= cr. 0,20 "
	1 " " = cr. 0,05 "	

Bezüglich der schwedischen Münze zu Stockholm heißt es: 8 Öre sind 1 Mark Schwedisch; 1 Ör hat $3\frac{3}{4}$ Chamlot; 1 Chamlot ist = 3 Firisch; 1 Firisch ist = 1 Schilling Preuß. Hiernach war:

1 Firisch = 1 Schill. Preuß. = cr. 0,84 RM	1 Ör = $3\frac{3}{4}$ Grosch. Preuß. = cr. 9,40 RM
1 Chamlot = 1 Grosch. " = cr. 2,50 "	1 Mark Schwed. = 30 Grosch. Preuß. = cr. 75 RM.

Von den Moskowitischen Münzen waren 10 Altin in Preußen soviel wie 1 Gulden Polnisch oder 2 Mark Preuß. = 40 Grosch. Preuß.; 5 Altin = 1 Mark Preuß. = 20 Grosch. Preuß.; 8 Altin waren = $\frac{1}{2}$ Gulden Ungarisch; 1 Altin = 3 Raugrotten; 1 Raugrott = $1\frac{1}{3}$ Grosch. Preuß. Mithin ergeben sich hier folgende Wertverhältnisse:

1 Raugrott = $1\frac{1}{3}$ Grosch. Preuß. = cr. 3,34 RM	5 Altin = 1 Mark Preuß. = cr. 50 RM
1 Altin = 4 Grosch. Preuß. = cr. 10 RM	10 " = 2 " " = cr. 100 "
8 Altin = $\frac{1}{2}$ Gulden Ungar. = 32 Grosch. Preuß.	
16 " = 1 " " = 64 " "	

Die Angabe für den Ungarischen Gulden ist zu hoch; denn wie Falk in dem folgenden Verzeichnis des Wechselkurses verschiedener Goldmünzen bemerkt, wurde der Ungarische Gulden oder Dukaten in Preußen damals nur mit 51—53 oder im Durchschnitt mit 52 Groschen bezahlt. Das stimmt auch mit seiner sonstigen Bewertung überein.

Falks weitere Angaben über die Breslauer, Annaberger und Nürnberger Münze sollen hier übergangen werden, weil er sie nicht zur preußischen in Beziehung setzt. Dagegen seien die um 1550 gangbarsten, auswärtigen Gold- und Silbermünzen und ihr Wechselkurs in preußischem Gelde nebst dem heutigen Kaufwert angegeben²⁾.

Es galt: 1 Rosen-Nobel ³⁾ 5 $\frac{1}{2}$ Mark Preuß. (= 110 Grosch. Preuß.) = cr. 275 RM	
1 Doppeldukaten 5 " " (= 100 " ") = " 250 "	
1 Heinrichs Nobel ^{3a)} 5 " " (= 100 " ") = " 250 "	
1 Engelot ⁴⁾ 73 " " = " 182 "	
1 Engeldukaten oder Krusat ⁵⁾ 50 " " = " 125 "	
1 neuer Engelot mit dem D 2 Tr. (= 66 " ") = " 165 "	
$\frac{1}{2}$ Engelot 37 $\frac{1}{2}$ " " = " 94 "	
1 Portugiesischer Dukaten oder Kreuzgulden mit kurzem + 48 " " = " 120 "	
1 Portugiesischer Dukaten mit dem langen Kreuz † 47 " " = " 118 "	
1 Postulatsgulden ⁶⁾ 20 " " = " 50 "	
1 Geldernscher Gulden 25 " " = " 62 "	
1 Emdener Gulden 25 " " = " 62 "	
1 Deventerscher Gulden 26 " " = " 64 "	

²⁾ Schwinkowski, a. a. O. S. 184 f. gibt aus D. F. 12 869 fol. 466 nur einige wenige Wechselkurse.

^{3)–3a)} Englische Goldmünze.

⁴⁾ Engelot oder Angelot war gleichfalls eine englische Goldmünze.

⁵⁾ Der Cruzado de ouro, zu deutsch Goldkreuzer, war eine portugiesische Goldmünze.

⁶⁾ Postulatsgulden waren zuerst die Goldgulden des Utrechter Bischofs Rudolf v. Diepholz (1426—1455), auf denen er sich als Postulatus bezeichnet. Später wurden auch andere bischöfliche Gulden so benannt.

1 Reuter Gulden ⁷⁾	25	Grosch. Preuß. = "	62	RM
1 Großer Kaisergulden	35	" " = "	88	"
1 Kleiner Kaisergulden	22	" " = "	55	"
1 Ungarischer Gulden	51—53	" " = "	130	"
1 Rheinischer Gulden	35	" " = "	88	"
1 Horn ⁸⁾ -Gulden gestempelt	15	" " = "	38	"
1 Horn-Gulden kleinen Gewichts	12	" " = "	30	"
1 Königsberger ⁹⁾ Gulden	23	" " = "	58	"
1 Taler	33	" " = "	80	"
1 Ortstaler (= 1/4 Taler)	8	" " = "	20	"

Soviel aus den Angaben über das Geldwesen. Gleich wertvoll ist, was Falk über die Gewichte¹⁰⁾ der verschiedensten Handelsprodukte zu berichten weiß.

Grobsalz.

Vom groben Salz gingen nach ihm 16 Tonnen auf 1 Last. Die Tonne hielt etwa 5½—6 Stein, der Stein 4 Viertel und das Viertel 25 Becher.

Wie Falk an anderer Stelle angibt, wog der Königsberger Große Stein 40, der Kleine Stein 35 Pfund. Da uns auch in andern älteren Quellen das Gewicht des Königsberger Steins immer nur mit 40 Pfund angegeben wird, scheint dieses im Großhandel der gewöhnlich gebrauchte Stein gewesen zu sein. Wir legen ihn auch als das von Alters her verbürgte Gewicht unserer Berechnung zu Grunde. Er hatte, da das preussische Normalpfund von der ältesten Zeit des Ordens bis ins 16. Jahrhundert stets 380 g schwer war¹⁰⁾, ein Gewicht von 380.40 = 15 kg 200 g. Demgemäß hielt

$$1 \text{ Tonne } 15\,200.6 = 91\,200 \text{ g} = 91 \text{ kg } 200 \text{ g}$$

$$1 \text{ Last } 91\,200.16 = 1\,459\,200 \text{ g oder } 1459 \text{ kg } 200 \text{ g}$$

$$\frac{1}{4} \text{ Stein } 15\,200:4 = 3800 \text{ g oder } 3 \text{ kg } 800 \text{ g oder } 7 \text{ Pfund } 300 \text{ g}$$

$$\text{da schließlich } \frac{1}{4} \text{ Stein Grobsalz} = 25 \text{ Becher war, enthielt}$$

$$1 \text{ Becher } 3800:25 = 125 \text{ g Grobsalz.}$$

Kleinsalz.

Unders war es beim Kleinsalz. Hiervon gingen 12 Tonnen auf 1 Last, und ½ Lispfund¹¹⁾ war „ungefähr“ soviel wie ¼ Stein, der 24 Becher Kleinsalz faßte. Es wog hiernach

$$1 \text{ Last} = 91\,200.12 = 1\,094\,400 \text{ g oder } 1\,094 \text{ kg } 400 \text{ g oder rund } 1094 \text{ kg.}$$

$$\frac{1}{2} \text{ Lispfund soll ferner ungefähr so viel wie } \frac{1}{4} \text{ Stein gewesen sein. Nun}$$

7) Schottische Goldmünze mit dem König zu Pferde.

8) So genannt nach dem Bischof Johannes von Horn von Lüttich (1484—1506). Sie zählten zu den schlechtesten, kaum 10karätigen niederländischen Gulden jener Zeit.

9) Bei den Königsberger Gulden handelt es sich um Goldmünzen der beiden letzten Hochmeister.

10) Aber „Alte Maße Ostpreußens“ hat Wolfgang Seidecke in „Altpreussische Geschlechterkunde“ 13. Jahrg. Heft 1—3 Königsberg 1939 eine kurze Zusammenstellung veröffentlicht. Leider sagt er nicht, für welche Zeit seine Angaben gelten sollen. Vor allem aber hat er die Schwere des preussischen Pfundes irrtümlich mit 468 g (S. 92) angegeben, während sie in alter Zeit in der Tat nur 380 g betrug. Den ausführlichen Beweis hierfür bringe ich in meinem in Druck gegebenen Buche: Die Münz- und Währungs politik des Deutschen Ordens in Preußen. Auf Grund seiner irrigen Voraussetzung kommt Seidecke bei den Gewichten auch zu falschen Ergebnissen.

11) In den Urkunden wird es als talentum livonicum, liveness punt, lispunt, lispund u. ä. erwähnt.

gingen aber nach Falk zu seiner Zeit in Königsberg 20 Markpfund auf 1 Lispfund, d. h.

1 Lispfund wog $380.20 = 7600$ g und

$\frac{1}{2}$ Lispfund war also $7600:2 = 3800$ g schwer.

Das gleiche Ergebnis erhalten wir, wenn wir das Gewicht des Steins durch 4 dividieren, also $15\ 200:4 = 3800$ g. Das Gewicht von $\frac{1}{2}$ Lispfund und $\frac{1}{4}$ Stein war also gleich und betrug 3800 g. Soviel wogen 24 Becher Kleinsalz, mithin

1 B e c h e r $3800:24 = 158,333$ g oder rund 158 g.

G e t r e i d e.

Für das Getreide gibt Falk sowohl beim Roggen (Korn) wie bei der Gerste, dem Weizen und Hafer 60 Scheffel für die Last an. Der Scheffel hielt 4 Viertel, das Viertel 4 Quartier, das Quartier 8 Becher.

Diese Angaben sind etwas knapp und fallen insofern auf, als bei allen Getreidearten gleich viel Scheffel auf 1 Last gegangen sein sollen. Nach andern Autoren¹²⁾ war die Last z. B. beim Roggen und Weizen verschieden schwer. Legen wir das Gewicht der Königsberger Last wie beim Grobsalz in Höhe von 1459 kg 200 g unserer Berechnung zu Grunde, dann wog

1 Scheffel $1\ 459\ 200:60 = 24\ 320$ g = 24 kg 320 g

1 Viertel $24\ 320:4 = 6080 = 6$ kg

1 Quartier $6080:4 = 1520$ g = 1 kg 520 g und endlich

1 Becher $1520:8 = 190$ g

M e h l.

Da 12 Tonnen Mehl 1 Last = 1094 kg 400 g waren, kamen auf

1 Tonne $1\ 094\ 400:12 = 91\ 200$ g = 91 kg 200 g.

Die Tonne soll gemeinbin $2\frac{1}{2}$ Scheffel Mehl gehalten haben, also wog

1 S c h e f f e l M e h l 36 k g 480 g oder r u n d 73 P f u n d.

S o n i g.

Beim Honig gingen wie bei den meisten andern Produkten 12 Tonnen auf die Last. 1 Viertel oder Quartier von der Tonne hielt 24 Stof, der Stof 3 Becher. Die ganze Tonne hielt auch 32 Viertel „Buttermos“¹³⁾ und das Viertel 9 Becher.

Diese Bemerkungen besagen: Da

1 Tonne = 91 kg 200 g war, wog mithin

$\frac{1}{4}$ Tonne $91\ 200:4 = 22\ 800$ g = 22 kg 800 g und war = 24 Stof. Daraus ergibt sich,

¹²⁾ Lauffer, Victor. Danzigs Schiffs- u. Warenverkehr am Ende des 15. Jahrh.; in Zeitschr. d. W. G. V. Heft 33. S. 40. Danzig 1894.

¹³⁾ Das Viertel „Buttermos“ war ursprünglich wohl ein Maß zum Abwiegen der Butter. Nach Noffis, Kapar, von. Haushaltungsbuch des Fürstentums Preußen 1578; herausgegeben. v. Karl Lohmeyer. Leipzig 1893, wurde das Buttermosviertel als Maß auch für andere Dinge, wie z. B. Hirse gebraucht. S. 80.

daß 1 *Stof* = $22\,800:24 = 950$ g und

1 *Becher Honig* = $950:3 = 316,66$ oder rund 317 g schwer war.

Außerdem soll 1 *Tonne* aber auch 32 *Viertel* „*Buttermos*“ gehalten haben, d. h.

$\frac{1}{4}$ *Buttermos* wog $91\,200:32 = 2850$ g = 2 kg 850 g und

1 *Becher* als der 9. Teil eines *Viertels* faßte $2850:9 = 316,66$ g oder rund 317 g.

In beiden Fällen erhalten wir also das gleiche Ergebnis, was für die Richtigkeit spricht.

Butter.

Auch bei der *Butter* gingen im *Großhandel*¹⁴⁾ 12 *Tonnen* auf 1 *Last*. Die *Tonne* hielt 1 *Schiffspfund*, das *Schiffspfund* 10 *Stein* und der *Stein* 40 *Pfund*¹⁵⁾. Durch Zahlen veranschaulicht, heißt das: $380 \cdot 40 = 15\,200$ g oder 15 kg 200 g waren 1 *Königsberger Stein*.

10 *Stein* oder 1 *Schiffspfund* = 1 *Tonne* waren mithin 152 kg. Für 1 *Last Butter* ergeben sich hieraus $152 \cdot 12 = 1\,824$ kg.

Im *Kleinhandel* dagegen rechnete man auf die *Tonne* dem Gewichte nach einschließlich *Faß* 9 *Stein*, d. h., wenn wir den *Königsberger Stein* auf 40 *Pfund* oder 380.40 = 15 kg 200 g ansetzen, war

1 *Tonne* = 1 *Schiffspfund* = $15\,200 \cdot 9 = 136\,800$ g = 136 kg 800 g. Von der *Tonne* sollte 1 *Stein* an *Holz* abgehen, so daß also der *Butterinhalt* der *Tonne* $136\,800 - 15\,200 = 121\,600$ g = 121 kg 600 g oder rund 121 $\frac{1}{2}$ kg betrug.

Von der halben *Tonne* aber sollte ungeachtet des tatsächlichen Gewichtes $\frac{3}{4}$ *Stein* abgezogen werden. Es hätte somit der *Butterinhalt* einer halben *Tonne* $68\,400 - 11\,400 = 57\,000$ g oder 57 kg betragen.

Nun heißt es weiter: Nach *Vierteln*, nämlich 32 *Viertel*, kommen aufs *Viertel* ungefähr 10 *Pfund*. Da 1 *Pfund* 380 g war, wären mithin 10 *Pfund* 3800 g = $\frac{1}{4}$ *Stein* und

32 *Viertel* oder der *Butterinhalt* 1 *Tonne* = $3800 \cdot 32 = 121\,600$ g = 121 kg 600 g oder abgerundet wie oben 121 $\frac{1}{2}$ kg.

Sl.

Sl wurde in *Pfeifen* aufbewahrt. 1 *Pfeife* sollte gemeinbin 28 *Stein* halten und wiegen. 4 *Stein* sollten für *Holz* abgehen. Anschaulich dargestellt heißt das:

1 *Pfeife* wog 28 *Stein* oder $15\,200 \cdot 28 = 425\,600$ g = 425 kg 600 g. Davon sollten 4 *Stein* = $15\,200 \cdot 4 = 60\,800$ g für *Holz* abgehen, also betrug der *Slinhalt* einer *Pfeife* $425\,600 - 60\,800 = 364\,800$ g = 364 kg 800 g oder rund 365 kg.

14) *Falt* sagt im Teil II seines *Rechenbuches*: „Von der war: so man noch der *Last* *leufft*“, d. h. doch wohl im *Großhandel*.

15) An derselben Stelle bemerkt *Falt*: „Die *Tonne* hielt 1 *Schiffspfund*, das *Schiffspfund* X *Stein*, der *Stein* X *Pfund*.“ Die letzte Angabe ist sicherlich ein *Druckfehler* oder ein *Versehen* *Falts*; denn alle sonstigen *Nachrichten*, auch *Falts* eigene *Bemerkungen* sagen, daß der *Königsberger Stein* nicht 10, sondern 40 *Pfund* hielt.

Meth und Bier.

Bei Meth und Bier sollte die Tonne 99 Stof halten, sie hielt aber nur 96 Stof. Leider ist hier nicht gesagt, wieviel Stein beim Bier auf die Tonne gerechnet wurden. Nehmen wir aber das meist angegebene Gewicht von 91 kg 200 g an, so wäre dieses die Schwere von 99 bzw. 96 Stof gewesen,

1 Stof hätte also $91\ 200:96 = 950$ g oder rund 1 kg, also heute etwa 1 Liter gehalten.

Wein.

Vom Wein sagt Falk, daß er nach Ohm berechnet worden sei. Wie ihm weiter gesagt worden sei, hätte 1 Ohm 110 Stof gehalten. Sehen wir, wie beim Bier 1 Stof = 1 Liter, so hätte

1 Ohm etwa 110 Liter gehalten.

Bergerfisch.

Der „Bergerfisch“, unter dem wir uns wohl die aus Bergen eingeführten Fische zu denken haben, wurde, wie Falk berichtet, nach Tonnen berechnet. 1 Tonne hätte 130 Pfund oder 3 Stein und 10 Pfund halten sollen. Hier- nach ist also auch hier der Stein, wie gewöhnlich, zu 40 Pfund gerechnet. Demgemäß hätte

1 Tonne $380.130 = 49\ 400$ g = 49 kg 400 g oder abgerundet $49\ \frac{1}{2}$ kg = 99 Pfund gewogen.

Metall.

Das Metall wie Zinn, Blei, Kupfer, Messing schließlich kaufte man nach Zentner, Stein und Pfund. Hierbei wurde, wie Falk ausdrücklich angibt, der Zentner zu 128 und der Stein, wie seit den ältesten Zeiten, zu 40 Pfund gerechnet. Es hielt also

1 Stein $380.40 = 15\ 200$ g = 15 kg 200 g und

1 Zentner $380.128 = 48\ 640$ g = 48 kg 640 g.

Diesem Ergebnis von 48 kg 640 g für 1 Königsberger Zentner Metall widerspricht die älteste uns erhaltene Gewichtsangabe aus der Ordenszeit¹⁶⁾. Wenn nach dieser um 1400 ganz allgemein 120 Pfund = 45 kg 600 g auf 1 Zentner gerechnet wurden und diese Schwere in den beiden Hauptstädten Kulm und Thorn sowie in Danzig maßgebend und bräuchlich war, dann dürfen wir es für jene Zeit wohl auch für Königsberg annehmen, zumal da wir in den Acten der Ständetage Preußens wiederholt lesen, daß Königsberg sich mit seinem Gewicht nach dem Thorer richten sollte¹⁷⁾.

Von den angegebenen Metallen hebt Falk an anderer Stelle das Kupfer besonders heraus und sagt, 38 Zentner seien 1 Last. Da nach seinen Angaben zu seiner Zeit 1 Zentner = 48 kg 640 g war, wäre mithin

¹⁶⁾ Nach dem Liber honorum et reddituum monasterii Pelplinensis (Danzig, Stadtbibl. I E 40 166 fol. 95), abgedruckt in Acten der Ständetage Preußens. Bd. I 33 f., herausgegeben von Max Toeppen. Leipzig 1874.

¹⁷⁾ Acten der Ständetage Preußens. Bd. II 16, 59; Bd. V 416.

1 Last Kupfer = 48 640,38 = 1 848 320 g oder 1 848 kg 320 g schwer gewesen. Um 1400 gingen nur 36 Zentner zu 45 kg 600 g, also 1641 kg 600 g auf 1 Last, wobei allerdings keine bestimmte Ware angegeben ist.

Wie aus allen diesen Angaben und Berechnungen hervorgeht, herrschte auch im Herzogtum Preußen um die Mitte des 16. Jahrhunderts im Gewichtswesen noch keine Einheitlichkeit, sondern ein buntes Durcheinander, das zu verwirren uns heute viele Mühe macht. Immerhin verdanken wir Falks Rechenbuch so manche sehr wertvolle Notiz über das Münz- und Gewichtswesen seiner Zeit. Mit ihrer Hilfe gewinnen wir einen klareren Einblick in das Wirtschaftsleben unserer Vorfahren.

Die Verleihung Litauens an den Deutschen Orden durch Kaiser Ludwig den Bayern im Jahre 1337.

Von Mar Hein.

Die Christianisierung Litauens galt dem Deutschen Orden als eine der Befehung Preußens durchaus gleichwertige Pflicht. Peter von Dusbarg bringt diese Anschauung in seiner im 1. Drittel des 14. Jahrhunderts verfaßten Ordenschronik mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Der Krieg mit Preußen ist beendet. Der Krieg mit den Litauern beginnt. Im Jahre 1283, zu der Zeit, als seit dem Beginn des Krieges gegen die Preußen 53 Jahre verfloßen waren und alle Stämme dieses Landes erobert oder vertrieben waren, so daß keiner übrig geblieben war, der seinen Nacken nicht vor der Heiligen Römischen Kirche demütig beugte, begannen die Brüder vom Deutschen Hause den Kampf gegen jenes mächtige und kriegserfahrene Volk, das Preußen benachbart ist und jenseits der Memel im Lande Litauen lebt“¹⁾.

80 Jahre, bevor Peter von Dusbarg diese Worte niederschrieb, fand die gleiche Anschauung ihren Ausdruck darin, daß Kaiser Friedrich II. im Juni 1245 dem Orden Kurland, Litauen und Semgallen in einer Urkunde verlieh²⁾, der das Diplom über die Verleihung Preußens vom März 1226 als wörtlich benutzte Vorlage diente. Es sei hier eingeschaltet, daß die wörtliche Wiederholung der Preußenurkunde zu einer Zeit, in der dem Kaiser an einer Verständigung mit dem Papst sehr gelegen war³⁾, vielleicht geeignet ist, die Grenzen seiner Verständigungsbereitschaft mit der Kurie anzudeuten. Erhebt er doch in beiden Urkunden den Anspruch auf die Unterwerfung und auf die Befehung der Heiden. Der Kaiser wird durch den Hochmeister Heinrich von Hohenlohe, der ihm in jener Zeit als Unterhändler beim Papst diente und auch als einer seiner Vertreter das Konzil von Lyon besuchte⁴⁾, wenn nicht auch sonst noch, von dem Interesse des Papstes an Kurland, Litauen und Semgallen gehört haben, wie es damals lediglich in dem dann allerdings nicht ausgeführten Plan erkennbar wurde, Wilhelm von Modena, der im Norden und Nordosten in den vorangegangenen Jahrzehnten eine so große Rolle gespielt hatte, erneut als Legaten ins Baltikum zu entsenden⁵⁾. Wie 19 Jahre vorher beanspruchte der Kaiser also auch 1245 die Leitung der Heidenmission.

1) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 146.

2) Liv-, Esth- und Curländisches UB. Nr. 185.

3) Hampe, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer 1 S. 246 f., 7 S. 296. Für die antipäpstliche Tendenz der Urkunde von 1226 vgl. Caspar, Hermann von Saiza S. 27 ff., Stengel, Hochmeister und Reich S. 15 f.

4) Böhmer-Ficker-Winkelman, Regesten des Kaiserreichs Nr. 3466a, 3467, 3471, 7544b, wo durchweg irrtümlich der Deutschmeister als kaiserlicher Beauftragter genannt wird; im kaiserlichen Beglaubigungsschreiben Nr. 3467 (Mon. Germ. Bd. 4 S. 353) wird der magister domus Teutonicorum mit der Sendung zum Papst beauftragt.

5) Vgl. Liv-, Esth- und Curländisches UB. Bd. 1 Nr. 179–184, Pr. UB. Bd. I, Nr. 157–167, Donner, Kardinal Wilhelm von Sabina S. 283 ff.

Dem Hochmeister mußte an einer kaiserlichen Anerkennung seiner Stellung im Baltikum sehr gelegen sein. An eine Eroberung Litauens konnte der Orden zwar damals noch nicht denken. Vielmehr stand er Litauen gegenüber in der Verteidigung. Preußen war damals vor den Litauern zwar noch einigermaßen sicher. Immerhin ist einigen Papsturkunden vom 1. Februar 1245 zu entnehmen, daß Herzog Swantopolk von Pommerellen in seinen Kämpfen mit dem Orden die Hilfe preußischer und litauischer Heiden nicht verschmäht hat⁶⁾. War Litauen damals auch noch ebensowenig zu einer staatlichen Einheit verschmolzen wie Preußen, so schuf gleichwohl die übrigens nur vorübergehende Verständigung Swantopolks mit diesen Stämmen eine für den Orden bedrohliche Situation, die freilich damals noch durch eine geradezu traditionell zu nennende Feindschaft zwischen den Litauern und den polnischen Fürsten⁷⁾ gemildert wurde.

Sehr viel dringender mußte dem Hochmeister eine Niederzwingung Litauens vom livländischen Standpunkt erscheinen. Die vernichtende Niederlage, die der Schwertbrüderorden 1236 im Kampf mit Litauen erlitten hatte, lebte noch in aller Erinnerung. Diese Niederlage hatte bekanntlich dazu geführt, daß der Schwertbrüderorden 1237 im Deutschen Orden aufgegangen und daß dieser in Livland an seine Stelle getreten war. Livland aber hatte seit alters unter litauischen Einfällen schwer zu leiden; die ersten Nachrichten hierüber gehen ins Ende des 12. Jahrhunderts zurück. Die mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts geschaffene Herrschaft der Deutschen in Livland hatte lange mit inneren Schwierigkeiten zu kämpfen und konnte die häufigen litauischen Angriffe, die sogar Riga bedrohten, nicht hindern⁸⁾; nur selten erfolgten deutsche Gegenaktionen⁹⁾. Die Eroberung Litauens erschien damals schon darum unabweisbar, weil der Deutsche Orden in Livland nur so gesicherte Verhältnisse schaffen konnte.

Die kaiserliche Verleihung Litauens an den Orden schien von guter Vorbedeutung zu sein. In Ostlitauen gelang um die Mitte des 13. Jahrhunderts dem Fürsten Mindowe die Schaffung eines einheitlichen Reiches. Mit unter dem Eindruck eines erfolgreichen Angriffs des Ordens von Livland her entschloß Mindowe sich 1251 zum Übertritt zum Christentum, d. h. zur Verständigung mit dem Orden. Er machte diesem in den nächsten Jahren große Schenkungen in dem ihm nicht unterstehenden Westlitauen, dem sogenannten Samaiten, aber die Erfolge, die der Orden dort errang, waren nur vorübergehend. Nach wie vor unternahmen die Westlitauer ihre Einfälle nach Livland und brachten dem Orden 1260 bei Durben in Kurland eine schwere Niederlage bei. 1262 sagte sich auch Mindowe, der dann das Jahr darauf ermordet wurde, vom Orden wieder los. Kurz, als nach der völligen Unterwerfung Preußens 1283 die Angriffe des Ordens auf Litauen von Preußen aus einsetzen konnten, gehörte diesem dort gar nichts¹⁰⁾.

6) Pr. UB. Bd. I 1 Nr. 160—162, Voigt, Gesch. Preußens Bd. 2 S. 535—538.

7) Zajaczkowski im Kwartalnik Historyczny Bd. 40 S. 577 ff.

8) Paszkiiewicz, Regesta Lithuaniae Bd. I Nr. 40, 45, 70, 80, 81, 92, 95, 101, 102, 110, 113, 118, 127, 136, 149, 197, 199.

9) Ebenda Nr. 112, 141, 147, 163.

10) Vgl. hierzu die eingehende Darstellung von Krumpholtz in Mitpr. Monatschrift Bd. 26 S. 213—238, Pr. UB. Bd I 1 Nr. 324, Bd. I 2 Nr. 39, 40, 79, 106, 113.

1283 also begannen die Angriffe des Ordens auf Samaiten. Der Landmeister Konrad von Thierberg eroberte und verbrannte ein an der Memel gelegenes Kastell, verheerte die Umgegend und kehrte mit großer Beute heim. Im folgenden Jahr eroberte und zerstörte er die Burg Grodno, verheerte die Umgegend und kehrte mit großer Beute heim¹¹⁾. So ging es fast jährlich weiter. Es wurden zahlreiche Einfälle mit wechselndem Glück unternommen, die aber zu keinem wirklichen Erfolg führten, weil der Orden in Samaiten nicht festen Fuß fassen konnte. Vorübergehend gelang es dem Ragniter Komtur Ludwig von Liebenzelle am Ende des 13. Jahrhunderts, das nordöstliche Litauen in Tributabhängigkeit zu bringen; es ist allerdings schwer, die Angabe Dusburgs: *coegit omnes Lethwinos, qui supra litus Memele habitabant, a fluvio Nare usque ad terram Lamotinam, ut pacem cum Cristianis haberent, sub hiis pactis, ut certum census annis singulis darent ei, in vollem Umfang für richtig anzunehmen*¹²⁾. Hätte dies Gebiet doch von Rauen bis Kurland gereicht, und von einem Friedenszustand dort lassen gerade Dusburgs Berichte über die zahlreichen Angriffe des Ordens nichts verlauten. Eine dauernde Festsetzung gelang zum erstenmal dem Hochmeister Karl von Trier im Jahre 1313 mit der Anlage der Burg Christmemel an der Memel, 6 Meilen oberhalb von Ragnit¹³⁾. Als diese Burg 1328 beim Übergang Memels von Livland zu Preußen anscheinend freiwillig aufgegeben wurde¹⁴⁾, verfügte der Orden in Samaiten wiederum über keinen festen Platz mehr; denn sonstige Burggründungen hatte er dort inzwischen nicht versucht.

Die Samaiten beschränkten sich nicht auf die Verteidigung, sondern unternahmen wiederholt Angriffe auf Preußen, namentlich auf das Kulmerland, auf das Samland und auf Natangen, und zwar vereinzelt schon zwischen 1263/64 und etwa 1280, hauptsächlich aber seit 1293. Glückte ihnen auch nicht die 1315 versuchte Eroberung der Burgen Ragnit und Christmemel, so zerstörten sie doch 1293 eine kleine Burganlage des Ordens und 1323 sogar Memel. Von den Gefechten auf preußischem Boden ist am bekanntesten das von Woplaufen bei Rastenburg, im Jahre 1311. Von 1293 bis 1323 berichtet Dusburg von 15 Litauerzügen nach Preußen und von 5 nach Livland¹⁵⁾.

Erst im Hinblick auf die eigentlich völlige Ergebnislosigkeit der häufigen Angriffe des Ordens auf Litauen, d. h. auf die Ergebnislosigkeit eines mehr als 40jährigen Kampfes, versteht man es ganz, warum der Ordenschronist Peter von Dusburg in der eingangs erwähnten Stelle die Ritterbrüder gleichsam aufmunternd und tröstend auf die mehr als 50jährige Dauer der Eroberung Preußens einerseits und auf die hohen kriegerischen Fähigkeiten der Litauer anderseits hinwies. Er mochte sich um so mehr dazu veranlaßt fühlen, als die Lage sich im Osten gerade zur Zeit der Abfassung seiner Chronik in zweifacher Beziehung verschlechtert hatte.

11) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 147.

12) Ss. rer. Pruss. S. 159.

13) Ebenda Bd. 1 S. 178; 385.

14) Ebenda S. 214, 287.

15) Ebenda S. 112, 125, 137, 141, 157, 163—167, 169, 175, 178, 181, 185—188, 282—285, 710. Bd. 2 S. 58, 143, 145.

War Litauen vorher nicht zu einer staatlichen Einheit zusammengewachsen, so gelang dem wohl aus Samaiten stammenden Fürsten Gedimin, der 1316 zur Regierung kam, die Vereinigung aller litauischen Stämme¹⁶⁾. Ferner trat eine vollständige Wendung in den Beziehungen zwischen Litauen und Polen ein. Während Polen in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts unter häufigen litauischen Einfällen zu leiden gehabt hatte, hörten diese seit 1306 auf¹⁷⁾, vielleicht unter dem Druck der Angriffe des Ordens auf Samaiten. Wenige Jahre danach endete infolge der Erwerbung Pommerellens durch den Orden sein bis dahin freundliches Verhältnis zu Polen. Der Gegensatz der beiden Nachbarn in der pommerellischen Frage machte eine kriegerische Auseinandersetzung auf die Dauer um so unvermeidlicher, als der 1320 zum König von Polen gekrönte Wladislaw Lokietek einen großen Teil Polens unter seiner Herrschaft vereinigte; etwa gleichzeitig bildeten sich also im Osten und Süden Preußens zwei Staaten von ansehnlicher Macht unter bedeutenden Herrschern.

Neben andern Plänen führte der gemeinsame Gegensatz zum Ordensstaat die beiden Fürsten bald zusammen. 1325 schlossen sie ein Bündnis, das in der Vermählung einer Tochter Gedimins mit dem polnischen Thronfolger Kasimir einen weithin sichtbaren Ausdruck fand¹⁸⁾. Der Orden kam durch dieses Bündnis in eine ernste Lage. Sein erster Gegenzug erfolgte bereits im Januar 1326 mit dem Abschluß von Verteidigungsbündnissen mit den 3 masowischen Herzögen, die bekanntlich bis 1351 in keinem näheren Verhältnis zu Polen standen¹⁹⁾. Aber die militärische Macht Masowiens bedeutete nicht viel, die Herzöge mußten sich daher stets nach den jeweiligen Machtverhältnissen der Nachbarn richten und konnten keine zuverlässigen Bundesgenossen sein, so sehr auch die Sorge, das junge polnische Königtum könnte ihrer Unabhängigkeit ein Ende machen, sie auf die Seite der Gegner Polens drängen mochte²⁰⁾.

Auch aus einer andern Verbindung, die der Orden unter dem Eindruck der polnisch-litauischen Verständigung anknüpfte, war keine fühlbare Entlastung zu erwarten. Diese Verständigung hatte sich zweifellos auch auf das im Zerfall begriffene südwestrussische Reich, dessen Mittelpunkt damals Lemberg bildete, bezogen²¹⁾, von dem Gedimin bereits weite Gebiete an sich gebracht hatte. Der Herrscher dieses Landes versicherte dem Orden 1325, daß er in Frieden und Freundschaft mit ihm leben wolle, stellte aber keinerlei militärische Hilfe in Aussicht²²⁾.

Immerhin muß der Orden über die polnisch-litauischen Pläne auf dieses russische Reich schnell unterrichtet gewesen sein, wenn er sich dessen Herrscher näherte. Auch darüber sind ihm rechtzeitig Nachrichten zugekommen, daß die Verbündeten einen Angriff auf die Mark Brandenburg planten, der im Fe-

16) Zajączkowski, Polska a Zakon Krzyżacki w ostatnich latach Władysława Łokietka S. 55, Forstreuter in Altpr. Forschungen Bd. 5 S. 242.

17) Zajączkowski im Kwartalnik Historyczny Bd. 40 S. 580—586.

18) Zajączkowski ebenda Bd. 40 S. 608 ff.

19) Preuß. U. V. Bd. 2 Nr. 540—542.

20) Malczyńska, Książęce lenno mazowieckie S. 14.

21) Zajączkowski, a. a. O. S. 594 ff. und Polska a Zakon Krzyżacki S. 55 f.

22) Preuß. U. V. Bd. 2 S. 537.

bruar oder März 1326 ausgeführt wurde²³). Denn bereits am 7. Februar schlossen seine Unterhändler mit König Wladislaw in Łęczyca ein bis zum Ende des Jahres gültiges Abkommen, wonach zwischen dem Orden und den 3 masowischen Herzögen einerseits und ihm andererseits bis Weihnachten Waffenruhe herrschen sollte. Der Orden sagte zu, die im polnischen Dienst stehenden Litauer nicht anzugreifen und den Feinden des Königs keinerlei Beistand zu leisten. Der König versprach, am 28. April eine Zusammenkunft in Leslau mit Vertretern des Ordens zu beschicken, um dort einen friedlichen Ausgleich des Streites um Pommerellen zu versuchen, dessen Scheitern die Gültigkeit dieses Vertrages nicht beeinträchtigen sollte²⁴).

Der Orden ging diesen Vertrag offenbar nur ein, weil er sich zum Widerstande gegen die vereinte polnisch-litauische Macht nicht stark genug fühlte; denn eine Eroberung der Mark durch Polen hätte ihm im Hinblick auf die Störung seiner Verbindung mit dem Reich sehr lästig werden müssen. Der polnisch-litauische Einfall in die Mark blieb jedoch ohne Erfolg.

An diesen Kämpfen hatte Herzog Heinrich VI. von Schlesien-Breslau als Gegner Polens einen Anteil. Im Mai oder August 1326 schloß nun der Orden mit diesem ein ausdrücklich gegen Polen gerichtetes Waffenbündnis, das jedoch erst ab Ende des Jahres 1326 gelten sollte²⁵). Das Bündnis mit dem machtlosen und wenig energischen Herzog bedeutete an sich nicht viel, aber es traf Polen an einer empfindlichen Stelle und schlug zugleich die Brücke zu einem wirklich mächtigen Verbündeten, zu König Johann von Böhmen. Denn Polen und Böhmen erstrebten in scharfer Konkurrenz beide die Herrschaft über Schlesien. Böhmen strebte wie 100 Jahre zuvor die Askaniern zur Ostsee. Es sei nur an die Hilfe erinnert, die König Ottokar dem Orden bei der Eroberung Preußens geleistet hatte, sowie daran, daß böhmische Könige 1296—1306 Polen und Pommerellen beherrscht hatten. Schlesien war inzwischen für Böhmen eine um so unentbehrlichere Etappe auf diesem Wege geworden, als der von König Johann erhoffte Weg über die Mark Brandenburg ihm versperrt war, seit König Ludwig der Bayer 1323 mit dieser seinen ältesten Sohn belehnt hatte²⁶).

Das Bündnis des Ordens mit dem Breslauer Herzog galt erst ab 1327, d. h. ab Beendigung der Dauer des Vertrages von Łęczyca. Vielleicht wußte der Orden schon damals, daß König Johann einen Angriff auf Polen für 1327 plante. Dieser Angriff unterblieb freilich, weil König Karl II. Robert von Ungarn, der Schwiegervater des Polenkönigs, Johann erklärte, daß er seinen Schwiegervater im Fall eines Angriffs unterstützen würde. Statt nach Polen, wandte sich Johann im Februar nach Schlesien. Die oberschlesischen Herzöge nahmen ihre Länder von ihm kampflos zu Lehn, und der Breslauer Herzog verzichtete sogar auf sein Land zugunsten Johanns²⁷).

23) Zajaczkowski, Polska a Zakon Krzyżacki S. 86 f.

24) Preuß. U. Bd. Bd. 2 Nr. 248.

25) Ebenda Nr. 563, Randt in Gesch. Schlesiens Bd. 1 S. 153. Die Urkunde datiert feria secunda infra octavam assumptionis domine nostre, was im Preuß. U. B. und sonst auf Martae Himmelfahrt (15. August), von Randt auf Christi Himmelfahrt (1. Mai) bezogen wird. Das spätere Datum erscheint mir aus sachlichen Gründen wahrscheinlicher.

26) Ficken, Johann von Böhmen S. 60 f., Meißner, Die Osttraumpolitik König Johanns von Böhmen S. 28.

27) Ficken, a. a. O. S. 68 ff., Meißner, a. a. O. S. 34 ff.

Es war wohl kaum ein Zufall, daß der Orden während des Aufenthalts des Böhmenkönigs in Schlessien mit dem russischen Herzog am 9. März 1327 ein wesentlich inhaltreicheres Bündnis als das von 1325 einging, wenn es auch nur eine Wiederholung eines 1316 geschlossenen Vertrages war; jetzt sagte der russische Herzog dem Orden Hilfe gegen die Tataren und gegen jeden Angriff zu²⁸⁾. War von diesem Bundesgenossen auch kaum Hilfe zu erwarten, so beweist der Abschluß dieses Vertrages doch die rege und weitgespannte diplomatische Tätigkeit des Ordens.

Nach dem Nordosten sich zu wenden, hinderten den König von Böhmen damals die Verhältnisse im Reich. Im Sommer 1327 war der lange drohende polnisch-preussische Krieg endlich zum Ausbruch gekommen, wahrscheinlich durch einen Angriff Polens auf den mit dem Orden verbündeten Herzog von Masowien-Plock, dem der Orden Hilfe brachte; zugleich unternahm er einen Einfall nach Kujawien²⁹⁾. Die Kämpfe währten nur etwa einen Monat und schlossen mit einem zu Leslau, anscheinend nur zwischen Polen und dem Orden vereinbarten einjährigen Waffenstillstand. In der That scheinen während des Jahres 1328 die Waffen geruht zu haben³⁰⁾.

Mit Litauen hatte seit 1323 Frieden geherrscht. Am 2. Oktober 1323 hatte Gedimin mit den livländischen Bischöfen, dem livländischen Orden und mit der Stadt Riga einen unbefristeten Frieden geschlossen und die päpstlichen Legaten in Livland hatten in der Hoffnung auf einen Abtritt des Königs zum Christentum 1324 den Hochmeister bei Strafe des Bannes zur Beobachtung dieses Friedens aufgefordert. Doch hatte Gedimin noch im selben Jahr Abgesandten der päpstlichen Legaten erklärt, er dächte nicht daran, Christ zu werden, der Teufel möge ihn taufen³¹⁾. Damit war für den Orden jede Verpflichtung zur Wahrung des Friedens erloschen. Jedoch erst 1328 unternahm er von Preußen aus 3 Einfälle nach Litauen, von denen 2 sich gegen Grodno richteten³²⁾. Wahrscheinlich hatte er sich inzwischen unter dem Druck der polnisch-litauischen Verständigung zurückgehalten und ging 1328 nur darum wieder zum Angriff über, weil er auf den baldigen Beistand König Johanns von Böhmen rechnen durfte.

Um die Jahreswende 1328/29 trat das Ereignis ein, das die langdauernde Spannung im Nordosten zum Ausbruch brachte, zu mehrjährigen Kämpfen und schließlich zu einer Verständigung zwischen dem Orden und Polen führte, ich meine das kriegerische Eingreifen des Böhmenkönigs in Litauen und Polen. Unter dem Vorwand eines Kreuzzugsunternehmens, das er einige Jahre zuvor gelobt hatte, traf Johann mit einem stattlichen Heer, das er durch Schlessien und gegen den Willen Wladislaw Lokieteks durch Polen geführt hatte, etwa am 1. Januar 1329 in Thorn ein, wo ihn Hochmeister Werner von Orseln empfing. Hier erst scheint er den Orden zur

28) Preuß. U. B. Bd. 2 Nr. 582, *Zajaczowski*, Polska a Zakon Krzyzacki S. 103 f.

29) *Zajaczowski*, a. a. O. S. 112 ff.

30) *Prochaska*, im Archivum Komisji Hist. Bd. 11 S. 248: Do besampfte der konig sich mit einem heren und zoch bis czu Alde Leslaw. Do quam der meister legin im unde di gebitegier von Preußen und teidingeten mit dem konige also lange, bis da sie is wrißen ein jar. — *Zajaczowski*, a. a. O. S. 111.

31) Liv-, Esth- und Curländisches U. B. Bd. 2 Nr. 693, 694, 708, Bd. 6 Nr. 3073.

32) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 214 f.

Teilnahme an der Heidenfahrt aufgefordert zu haben. Jedenfalls hat Orseln unter Hinweis auf die feindliche Gesinnung des Polenkönigs, „der uff unser Schaden begert zu allen Gezeiten, wo her mag“, gegen seine Mitwirkung Bedenken erhoben, die von Johann aber mit der Bemerkung, wenn er im Lande sei, werde Polen sich nicht rühren, beiseite geschoben wurden. „Do mußte im der meister fulgen, wie her doch wußte und gewarnet was, das her obil legin im wolde, unde czoch mit im mit alle seiner kraft unde macht.“

Wirklich schien die Vorsicht des Hochmeisters überflüssig zu sein. Das Heer sammelte sich in Königsberg. Dort erschien ein polnischer Gesandter, mit dem ein noch besserer Friede als der zu Leslau geschlossene zustande kam, d. h. wohl ein unbefristeter. Allein ganz zweifellos war dies nur ein Versuch Wladislaws, den Hochmeister zum Einsatz seiner Kräfte gegen Litauen zu veranlassen. Denn während die vereinigte Heere, die am 20. Januar von Königsberg ausgerückt waren, in Samaiten einfielen und dort eine Burg eroberten, unternahm er in den ersten Februartagen einen fünftägigen Plünderzug ins Kulmer Land.

Die Durchführung des Litauerzuges wurde wohl nicht durch den polnischen Angriff beeinträchtigt; König Johann verließ Königsberg auf dem Rückmarsch am 21. Februar, er war also etwa 3 Wochen in Litauen gewesen, d. h. eine für einen solchen Einfall schon ziemlich beträchtliche Zeit. Auch heißt es in einer Denkschrift des Ordens, bei der Rückkehr hätte man das Land verheert gefunden. „Do manete der meister den König an die Worte, die geschriben stehn. Do swur der konig und sprach, das her sein heupt nymmer sanfte wolde legin, her welde is rechin adir czu einer berichtunge brengen, das uns genugen solde“³³⁾).

Hätte Johann, nachdem seine Sorglosigkeit über das Verhalten Polens sich als Irrtum, die Vorsicht des Hochmeisters aber als durchaus berechtigt herausgestellt hatte, Preußen verlassen, ohne Polen seine militärische Überlegenheit fühlen zu lassen, so hätte sein Litauerzug mit einem schweren Verlust an Geltung für ihn geendet. So entschloß er sich zu einem Feldzug gegen Polen gemeinsam mit dem Orden. Die Heere zogen von Königsberg nach Thorn. Hier schenkte Johann, der sich in den darüber am 12. März 1329 ausgestellten Urkunden bezeichnenderweise König von Böhmen und Polen nannte, dem Orden Pommerellen mit der Begründung, daß der Orden den christlichen Glauben gegen die Litauer und ihre Anhänger verteidigte, und schloß mit ihm ein ausdrücklich gegen Polen und Litauen gerichtetes Kriegsbündnis, in dem er versprach, keinerlei Abkommen mit dem König von Krakau, wie er Wladislaw Lokietek bezeichnete, ohne den Orden zu schließen³⁴⁾).

Das Ergebnis der kurzen Feldzuges war durchaus befriedigend. Die festen Städte Ploß und Dobrin und die Herzogtümer Dobrin und Masowien-Ploß wurden erobert. Der Herzog von Ploß unterwarf sich, wurde Johanns Lehnsmann und erkannte ihn als Schiedsrichter in seinen Streitigkeiten mit dem Orden an. Johann schenkte dem Orden am 3. April die Hälfte des Landes Dobrin und von dem uneroberten Masowien, soweit es in seine

³³⁾ Prochaska, a. a. O. S. 248—250, Zajaczkowski, a. a. O. S. 123 ff. SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 287, Bd. 2 S. 463.

³⁴⁾ Preuß. B.Bd. Bd. 2 Nr. 637—639.

Hand fallen würde, gleichfalls die Hälfte. Freilich erhielt er gleichzeitig vom Orden und von einem Thorner Bürger ein Darlehen von 1300 Schock Prager Groschen, das wohl nicht zurückgezahlt worden ist, da sich das Original des Schuldscheins im Königsberger Staatsarchiv befindet. Kurz danach zog er über Schlesien nach Böhmen zurück. Die ihm verbliebene Hälfte von Dobrin verkaufte Johann übrigens bereits ein Jahr danach an den Orden und sicherte diesem zugleich zu, er werde keinen Frieden mit dem Fürsten Wladislaw, der sich für den König von Krakau hält, ohne dessen Verzicht auf dies Land eingehen³⁵). So hatte sich die Unterstützung des Ordens durch Böhmen sehr vorteilhaft ausgewirkt, während das litauisch-polnische Bündnis beiden Vertragspartnern bisher nur geschadet hatte.

Immerhin blieb der Kriegszustand mit Polen und Litauen bestehen, und nicht immer war der Böhmenkönig in der Lage, den Orden zu entlasten, und er war der einzige, der dazu wirklich instande war. Doch fühlte sich der Orden jetzt stark genug, auch allein gegen Polen vorzugehen. Im Sommer 1330 fiel er in Masowien und Kujawien ein, drang bis Nakel vor, das er eroberte; auch Bromberg scheint er genommen zu haben. Im September dieses Jahres sollte dann der erste gemeinsame polnisch-litauische Angriff auf Preußen erfolgen. Als aber Gedimin dort eintraf, standen die Polen noch vor Dobrin, das sie vergebens zu erobern versuchten. Litauische Scharen drangen bis in die Gegend von Bartenstein vor, das Hauptheer zog über Löbau und Rauernitz bis nah an Strasburg, wo es auf preussische Kräfte stieß, vor denen es bis Dobrin zurückwich. In Dobrin traf Gedimin mit Wladislaw zusammen, aber auch mit dessen ihm von seinem Schwiegerjohn gesandten ungarischen Hilfstruppen.

Ungarn war Wladislaws ältester Bundesgenosse, seit 1291 hatte er sich seiner Unterstützung zu erfreuen gehabt. Gemeinsam hatten sie einen ihnen genehmen Fürsten in Südrussland eingesetzt, auf das sich beide Hoffnungen machten. Das Bündnis Wladislaws und Gedimins, dessen Zweck auch die Verständigung über diese Erbschaft war, mußte für Ungarn also um so unerwünschter sein, als es Polens Handlungsfreiheit verstärkte. Es kam hinzu, daß Ungarn bei der Sohnlosigkeit des polnischen Thronerben auf die polnische Krone und damit auch auf Pommerellen rechnete. Der Befehlshaber der ungarischen Truppen führte also zweifellos einen Befehl seines Königs aus, wenn er sich weigerte, gemeinsam mit den litauischen Heiden gegen den Orden zu kämpfen. Gedimin verweigerte überdies auch von sich aus die Teilnahme an einem zweiten Einfall in Preußen und führte seine Truppen nach Litauen zurück. In der ersten Oktoberhälfte verwüsteten dann die vereinten Polen und Ungarn das Kulmerland³⁶). Sicherlich hätte Ungarn an diesen Kämpfen ohne das Erscheinen König Johanns in Preußen nicht teilgenommen, da wenigstens einstweilen die Politik des Ordens seine Interessen nicht gefährdete. König Karl Robert wollte offenbar in dem Orden nur den Verbündeten Johanns von Böhmen, des Prätendenten auf den polnischen Thron, treffen.

³⁵) Emfser, Regesta Bohemiae et Moraviae Bd. 3 Nr. 1337, Preuß. B. B. Bd. 2 Nr. 643, 645, 682, 683.

³⁶) З а я ц а љ в о с љ и, а. а. С. 152—162, 182 f., П а с з љ и е в и ц з, Polityka ruska Kazimierza Wielkiego С. 13 f., 22 f.

Ram seine feindliche Haltung gegen diesen auch erst im Herbst 1331 klar zum Ausdruck³⁷⁾, so war doch klar, daß er in einem böhmisch-polnischen Konflikt nur auf Seiten Polens zu finden sein konnte.

Trotz dieser Kämpfe blieb dem Orden gegen Ende des Jahres Kraft genug zu mehreren Angriffen auf Litauen, während die Litauer sich mit einem Einfall in Kurland begnügten³⁸⁾. Allerdings hatte der Hochmeister im Oktober mit Wladislaw einen Waffenstillstand bis zum 26. Mai 1331 geschlossen und mochte sich also vor einem polnischen Angriff sicher glauben. Bei diesem Abkommen wurde zum erstenmal vereinbart, daß die Könige von Böhmen und Ungarn, der eine also als Sachwalter des Ordens, der andere als der Polens, den Streit um Pommerellen als Schiedsrichter entscheiden sollten³⁹⁾.

Doch machte allein schon das damalige Mißverhältnis zwischen den Schiedsrichtern die Aussicht auf eine Verständigung ziemlich zunichte. Zudem scheint Wladislaw sich nicht an den Waffenstillstand gehalten zu haben. Jedenfalls hat er 1331 einen neuen Angriff gemeinsam mit Litauen auf Preußen geplant, den nur der Eintritt von Tauwetter verhinderte. Das Jahr 1331 steht fest, und wenn ein vorbereiteter Angriff wegen milder Witterung endgültig aufgegeben wird, so deutet das auf die ersten, nicht auf die letzten Monate des Jahres, in denen dann übrigens auch Waffenruhe herrschte. Die Litauer zogen plündernd nach Hause⁴⁰⁾. Tatsache ist, daß seither Polen und Litauer nichts mehr gemeinsam gegen den Orden unternommen haben; Litauen schied, was den Orden betraf, zunächst aus dem Zusammenspiel der osteuropäischen Mächte aus.

Von den weiteren preußisch-polnischen Kämpfen sei hier nur erwähnt, daß im Herbst 1331 offenbar ein gemeinsamer Angriff des Ordens und Böhmens auf Polen erfolgen sollte. Allein die Niederlage des Ordensheeres bei Płowce westlich von Brest am 27. September veranlaßte dessen Rückzug nach Preußen und König Johann, der Posen belagerte, verständigte sich mit Wladislaw um so lieber, wenn auch nur kurzfristig, als ein österreichischer und ungarischer Angriff auf Böhmen drohte. Endlich sei noch daran erinnert, daß Wladislaw, von ungarischen Hilfstruppen unterstützt, im August oder September 1332 ins Kulmerland einfiel und daß er dort einen neuen Waffenstillstand eingehen mußte, weil es dem Ordensheer gelungen war, den Feind einzuschließen. Das ungarisch-böhmische Verhältnis hatte sich inzwischen übrigens bereits wieder etwas entspannt⁴¹⁾.

Der König von Böhmen war damals zu einer Unterstützung des Ordens außerstande. Aber er versicherte ihm im August 1332, daß er sich mit dem König von Krakau nicht versöhnen wolle, wenn dieser dem Orden nicht in Kujawien volle Entschädigung gewähren würde, ferner, daß er alle dem Orden erteilten Zusagen aufrechterhalte. Im September bestimmte er den kujawi-

37) Meißner, a. a. O. S. 68.

38) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 217, 284 f., Bd. 2 S. 66.

39) Zajączkowski, a. a. O. S. 163 f.

40) Zajączkowski, a. a. O. S. 183 und im *Kwartalnik Hist.* Bd. 40 S. 615, SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 622.

41) Zajączkowski, *Polska a Zakon Krzyżacki* S. 145, 196 ff., 275 f. Meißner, a. a. O. S. 72, 75 f., 80, 83 f., SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 715.

schen Anteil, den er dem Orden erhalten wollte, auf das Gebiet zwischen Weichsel und Neße⁴²⁾). So hatte König Johann sich also verpflichtet, den Orden im Besitz von Pommerellen, Dobrin und einem Teil Kujawiens zu erhalten, falls er sich mit Polen verständigen würde. Das war eine starke Deckung für diesen, für ihn selbst freilich eine schwere Belastung, falls er Frieden mit Polen suchte, zugleich auch eine Belastung für sein Verhältnis zu Ungarn.

Und die Möglichkeit zu einer Befriedigung im Osten war gegeben, als Wladislaw Lokietek, wohl am 2. März 1333, starb⁴³⁾). Er hatte sich nur während einiger Monate der Jahre 1306/07 als Herrscher über Pommerellen betrachten dürfen, und doch war die Wiedergewinnung dieses Zugangs zur Ostsee das eigentliche Ziel seines Lebens geblieben. Mit seinem Sohn und Nachfolger Kasimir III. schien ein Ausgleich eher möglich. Schon am 18. April traf er mit dem Orden eine nicht erhaltene Vereinbarung und verlängerte am 15. Mai 1334 den bestehenden Waffenstillstand bis zum Johannistag 1335. Am 15. Mai 1334 erklärte er sich damit einverstanden, daß die Könige von Böhmen und Ungarn in allen zwischen ihm und dem Orden schwebenden Streitigkeiten einen Schiedspruch fällen sollten, den er als verbindlich anzuerkennen versprach⁴⁴⁾.

Bevor es zu diesem Schiedspruch kam, erfolgte im August und November 1335 unter ungarischer Vermittlung eine völlige Versöhnung zwischen Polen und Böhmen. Der zunächst Interessierte dabei war König Johann. Einmal hatte sich König Kasimir im Sommer den Wittelsbachern genähert durch Verlobung seiner Tochter mit einem Sohn des Kaisers und durch ein auf 3 Jahre befristetes Bündnis, dann vor allem stand eine kriegerische Auseinandersetzung Böhmens und des Kaisers um Kärnten und Tirol bevor. Im April 1335 war Herzog Heinrich von Kärnten gestorben; sein Erbe in Kärnten und Tirol war sein Schwiegerohn Johann Heinrich, ein Sohn des Böhmenkönigs. Gegen ein so weites Ausgreifen der luxemburgischen Macht schlossen sich Habsburg und Wittelsbach zusammen und vereinbarten, daß Kärnten und Südtirol an Habsburg, Nordtirol an Wittelsbach fallen sollten. Eine kriegerische Auseinandersetzung mit Johann von Böhmen war unter diesen Umständen unvermeidlich. Es kam für König Johann also viel darauf an, den Polenkönig aus der Verbindung mit dem Kaiser zu lösen. Er war bereit, dafür einen hohen Preis zu zahlen. So verzichtete er denn auf seine Ansprüche auf Polen, während Kasimir Böhmens Lehnshoheit über einen großen Teil Schlesiens und über das Herzogtum Masowien-Plock anerkannte. Auch zwischen Böhmen und Ungarn kam es zur Versöhnung. Eine Zusammenkunft der 3 Könige zu Bisegrád in Ungarn besiegelte im November 1335 die neue Freundschaft⁴⁵⁾.

Dorthin kamen damals auch die Gesandten des Hochmeisters zur Entgegennahme des böhmisch-ungarischen Schiedspruchs in seinem Streit mit Polen. Der Moment war für den Orden natürlich nicht günstig. Ungarn

42) Preuß. U.B. Bd. 2 Nr. 761, 762.

43) B a l z e r, Genealogia Piastów S. 341.

44) Preuß. U.B. Bd. 2 Nr. 837, 841, 842.

45) Vgl. M e l s e r, a. a. O. S. 92 ff.

war Polens Sachwalter, Böhmen mußte auf Polen weitgehend Rücksicht nehmen. Der am 26. November gefällte Schiedspruch konnte den Hochmeister daher auch nicht befriedigen.

Der Orden hatte wohl auf einen vollen Erfolg gehofft. Seine territorialen Forderungen nannten zwar nur Anerkennung seines alten, mit Polen strittigen Besitzes, im besonderen Pommerellen und das Kulmerland. Aber an der Spitze seiner Bedingungen stand Gewährung voller Entschädigung durch Polen; das konnte auf Grund der böhmischen Zusagen von 1330 und 1332 nichts anderes bedeuten, als Verzicht Polens auf einen Teil Kujawiens. Und wenn das Land Dobrin unter den territorialen Forderungen des Ordens fehlte, so bedeutete auch das wohl keinen Verzicht des Ordens auf dies Gebiet, das er ja von Böhmen erworben hatte und also gar nicht mehr als strittig ansehen brauchte. Ferner erwartete er eine Reihe von Sicherungen seitens Polens, ausdrückliche Zustimmung der polnischen Magnaten, des Königs von Ungarn und des Papstes. Erst wenn er diese in der Hand hatte, konnte er wirklich auf dauernden Frieden mit Polen rechnen.

Allein wie nach Lage der Dinge nicht anders zu erwarten, hatte Johann seine dem Orden früher erteilten Zusagen nicht aufrechterhalten können. Zwar sollten nach den Bestimmungen des Schiedspruchs Pommerellen und Kulmerland dem Orden verbleiben, aber Kujawien und Dobrin sollte er räumen. Johann kann von diesem Ausgang im Hinblick auf seine Freundschaft mit dem Orden nicht befriedigt gewesen sein. Seit er auf Polen verzichtet und seinen Frieden mit Polen geschlossen hatte, konnte ihm freilich an einer Erweiterung der Ordensmacht nach Süden nicht mehr so viel gelegen sein wie vorher. Immerhin hat er anscheinend noch nach dem Schiedspruch mit König Kasimir weiter verhandelt und ihn zum Entgegenkommen zu bewegen versucht. Jedenfalls teilte er dem Hochmeister am 3. Dezember mit: Der König von Polen werde ausdrücklich auf Pommerellen und Kulmerland verzichten, der König von Ungarn werde dies anerkennen. Polen werde den Papst um die Anerkennung des Schiedspruchs bitten und seine geistlichen und weltlichen Großen veranlassen, auf Schadenersatzforderungen an den Orden zu verzichten. Diese in Briefform gehaltene Erklärung bot aber natürlich keine Rechtsgrundlage.

Es traf denn auch keine der angegebenen Erklärungen in der Marienburg ein, und so fiel es dem Hochmeister leicht, auch seinerseits den Spruch nicht auszuführen, d. h. Kujawien und Dobrin nicht zu räumen. Am 17. Januar 1336 bat er den mit König Johann verbündeten Markgrafen Friedrich II. von Meißen um eine Fürsprache, doch wohl bei Johann. Er sei zur Anerkennung des Schiedspruchs bereit, sobald König Kasimir förmlich auf Pommerellen und Kulmerland verzichtet haben würde. Dieser wieder begnügte sich damit, am 26. Mai 1336 den Waffenstillstand bis zu Johannis 1337 zu verlängern und die Gültigkeit des Schiedspruchs zu betonen⁴⁶⁾.

⁴⁶⁾ Preuß. U. B. Bd. 3 Nr. 27, 32, 33, 40, 64. — Daß es 1336 zu einem polnischen Einfall ins Ordensgebiet gekommen ist, (vgl. Voigt Gesch. Preußens Bd. 4 S. 538, Caro, Gesch. Polens Bd. 2 S. 195, Krollmann, Polit. Gesch. des Deutschen Ordens S. 43, wird m. E. von Paźkiewicz im Przegląd Hist. Bd. 25 S. 215 mit Recht bestritten; keine Ordensquelle berichtet davon. Vgl. auch Salecki im Kwartalnik Hist. Bd. 35 S. 36.

So ungeklärt war das preußisch-polnische Verhältnis, als König Johann Anfang des Jahres 1337 mit seinem Sohn Karl, dem späteren Kaiser Karl IV., zu seiner zweiten Litauerfahrt nach Preußen kam. Nach deren Beendigung lieb er zunächst, es war am 28. Februar, vom Orden 6000 Goldgulden, die er wohl nie zurückerstattet hat, da das Schulddokument sich im Ordensarchiv befindet. Wenige Tage danach verzichteten er und Karl wiederum auf Pommerellen, was nach Lage der Dinge kaum etwas zu bedeuten hatte. Am 5. März sagten beide in einer gemeinsam ausgestellten Urkunde dem Orden ihren Schutz zu für Preußen, Livland, Pommerellen, Kulmerland und für alle heidnischen Gebiete, die er schon besitze oder noch erwerben werde.

Von Kujawien und Dobrin aber sagte die Urkunde nichts. Vier Tage später, am 9. März 1337, vermittelte Johann allein den Frieden zwischen dem Orden und Polen in Gegenwart Kasimirs. Es ist klar, daß dieser Vermittlungsanspruch an den Gebietsbestimmungen der Bisegräber Entscheidung nichts ändern konnte. Aber ein großer Vorteil schien doch für den Orden erreicht zu sein. König Kasimir verzichtete wirklich auf alle Gebiete, die der Orden vor dem Beginn des Krieges besessen hatte, d. h. auf Pommerellen und Kulmerland; er sagte ihm seine Neutralität für den Fall eines ungarischen Angriffs auf diese Gebiete zu, wollte sogar Ungarn zu einem Verzicht auf Pommerellen und Kulmerland veranlassen und versprach, die Heiden bei einem Angriff auf den Orden nicht zu unterstützen. Er entsagte also einem Zusammengehen mit Litauen gegen den Orden. Aber alles blieb schließlich doch ungewiß. Denn der Entwurf zu dem Instrument, das alle diese Zusagen Kasimirs vereinigte, enthielt zum Schluß auch eine förmliche Verzichtserklärung des gar nicht anwesenden ungarischen Königspaares auf Pommerellen. Die gleiche Urkunde brachte also die ungarische Verzichtserklärung und König Kasimirs Zusage, Ungarn zu einer solchen Verzichtserklärung zu bewegen oder bei einem ungarischen Angriff auf den Orden neutral zu bleiben, eine Zusage, die offenbar nicht ernst gemeint sein konnte.

Der Polenkönig ließ sein Sekretstiegel an das von einem Notar der Krakauer Diözese geschriebene, von diesem und von einem hochmeisterlichen Notar beglaubigte Instrument hängen, wie es auch der Hochmeister tat. Es mochte auch nicht ohne Wert sein, daß unter den Zeugen von polnischer Seite der Erzbischof von Gnesen, der Bischof von Leslau, 2 masowische Herzöge und 3 Woywoden in der Urkunde genannt wurden, deren bloß vorläufiger Charakter durch die ungewisse Datierung 1337 in die tali offenbar wurde. Die Ausführung die Vereinbarung hing wesentlich von der Haltung des ungarischen Königs ab und Kasimir mag sicher gewesen sein, daß dieser seine Mitwirkung versagen würde. Johann hatte wohl selbst große Zweifel an einer Wirkung dieser Festsetzung. Nahm er doch bereits am 10. März, also am Tage nach dem Abschluß der Verhandlungen, die Festungen Brzesć Kujawski und Leslau und das Land Dobrin in seinen Schutz und versprach, sie dem Orden auszuliefern, falls der Vertrag nicht bis Trinitatis (11. Juni) vollzogen wäre. Aber es war doch wieder eine Halbwahrheit, wenn er Leslau bis dahin in polnische Verwaltung gab und nur die

übrigen Gebiete selbst in der Hand behielt⁴⁷⁾. Es fehlte übrigens auch die Erfüllung einer bei der polenfreundlichen Haltung der Kurie sehr wichtigen Friedensbedingung des Ordens von 1335, nämlich die Erwirkung der päpstlichen Zustimmung zu diesem Vertrage.

Um die unsichere Haltung König Johannes bei diesen Verhandlungen Polen gegenüber zu verstehen, muß man sich der Ereignisse des Vorjahres im Reich erinnern. Sein Krieg mit Habsburg und mit dem Kaiser, in dem König Kasimir ihn persönlich mit 400 Mann unterstützt hatte, war im Februar 1336 ausgebrochen. Er hatte im Oktober mit einer Versöhnung Johanns mit den Habsburgern geendet, indem Johann auf Kärnten, diese auf Tirol verzichteten, das an Johanns Sohn treu festgehalten hatte; die bisherigen Gegner schlossen sogar ein Bündnis, das sich gegen den Kaiser richtete. Aber die Tiroler dachten nicht daran, die Aufgabe Kärntens anzuerkennen, so daß ein längeres böhmisch-österreichisches Einvernehmen in Frage gestellt schien. Und mit dem Kaiser war die Herbeiführung eines Friedenszustandes überhaupt nicht versucht worden⁴⁸⁾. Unter diesen Umständen mußte König Johann auf die Erhaltung guter Beziehungen zu seinem Waffengefährten Kasimir großen Wert legen. Wie 1335 galt ihm auch 1337 die Rücksicht auf Polen mehr, als die auf den Ordensstaat, der ja niemals sein Gegner werden konnte, vielmehr stets auf ihn angewiesen blieb. Johann mußte also vom Hochmeister mit dem peinlichen Gefühl Abschied nehmen, daß er seine Versprechungen nicht hatte erfüllen können und daß er mit seinem Schiedsspruch noch keine wirkliche Verständigung erreicht hatte. Seine Schutzzufage konnte nach seiner Versöhnung mit Polen für den Orden nur ein schwacher Trost sein. Andererseits war freilich bei der von Hochmeister und Polenkönig seit 1333 eingenommenen friedfertigen Haltung nicht anzunehmen, daß der Streit um Pommerellen in kurzer Zeit zu einem neuen Waffengang führen würde.

Vielmehr war zu hoffen, daß der Orden nunmehr seine ganze Kraft auf seine eigentliche Aufgabe, die Unterwerfung und Christianisierung Litauens würde richten können, und vielleicht ist es Johann gewesen, der die erste Anregung zu den kaiserlichen Verleihungen Litauens an den Orden vom November und Dezember 1337 gegeben hat, um dem Orden einen gewissen Ersatz für das zu bieten, was er ihm nicht verschaffen konnte.

Die starke Persönlichkeit und Erfahrung des damaligen Hochmeisters Dietrich von Altenburg gab in der That die beste Gewähr für die Aufnahme einer energischen Politik gegenüber Litauen. Dietrich hatte lange zum Konvent von Ragnit gehört, d. h. er hatte auf dem Ordenshaus gelebt, von dem bis dahin die meisten Angriffe auf Litauen ausgegangen waren⁴⁹⁾. 2 Ragniter Komture, Ludwig von Liebenzell und Wolrad von Lydelow, hatten sich im Kampf gegen die Litauer besonders ausgezeichnet. In Preußen wird Dietrich zuerst vermutlich 1307 als Teilnehmer an einem Litauerzug erwähnt; er war damals Ordensbruder in Ragnit, dessen Konvent er 1323/24 als Komtur leitete, nachdem er anscheinend zuvor dort Hauskomtur gewesen

47) Preuß. U. B. Nr. 91—93, 95—98, 100, 103, 104, 106.

48) Meißner, a. a. O., S. 116 ff.

49) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 155, 158, 159, 162, 164, 166, 173, 179, 182 f., 189 f., 214 f., 217.

war. Dusbürg nennt seinen Namen in diesen Jahren wiederholt. 1325—1331 verwaltete er die Komturei Balga, die sich damals noch in einem langen Streifen bis an die Wildnis erstreckte. Er hat als Komtur von Balga die Grenze nicht bloß durch eifrige Siedlung, sondern auch durch Anlage der Stadt Vartenstein und der Burg Leunenburg gesichert⁵⁰). Immerhin war ihm Litauen damals etwas ferner gerückt. 1331 ernannte ihn Hochmeister Luther von Braunschweig zum Obersten Marschall. In der Schlacht bei Plowce am 27. September 1331 geriet er schwer verwundet in polnische Gefangenschaft, war aber bereits im Februar 1332 wieder in Preußen. 1335 erfolgte seine Wahl zum Hochmeister. Als Marschall und Hochmeister hat er die Grenzbefestigung im Osten durch lebhaftere Siedlungstätigkeit und durch die Anlage des Ordenshauses Angerburg und wohl auch Lözens energisch gefördert.

1336 unternahm er als Hochmeister seinen ersten Zug nach Litauen. Zum erstenmal seit langer Zeit begnügte man sich jetzt nicht mit dem üblichen Einfall, sondern faßte dort festen Fuß. Zwar gelang es nicht, den in Angriff genommenen Bau der Georgenburg an der Memel durchzuführen, aber noch weiter östlich, am Zusammenfluß von Memel und Dubysa erstand damals etwa 40 km westlich von Rauen eine Ordensburg, die nach der Schutzheiligen und nach dem Haupthause des Ordens Marienburg genannt wurde. Es ergibt sich daraus, daß der Hochmeister in der, wie sich erweisen sollte, richtigen Annahme, daß er von Polen keinen Angriff mehr zu erwarten hatte, jetzt an die wirkliche Eroberung Litauens zu gehen gewillt war⁵¹).

Unter diesen Umständen gewann es für den Orden besondere Bedeutung, daß König Johann von Böhmen im Januar 1337 mit einem starken Heer zu einem neuen Litauerzug nach Preußen kam. Wieder wurde auf diesem Zug mit der Erbauung einer Burg an der Memel begonnen, nämlich der westlich der Marienburg gelegenen Bayernburg.

Hierüber liegen neben einer Reihe kurzer chronikalischer Nachrichten vor allem die Angaben in der mit dem goldenen Siegel geschmückten Prunkurkunde vor, durch die Kaiser Ludwig der Bayer wohl am 15. November 1337 dem Hochmeister als seinem Fürsten Litauen mit allen seinen Teilen verlieh⁵²).

Die Bayernburg erhielt danach ihren Namen von Herzog Heinrich von Niederbayern, der ein entfernter Vetter des Kaisers war und mit diesem meist in schlechten Beziehungen stand, um so näher aber mit seinem Schwiegervater, König Johann von Böhmen, verbunden war. Herzog Heinrich hatte die Litauerfahrt im böhmischen Heer mitgemacht und, wie die Urkunde sagt, die Bayernburg als das Haupthaus von ganz Litauen erbaut. Er hatte bestimmt, daß seine Fahne in allen Kämpfen gegen die Litauer vorangetragen und daß sobald wie möglich in Litauen ein Erzbistum Bayern eingerichtet werden sollte. Diese Bestimmungen bestätigte der Kaiser in der erwähnten

⁵⁰) SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 159, 173 f., 182 f., 189 f., Preuß. U. B. Bd. 2 Nr. 572, *Rassise*, Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410 S. 61 f., 102.

⁵¹) Preuß. U. B. Bd. 2 Nr. 752, *Rassise*, a. a. O. S. 102 f., 105, 107, 109 f., SS. rer. Pruss. Bd. 1 S. 281, Bd. 2 S. 6, 490.

⁵²) Für alle Angaben betr. diese Urkunde verweise ich auf die Vorbemerkung zu Preuß. U. B. Bd. 3 Nr. 134.

Urkunde, in der er Dietrich von Altenburg als unsern und des Römischen Reiches geliebten Fürsten bezeichnete und ihn und seine Nachfolger kraft kaiserlicher Autorität, wie es wörtlich heißt, mit der Verwaltung der Temporalien und mit der vollen Jurisdiktion dieses Fürstentums investierte. Zu Beginn der Urkunde ist der Anfangsbuchstabe des Kaisernamens L zu einer kleinen Zeichnung ausgestaltet, die den Lehnssack darstellt; und zwar empfängt der Hochmeister die mittelsbachische Fahne, die ja als Feldzeichen in den künftigen Litauerkämpfen vorangetragen werden sollte, aus der Hand des Kaisers.

Es ist erstaunlich, was der Kaiser verlieh, ebenso erstaunlich, was der Orden von ihm annahm. Denn eine Belehnung durch eine geistliche oder weltliche Macht war den Ritterorden von den Päpsten wiederholt verboten worden⁵³), und vollends durfte der Orden es nicht hinnehmen, daß der Kaiser in die kirchliche Verwaltung Litauens eingriff⁵⁴). Das bedeutete eine klare Stellungnahme des Ordens für den Kaiser und gegen den Papst, und zwar in einer Zeit schwerster Spannung zwischen beiden. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Kämpfe, die bekanntlich geradezu zu einer nationalen Erhebung Deutschlands gegen das Papsttum führten, einzugehen. Nur daran sei erinnert, daß der von Frankreich völlig abhängige Papst Benedikt XII. die wiederholten Friedensversuche des Kaisers im April 1337 mit der Aufforderung beantwortete, Königtum und Kaisertum zu entsagen, und daß darauf der Kaiser im Sommer desselben Jahres ein Bündnis mit dem Erbfeinde Frankreichs, mit England schloß⁵⁵). Mit dem baldigen Ausbruch eines großen Krieges, in dem der Kaiser gegen Frankreich, und das bedeutete damals auch gegen den Papst, stand, war zu rechnen. Wenn Ludwig auch noch nach dem Bündnis mit England Ausgleichsversuche mit dem Papst unternahm, die jedoch scheiterten, so zeigen die Haltung der deutschen Kurfürsten in Kenze und die Frankfurter Reichstagsgesetze vom August 1338 doch aufs deutlichste, daß das deutsche Volk hinter seinem Kaiser in seinem Abwehrkampf gegen päpstliche Ansprüche stand. Nur 2 Fürsten, Johann von Böhmen und sein Schwiegersohn Heinrich von Niederbayern, hielten zur Gegenseite.

Der Deutsche Orden stand gleichfalls auf der Seite des Kaisers. Es ist bezeichnend, daß Ludwig der Bayer seine Appellation gegen die vom Papst geforderte Niederlegung der Krone 1324 in der Kapelle des Ordens in Sachsenhausen erlassen hatte. Ein Generalkapitel in Marienburg hatte 1326 offen für Ludwig Partei genommen. Die Deutschmeister gehörten zu seinen Vertrauten. Der Papst aber nahm in der pommerellischen Frage eine durchaus polenfreundliche Haltung ein⁵⁶). So erklärt sich die Fassung der Urkunde, mit der Kaiser Ludwig Ende 1337 dem Hochmeister Litauen verlieh, in der die kaiserliche Gewalt so stark betont wurde.

⁵³) Vgl. die überzeugenden Ausführungen Stengels, Hochmeister und Reich S. 28 f.

⁵⁴) Vgl. auch Bornhak, Staatskirchliche Anschauungen und Handlungen am Hofe Kaiser Ludwigs des Bayern S. 56 ff., monatlich S. 67—71.

⁵⁵) Jacob, Studien über Papst Benedikt XII S. 108, 115.

⁵⁶) Müller, Der Kampf Ludwig des Bayern mit der römischen Curie Bd. 1 S. 75 ff. Vogt, Gesch. Preußens Bd. 4 S. 418, von Pflugk-Hartung, Der Johanniter- und der Deutsche Orden im Kampfe Ludwigs des Bayern mit der Curie S. 72 ff., Maschke, Der Peterspfennig S. 186, 198, 201 f., Preuß. A. V. Bd. 3 Nr. 80.

Diese Urkunde ist zwar zweifellos in der kaiserlichen Kanzlei ausgestellt, aber ebenso zweifellos ist, daß sie in der Kanzlei des Hochmeisters entworfen ist; Verfasser des Entwurfs war der hochmeisterliche Notar Hermannus de Caminata, dessen Schriftsatz in die Prunkurkunde fast wörtlich übernommen wurde. An dem Entwurf hängen die Siegel des Hochmeisters und Herzog Heinrichs von Niederbayern. Er kann also nur bei der Anwesenheit Heinrichs in Preußen, vermuthlich im Februar oder März 1337, entstanden sein⁵⁷⁾. Wir wissen zwar nicht, wie lange der Herzog noch in Preußen geblieben ist, er ist erst am 24. Juni wieder in seiner Heimat nachweisbar⁵⁷⁾, aber es ist nicht anzunehmen, daß er unnötig lange in Preußen geblieben ist, da allein schon sein unsicheres Verhältnis zum Kaiser, mit dem er 1336 im Kriege gelegen hatte, keine lange Abwesenheit von seinem Herzogtum ratsam erscheinen ließ, zumal im Hinblick auf die gespannte Lage im Reich.

Die Frage drängt sich auf, was Herzog Heinrich bei seinem Mißverhältnis zum Kaiser dazu veranlassen konnte, sein Siegel an den Entwurf der kaiserlichen Verleihungsurkunde zu hängen. Zunächst ist dabei zu bedenken, daß nach diesem Entwurf eigentlich er der Gebende war, während Ludwig seine Anordnungen nur bestätigte. Sodann möchte ich meinen, daß er unter dem Einfluß seines böhmischen Schwiegervaters gehandelt hat, dem daran liegen mußte, dem Orden für die Verzicht, die er unter Bruch seiner Zusagen zu Gunsten Polens von ihm forderte, einen Ersatz zu bieten. Wurde der Orden vom Kaiser mit Litauen beliehen, so erhielten damit seine dortigen Kämpfe die höchste weltliche Weihe. Es war anzunehmen, daß die Geneigtheit deutscher Herren zur militärischen Unterstützung des Ordens dadurch nur gesteigert werden konnte, wodurch also seine Aussichten auf Eroberung Litauens wachsen mußten. Endlich aber mußte Johann aus politischen Erwägungen den Orden von Polen auf Litauen ablenken, um in seinem eigenen Interesse den Frieden zwischen den christlichen Oststaaten auch auf diese Weise zu sichern und zugleich die Macht seines alten Bundesgenossen auf alle Fälle zu stärken.

Auffällig ist die lange Zeit, die zwischen der Abfassung des Entwurfs wohl im Februar oder März 1337 und der Ausstellung der Urkunde durch den Kaiser im November 1337 liegt. Vielleicht zögerte Ludwig damit, solange er noch Hoffnung auf eine Versöhnung mit dem Papst hatte; die oben angeführten Vorgänge könnten für eine solche Vermutung sprechen. Aber sie sind gleichwohl nicht in erster Linie als Ursache des Aufschubs anzusehen, höchstens insoweit, als seinerseits der Orden einen günstigen Moment für die Bitte um die Ausstellung der Urkunde abwarten wollte, und daß er diesen erst gegen Ende des Jahres für gekommen hielt.

Zwar fehlt es an allen Nachrichten, in welcher Weise der Hochmeister sich an den Kaiser in dieser Angelegenheit gewandt hat. Und doch läßt sich mindestens mit großer Wahrscheinlichkeit erweisen, daß dies durch einen Gesandten aus Preußen geschehen ist. Im Entwurf und in der Prunkurkunde werden die litauischen Landschaften Samaiten, Karlowien⁵⁸⁾ und Rußland

57) B ü h m e r, Wittelsbachische Regesten S. 124.

58) M o r t e n s e n, Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts Bd. 2 S. 183 ff.

genannt. Samaiten ist Westlitauen, Karfowien eine Preußen benachbarte Landschaft des mittleren Westlitauens, unter Rußland sind die zu Litauen gekommenen russischen Gebiete von Polozk, Minsk, Pinsk, Turow, Kiew, Witebsk und Wolhynien zu verstehen⁵⁹). Der Orden erhielt also vom Kaiser 2 getrennte Gebiete; das Mittelglied Ostlitauen, die litauische Landschaft Duchsteten, fehlte. Da der Orden aber zweifellos ganz Litauen vom Kaiser erhielt, so ist das Versehen des Konzipienten klar.

Außer mit der Prunkausfertigung verließ nun Ludwig dem Hochmeister Litauen noch in einer zweiten Urkunde, die einwandfrei vom 12. Dezember 1337 datiert. In dieser nur mit dem Wachssiegel beglaubigten Urkunde fehlt jede Bezugnahme auf Herzog Heinrich und auf das Haus Bayern, also auch die geplante Begründung eines Erzbistums Bayern, dafür aber wird außer den 3 Landschaften der Prunkausfertigung auch Duchsteten genannt⁶⁰). Dieser Irrtum konnte kaum von einem Mitglied der kaiserlichen Kanzlei entdeckt worden sein. Vielmehr ist anzunehmen, daß das Fehlen Duchstetens einem mit den litauischen Verhältnissen einigermaßen vertrauten Ordensgesandten nachträglich aufgefallen ist und daß dieser die Ausfertigung einer zweiten Urkunde mit entsprechender Ergänzung beantragt hat.

Das würde freilich nicht die Übergehung Herzog Heinrichs in der Urkunde vom 12. Dezember erklären, die sich im übrigen an den Wortlaut des Entwurfs hält. Vermutlich wird die kaiserliche Kanzlei auch von sich aus den Wunsch nach Ausstellung einer Verleihung gehabt haben, in der Heinrichs Namen fehlte. Dessen Verhältnis zu Ludwig war nämlich inzwischen wieder sehr schlecht geworden. 1336 infolge seiner Versöhnung mit diesem in den päpstlichen Bann geraten, wurde er am 20. Oktober 1337 vom Bann befreit und gelobte durch einen Gesandten, den Befehlen der Kirche zu gehorchen. Ja, noch mehr, am 19. November verpflichtete er sich zur militärischen Unterstützung Frankreichs⁶⁰). Vermutlich ist der Kaiser zwischen der Ausstellung der beiden Litauerurkunden über Heinrichs feindliche Haltung unterrichtet worden und hat daher dessen lobende Erwähnung in einer von ihm ausgestellten feierlichen Urkunde nicht mehr für tragbar gehalten.

Wenn der Nachweis als gelungen angesehen wird, daß die Urkunde vom 12. Dezember jünger sein muß, als die Prunkausfertigung, so ist damit auch eine ziemliche Sicherheit über deren Datierung gewonnen. Diese hat nämlich das unmögliche Datum XVII nonas decembris. Man hat nonas in kalendas forrigiert und damit den 15. November als Ausstellungstag errechnet, aber auch aus der Erfahrung, daß Prunkausfertigungen später als gewöhnliche Ausfertigungen zu entstehen pflegen — eine Erfahrung, die bei dem doch ziemlich verschiedenen Inhalt der Urkunden in unserem Fall nicht gilt — außerdem Dezember in Januar abändern wollen und ist somit auf den 16. Dezember gekommen; alsdann wäre also die Prunkausfertigung jünger, und es würde dann jeder Anhalt fehlen, die Abweichungen der beiden Urkunden zu erklären. Am wahrscheinlichsten ist also eine Datierung auf den 15. No-

59) Stählin, Gesch. Rußlands Bd. 1 S. 137.

60) Vidal, Benoît XII Nr. 5245, von Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König Johann von Böhmen S. 68.

vember, obgleich dann das Ortsdatum München nicht zum Itinerar des Kaisers paßt, aber Versetzen in diesem Punkt begegnen der Kanzlei Ludwigs des Bayern nicht selten⁵²).

Erst an dieser Stelle sei die Frage gestellt, ob die Verleihung der Litauerurkunde nicht auch ohne die von mir vermutete Anregung Johanns von Böhmen und vielmehr auf Antrag des Ordens erfolgt sein könnte. Ein wie großes Interesse der Hochmeister an der kaiserlichen Verleihung hatte, glaube ich erwiesen zu haben. Auch darauf sei hingewiesen, daß der Orden sich 1332 die Herrschaft über Riga vom Kaiser hatte bestätigen lassen, über die Stadt, die seit 1298 im Bunde mit Litauen stand, sich der Unterwerfung widersezt hatte und 1330 nach monatelanger Belagerung zur Huldigung und zur Aufnahme des Ordens in ihre Mauern gezwungen worden war⁶¹). Aber wenn er die kaiserliche Verleihung Litauens nur von sich aus betrieben hätte, würde er dazu schwerlich sich der Unterstützung Herzog Heinrichs von Niederbayern bedient haben, dessen Mitwirkung die kaiserliche Verleihung mindestens nicht erleichtern, eher vielmehr in Frage stellen konnte.

Auch Kaiser Ludwig mag übrigens an der Verstärkung der Machtstellung des Ordens im Nordosten ein unmittelbares Interesse gehabt haben. Der Orden hatte Estland 1222 an Dänemark überlassen müssen, aber er verlor deren Wiedergewinnung nicht aus den Augen. Schon 1332 hatte er einen allerdings erfolglosen Versuch zur Besetzung Estlands unternommen. Damals übte die tatsächliche Herrschaft in Dänemark Graf Gerhard von Holstein aus. Die Söhne des 1332 gestorbenen Königs Christoph lebten in Deutschland, und mit dessen Tochter war Markgraf Ludwig von Brandenburg, des Kaisers ältester Sohn, verheiratet, der übrigens 1336 zu einer Litauerfahrt nach Preußen gekommen war. 1339 forderte der Kaiser den Orden auf, im Namen des dänischen Thronprätendenten Waldemar, eines Sohnes Königs Christoph, Estland zu besetzen und es diesem oder dem Markgrafen Ludwig nur herauszugeben, wenn dieser zuvor seine Mitgift erhalten haben würde. Sollte der Orden, so hieß es unmißverständlich weiter, Estland kaufen wollen, so wolle er ihn dabei unterstützen. 1340, nach der Ermordung des Holsteiner Grafen, wurde Waldemar König in Dänemark und verkaufte dem Orden 1341 Estland gegen 13 000 Mark, die als Mitgift an seinen Schwager Ludwig von Brandenburg gezahlt wurden⁶²). Gewiß war diese Entwicklung 1337 nicht vorauszusehen gewesen. Immerhin mögen die Wittelsbacher schon damals die Aberlassung Estlands an den Orden gegen Geld erwogen und darum eine Stärkung der Ordensmacht im Nordosten als auch für sie selbst vorteilhaft angesehen haben. —

Die Betrachtung der Vorgeschichte der Litauerurkunde gibt uns ein klares Bild von der außenpolitischen Lage des Ordensstaats. Seine Feindschaft mit dem heidnischen Litauen war selbstverständlich. Sein Verhältnis zu Polen war und blieb durch die pommerellische Frage getrübt. Seine Verbindungen mit den machtlosen Herzögen von Masowien, Schlesien und Südrußland be-

⁶¹) Arbusow, Grundriß der Gesch. Liv-, Est- und Kurlands 3 S. 48 ff.

⁶²) Krollmann, a. a. O. 44 f. Liv-, Esth- und Curländisches A. B. Bd. 2 Nr. 786, 787, 805.

deuteten nicht viel. Er hatte nur an Böhmen Rückhalt, und Böhmen hat die preußischen Interessen mit Rücksicht auf sein Verhältnis zu Polen in entscheidenden Momenten nur lau vertreten. Der Orden war und blieb darauf angewiesen, durch Stärkung seiner Macht sich unabhängig von fremder Hilfe zu machen. Durch Fortgang der Siedlung, durch kluge Finanzpolitik und durch Erweiterung seines Staatsgebiets hat er dies Ziel zu erreichen gestrebt. Als ihm seit 1386 jede Aussicht auf eine Eroberung Litauens geschwunden war, wandte er sich nach Westen und Norden. Die Erwerbungen der Neumark und Gotlands werden auch unter dem Gesichtspunkt der Sicherung zu werten sein. Aber der Verlauf seiner Geschichte im 15. Jahrhundert bewies, daß er auch damals noch nicht die Kraft besaß, sich allein zu behaupten. Die unentbehrliche Hilfe von außen, die er im 13. und 14. Jahrhundert bei Kreuzfahrern gefunden hatte, mußte er damals bei Söldnerführern suchen. Dieses weit nach Nordosten vorgeschobene Land konnte sich kraftvoll nur behaupten, wenn es einen dauernden starken Rückhalt am deutschen Mutterlande besaß und einen solchen gewann er erst im 17. Jahrhundert.

Michael Pogorzelski.

Wahrheit und Dichtung.

Von Christian Rollmann.

Der Name Michael Pogorzelskis, weiland Rektors in Rutten und Pfarrers zu Kalinowen, ist heute in Ostpreußen wohlbekannt, vielleicht auch darüber hinaus im übrigen Deutschland, soweit man sich dort mit Ostpreußen beschäftigt. Das war nicht immer so. Pogorzelski hat selbst nie etwas drucken lassen, selbst seine Predigten wohl niemals aufgeschrieben. Es gab von ihm allerdings eigenhändige Aufzeichnungen über sein Leben, die er in die seit dem Russeneinfall 1914 verschollene Kirchenchronik von Kalinowen eingetragen hatte, und die dortigen Tauf-, Trau- und Sterberegister enthalten heute noch kleine Gedichte und Bemerkungen von seiner Hand. Ferner finden sich noch eine Reihe von amtlichen Schreiben von ihm in den Beständen des hiesigen Staatsarchivs. Aber dieses alles ist z. T. erst mehr als 100 Jahre nach seinem Tode, z. T. überhaupt noch nicht bekannt geworden. Er hat also ein ähnliches Schicksal gehabt wie mein niedersächsischer Landsmann, Pastor Jobst Sackmann in Limmer bei Hannover, der auch niemals eine Predigt aufgeschrieben hat und doch durch seine urwüchsigen plattdeutschen Kanzelreden nach seinem Tode berühmt wurde; nur mit dem Unterschiede, daß eine Predigt Sackmanns bereits zwei Jahre nach seinem Hinscheiden im Druck erschien, während die dem Pogorzelski zugeschriebene Ortelsburger Leichenrede erst 1848, d. h. volle 50 Jahre nach seinem Sterbejahre in den Neuen Preussischen Provinzialblättern zur Veröffentlichung kam. Der ungenannte Herausgeber hatte aber keine Ahnung mehr, wer Pogorzelski eigentlich war, denn er behauptete, er sei lange Rektor in Ortelsburg gewesen, was ganz falsch ist. Eine gleichzeitige, vielleicht auch etwas ältere Handschrift der Rede befindet sich im Prussia-Museum, ist aber nicht etwa von Pogorzelski selbst geschrieben.

Dann dauerte es wieder 40 Jahre, bis Pogorzelskis Name in der landesfundlichen Literatur erschien, nämlich in dem Buche des Superintendenten von Angerburg, Hermann Braun, „Alte und neue Bilder aus Masuren“ (1888). Wie Braun einführend sagt, hat er die Einzelheiten seiner hübschen Lebensbeschreibung Pogorzelskis von dem Pfarrer Skierlo in Angerburg gehört. Er druckt auch einen Teil der Ortelsburger Leichenrede und das seitdem ebenso bekanntgewordene Gedicht vom Wanzker ab, nach seiner Angabe gleichfalls nach mündlicher Überlieferung. Diese Stücke stimmen aber mit dem Druck in den Provinzialblättern überein. Da die Braunsche Lebensbeschreibung vieles enthält, was mit den vorhandenen urkundlichen Quellen in Einklang zu bringen ist, darf man annehmen, daß die mündliche Tradition z. T. auf solche Leute zurückgeht, die in die Kirchenchronik und die Register von Kalinowen Einsicht haben nehmen können. — In der Mitte der 90er Jahre wurde Brauns Darstellung in einer Geschichte der Stadt Lyck wieder abgedruckt.

Erst 1903 hat Tezner in seinem Buche „Die Slawen in Deutschland“ eine neue Darstellung des Lebens und der Persönlichkeit Pogorzelskis gegeben, die nicht nur auf mündliche Überlieferung, sondern auch auf die einschlägigen Kirchenbücher und die Kirchenchronik von Kalinowen zurückgeht. Er konnte daher viel Neues bieten, z. B. eigenhändige Lebenserinnerungen und Gedichte Pogorzelskis abdrucken. Die alte, mündliche Tradition hat er nicht angetastet.

Als der Russeneinfall von 1914 und die darauf folgenden großen Schlachten die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf Masuren lenkten, entstand plötzlich eine ausgedehnte Literatur über diese sonst wenig bekannte ostpreussische Landschaft. Es waren fast alles literarisch bewährte Leute, die diese Bücher schrieben. Ich nenne nur Heß v. Wichdorf, Harry Schumann, Fritz Skowronneck, Gustav Sommerfeld, Albert G. Krueger. Jeder widmete auch Pogorzelski ein besonderes Kapitel, Krueger sogar ein ganzes Büchlein. In der Regel beschränken sie sich darauf, die Anekdoten, die Braun erzählte und die neuen Daten bei Tezner in Auswahl zu wiederholen. Nur Krueger hat eine Anzahl von Anekdoten neu erfunden, sie sind aber auch danach. Z. B. schildert er eine Brautwerbung Pogorzelskis für seinen Neffen und läßt dabei den Rektor und die masurischen Bauern in Ruten ein nieder-sächsisches Platt oder vielmehr Missingsch sprechen. Dann erfindet er einen Konflikt des Pfarrers von Kalinowen mit dem Königsberger Konsistorium, das verlangt habe, Pogorzelski solle deutsch predigen, und dieser Konflikt sei nur dadurch gelöst, daß der Pfarrer infolge von Überanstrengung bei einem Rettungswerte auf dem Eise eines Sees plötzlich verstorben sei. Heß v. Wichdorf schließt aus der Ortelsburger Leichenrede, daß Pogorzelski seine Predigten stets mit eigenen drastischen Dichtungen versehen habe, obgleich er nur jene eine kennt. Schumann, der sich abmüht, Pogorzelski als einen bedeutenden Volksdichter zu erweisen, bringt ein neues Bruchstück zu der Ortelsburger Rede, auf das ich noch zurückkommen werde. Dagegen finden wir bei Skowronneck, der selbst Masure ist, schon kritische Einschränkungen. Er meint, daß sich an Pogorzelskis Namen im Laufe der Zeit allerlei drollige Geschichten geknüpft haben, für die er nicht verantwortlich zu machen ist, und an anderer Stelle sagt er: „Wie weit die Gestalt dieses Mannes durch die Überlieferung entstellt worden ist, wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen.“

Skowronnecks Bedenken fielen auf fruchtbaren Boden. Herr Staatsarchivrat Gollub, der selbst in Masuren geboren und aufgewachsen ist, auch durch umfangreiche Studien mit der Geschichte und Kultur des Landes vertraut ist, hat schon 1926 in seiner Geschichte der Stadt Ortelsburg Zweifel erhoben, ob man die erwähnte Leichenrede mit Pogorzelski in Verbindung bringen dürfe. Wenn dieser Zweifel stichhaltig war, fiel aber das Schaustück der gesamten Pogorzelski-Überlieferung. Da ich mich nun für die Altpreussische Biographie mit der Persönlichkeit Pogorzelskis zu befassen hatte und zu der Überzeugung kam, daß Gollubs Zweifel nicht unberechtigt waren, entschloß ich mich, den amtlichen Quellen nachzugehen und verschaffte mir Einsicht in die Akten des Etatsministeriums, des Konsistoriums und der Theologischen Fakultät bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, die sich alle im hiesigen Staatsarchiv befinden. Außerdem setzte ich mich mit den Pfarr-

ämtern in Rutton und Kalinowen in Verbindung. Aus Rutton bekam ich den Bescheid, daß dort nichts über Pogorzelski zu finden sei, Herr Pfarrer Winariski in Dreimühlen, so heißt Kalinowen jetzt, stellte mir die von Pogorzelski selbst geführten Kirchenregister von 1781, eine Reihe von Aktenstücken, sowie etwas Literatur bereitwilligst zur Verfügung. Nachdem ich alle diese Sachen durchgearbeitet habe, bin ich in der Lage, ein neues Lebensbild Pogorzelskis darzustellen, das zwar nicht so anekdotenreich wie die alten, auf mündlicher Überlieferung beruhenden sein wird, aber den Vorzug hat, sachlich zu sein und doch der Persönlichkeit gerecht zu werden. Ich gehe zu der Darstellung sofort über und lasse dann eine Erörterung über das Hauptstück, worauf bisher der Ruhm Pogorzelskis beruhte, die Ortelsburger Leichenrede, folgen.

Lebenslauf.

Michael Pogorzelski ist geboren in Lepaken, Kirchspiel Grabnick, am 4. September 1737. Sein Vater war Albert Pogorzelski, seine Mutter Maria Dolenga. Die Pogorzelskis trugen ihren Namen von dem Dorfe Pogorzellen, im Kreise Goldap. Sie waren Kölmer, d. h. freie Bauern. Ihr Geschlecht hat im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts nicht weniger als 9 Söhne auf die Universität nach Königsberg gesandt, vier sind als Geistliche in die Heimat zurückgekehrt. Noch heute finden wir Männer des Namens Pogorzelski in angesehenen Stellungen. Auch das Geschlecht Dolenga hat einen geistlichen Vertreter. Wenn man die Matrikel durchblättert, die Pfarrelisten von Arnoldt, Quandt und Rhesa einsieht und die so umfassende Literaturgeschichte Pisanskis studiert, muß man immer wieder staunen, in welchem Maße die Bewohner der so entlegenen Landschaft Masuren es verstanden haben, die Heimat mit dem geistigen Leben der Hauptstadt Ostpreußens durch immer neue Bande zu verknüpfen. Michael Pogorzelski war also schon durch Vererbung bestimmt, eine solche Bahn einzuschlagen. Es wurde ihm gewiß nicht leicht gemacht, denn Wohlstand herrschte nicht in seinem Vaterhause¹⁾. Nach der mündlichen Überlieferung soll der Pfarrer von Stradaunen, Paul Christian Origalski, auf ihn durch seine schöne Stimme aufmerksam geworden sein und ihm die Möglichkeit zum Besuch der Provinzialschule in Lyck verschafft haben. Vielleicht ist das richtig, obgleich der Name Pogorzelski sich in der Schülerliste von Lyck nicht findet. Aber in der Universitätsmatrikel wird Pogorzelski als Lycca-Borussus bezeichnet, und sehr oft nennt die Matrikel statt eines unbedeutenden Herkunftsortes den des Schulbesuches. Aber seine Schul- und Studentenzeit berichtet Pogorzelski selbst in der verlorengegangenen Kirchenchronik von Kalinowen: „Nach dem Tode meines Vaters begab ich mich aus innerlichem Triebe nach Königsberg. Zuerst war ich bei den Studenten auf dem Collegio Albertino, allwo ich viel Not ausstehen mußte, hernach kam ich in das altstädtische Pauperhaus, und im Jahre 1761 qua civis Academ. inscribiret; h. t. Rector acad. fuit Prof. Roescias (Lesefehler von Tegner, muß heißen Doeseos) Boek und Theol. Decanus Herr Consistorialrat Boek.“ Diese Angaben lassen sich urkundlich

1) Das noch heute in Lepaken vorhanden ist.

ergänzen. Pogorzelski wurde am 18. April 1754 in das Album der Altstädtischen Schule eingetragen: „agens quindecimum annum (sic!, er war schon 16½ Jahre) ex quadam schola pauperum in quintam classem“. Er besuchte die Schule acht Jahre und vier Monate. Am 18. August 1762 stellte ihm der Rektor, Joh. Christian Daubler, ein Zeugnis aus: „Michael Pogorzelski, Licca-Bor. vicesimum quartum agens annum scholam adhuc frequentavit Palaeopolitanam et nunc, ut in Albertinam dimittatur, petit, Theologiae operam daturus. Cum haud desperare nos oporteat, eum aliqua in parte Dei ecclesiae usui fore, ei deesse noluimus.“ Dieses Zeugnis legte P. sofort dem Dekan der Theolog. Fakultät, Friedrich Samuel Bock, vor, der darauf vermerkte: „Er ist zwar noch schwach, und es wäre besser, wenn er noch etwa ein halb Jahr in der Schule bleiben könnte; da er aber den Nachstellungen der Soldaten zu entgehen gedenkt, wenn er dimittirt werden sollte, so gebe ihm mein votum zur Akademischen Matrikel“²⁾. Die Immatrikulation erfolgte dann am 25. August. — In demselben Monat wurde auch Johann Gottfried Herder inscribirt. Ich notiere das, ohne mich vermessend zu wollen, Parallelen zu ziehen. — Bis Ende des Jahres 1768 hat Pogorzelski die Albertina frequentirt, mit welchem Erfolge, das werden wir später sehen. Er selbst schreibt: „Anno 1769 im Januar erhielt ich die Vokation als Schulkollege und Organist nach Ragnit, von da wiederum 1772 qua Rector wider meinen Willen durch falsche Briefe nach Ruttten bei Angerburg versetzt“³⁾.

Nach den Akten des Etatsministeriums und der Theologischen Fakultät stellt sich die Angelegenheit folgendermaßen dar: Pogorzelski bewarb sich am 28. April 1772 von Ragnit aus selbst schriftlich um die erledigte Rektorstelle in Ruttten und bemerkte dabei, daß 1769 der Obermarschall v. d. Groeben ihn als Schulmeister nach Ragnit gesandt, ihm aber später, da die Stelle nur die kümmerliche Summe von 70 Rthlr. eintrug, weitere Förderung zugesagt habe. Groeben verlangte darauf am 18. Mai ein Zeugnis von der Theologischen Fakultät, ob Pogorzelski für das Rektorat in Ruttten geeignet sei. Die Antwort der Fakultät fiel bejahend aus und Pogorzelski wurde alsbald durch das Justizkollegium in Angerburg in sein neues Amt in Ruttten eingeführt. Von falschen Briefen kann also keine Rede sein. Die Rektorate an sogenannten Kirchschulen wurden damals allgemein mit akademisch gebildeten Theologie-Kandidaten besetzt. Es gab deren weit mehr, als nötig war, um die Pfarrstellen zu besetzen. Man pflegte daher den jungen Theologen ein Rektorat zu geben, das auch die Möglichkeit bot, gelegentlich in Vertretung der Pfarrer zu predigen und sich so für das angestrebte Amt vorzubereiten. Es ist also abwegig, wenn Braun und seine Abschreiber immer wieder sich darüber verwundern, daß Pogorzelski nach vollendetem Studium nicht gleich Pfarrer wurde, sondern sich jahrelang als Schulmeister durchschlagen mußte, und dafür sein mangelhaftes Deutsch verantwortlich machen.

2) Mitt. d. Vereins f. d. Gesch. v. Ost- u. Westpreußen 3. Jg. S. 57.

3) In Ragnit war damals Erzpriester Otto Gottlieb Fiedler, der mit einer Schwester des obengenannten Drigalski verheiratet war, es ist also wohl möglich, daß einer der beiden Schwäger seinen Einfluß bei dem ostpreußischen Etatsministerium geltend gemacht hat, um die Berufung Pogorzelskis nach Ragnit und später nach Ruttten durchzusetzen.

Nachdem Pogorzelski fast fünf Jahre in Rutton als Rektor tätig gewesen war, starb am 20. Dezember 1776 der dortige Pfarrer Sagrobzki. Sofort richteten die Kirchenväter und Gemeindevertreter von Rutton an den König eine Immediateneingabe mit der Bitte, die Stelle mit einem Manne zu besetzen, zu dem sie Liebe und Vertrauen hegten. „Da nun der hiesige Kirchenrektor Pogorzelski,“ schrieben sie, „durch die Jahre hat die Schule treu geleitet und besonders durch die während der Krankheit des Defuncti verrichteten Predigten sich bei der ganzen Gemeinde viele Liebe erworben hat, als unterwinden wir uns Ew. Kgl. Majestät zu bitten, ob Allerhöchstdieselbe nicht geruhen wollen, genannten Rektor Pogorzelski uns zum künftigen Seelsorger anstellen zu lassen. Wir hoffen unserer Bitte die Huldreiche Erhörnung und ersterben“ usw. — Diese Eingabe erscheint sehr ehrenvoll und empfehlend für Pogorzelski, aber man muß staunen über den tabellosen deutschen Stil, in dem sie abgefaßt ist, da sämtliche Unterzeichnete einheimische Bauern waren, die alle nur den masurischen Dialekt beherrschten und z. T. sicher überhaupt nicht schreiben konnten. Aber derartige Eingaben pflegten die Landbewohner durch einen erfahrenen Mittelsmann in Königsberg aufsetzen zu lassen. Gleichzeitig hatte auch wohl Pogorzelski selbst eine Bewerbung an das Etatsministerium gerichtet. Am 2. Februar 1777 forderte der Obermarschall v. d. Groeben vom Konsistorium ein Gutachten, ob Pogorzelski für die Pfarrstelle in Rutton geeignet sei. Dieses Gutachten erfolgte umgehend — Pogorzelski mußte sich also schon zur Prüfung gestellt haben — und fiel vernichtend aus. Es heißt darin: „der Rektor Pogorzelski hat zwar jederzeit einen guten Wandel geführt und weder in Ragnit, alwo er einige Jahre bei der Schule gearbeitet, noch in Rutton über ihn geklagt worden, seine theologische Erkenntnis aber ist gering und zum Predigtamt nach der alhier in loco mit ihm vorgenommenen Prüfung nicht hinlänglich, indem er Armut wegen wenig auf der Academie hat studiren und die Collegia theologica nicht gehörig abwarten können und sich nur mit Unterricht der Jugend seinen nötigsten Unterhalt hat schaffen müssen. Er bescheidet sich auch von selbst und ist von seiner eigenen Schwachheit überzeugt, daß er selbst die Ruttonsche Pfarrstelle anzunehmen sich weigert und dabei versichert, wie die dortige Gemeinde ohne alles sein Zutun, ja ohne sein Wissen sich ihn zum Pfarrer ausgebenen. Nach seiner Neigung wünscht er vielmehr aus Rutton nur an ein Praeceptorat in Litauen versetzt zu werden, wo er sich, da er die litauische Sprache nebst der polnischen versteht, wohl qualifiziret.“

Diese harte Prüfung hätte Pogorzelski erspart bleiben können, denn schon am 6. Februar verfügte der Minister von Zedlitz in Berlin, daß die Pfarrstelle in Rutton mit dem Diakon Jakob Gutowski in Kruglanken besetzt werden solle. Bevor die Entscheidung bekannt sein konnte, wiederholte die Gemeinde Rutton am 22. Februar ihre Immediateneingabe. Das führte aber nur zu einem Aufschub der Entscheidung. Groeben berichtete am 3. März nach Berlin im Sinne des Konsistoriums, Pogorzelski habe „aus Überzeugung seiner nicht hinlänglichen Capacité das Pfarramt in Rutton selbst depreziret“, es dürfe also wohl bei der am 6. Februar verfügten Anstellung Gutowskis sein Bewenden haben. Erst am 10. April wurde das von Berlin bestätigt, und am 28. April beschied Groeben die Gemeinde von Rutton, daß

ihrem Gesuche vom 26. Dezember und 22. Februar „aus erheblichen Ursachen nicht deferieret werden könne“. Die Sache sollte aber noch ein Nachspiel haben, das Pogorzelski reizen mußte, selbst wenn er wirklich die Einsicht gehabt haben sollte, daß er für die Pfarre in Ruttten nicht geeignet wäre. Die Berliner Entscheidung war durch ein Versehen des Büros des Ministers von Zedlitz nicht nach Königsberg, sondern an die Regierung in Marienwerder gegangen. Diese aber reklamierte mehrmals dringend den Ersatz der Porto- und Expeditionskosten von Königsberg. Hier war man jedoch nicht geneigt, dieselben zu tragen und verfügte kurzerhand, daß Pogorzelski sie bezahlen solle: 1 Rthlr 60 Groschen. In Anbetracht dessen, daß der Rektor doch sicher schon erhebliche Ausgaben durch die Reise nach Königsberg gehabt hatte, fiel diese neue Belastung für ihn schwer ins Gewicht, zumal seine Vereinnahmen nur sehr gering waren. Er richtete daher im Herbst ein Gesuch an das Etatsministerium, daß ihm in Anbetracht der vermehrten Arbeit während der Krankheit Sagrobzki und der halbjährigen Vakanz des Pfarramtes — Gutowski wurde erst im Juni introduziert — wenigstens das Kalendegetreide von Reminiscere bis Trinitatis zugesprochen werden möge. Darauf verfügte Groeben an das Justizkollegium in Angerburg: „Der Pogorzelski ist mit seiner ungereimten Forderung abzuweisen.“ So wurde 1777 für Pogorzelski ein Jahr schwerer Enttäuschungen. Daraus erklärt sich seine Behauptung von den falschen Briefen.

1778 soll er das Glück gehabt haben, einem hochgestellten Herrn, dem in Ruttten der Wagen zerbrach, behilflich zu sein und durch sein treuherziges Wesen dermaßen zu gefallen, daß derselbe ihm seine Gunst zuwandte und später förderlich wurde. Genannt werden nach der mündlichen Tradition der Obermarschall v. d. Groeben, der aber nach den vorjährigen Ereignissen sicher nicht in Frage kommt, und die Generäle von Loffow und von Günther. Letzterer kam jedoch erst 1788 nach Preußen. Es bleibt also nur Loffow über, der damals in Goldap lebte. Tatsächlich läßt auf freundliche Beziehungen Pogorzelskis zur Familie von Loffow der Umstand schließen, daß 1783 der Kammerherr von Loffow auf Rowalken bei seinem zweiten Sohne Pate war. Wie dem auch sei, als am 11. Januar 1780 der Pfarrer Gutowski in Ruttten verstarb, hatte Pogorzelski den Mut, sich wiederum um die Stelle durch das Justizamt in Angerburg zu bewerben. Und diesmal hatte er Erfolg. Zwar wurde die Pfarre Ruttten dem Pfarrer Boretius übertragen, aber Pogorzelski erhielt dessen weniger einträgliche bisherige Stelle in Kalinowen. Groeben hatte vorsichtshalber wiederum von der Fakultät ein Gutachten über die Befähigung Pogorzelskis zum Pfarramt in Kalinowen eingeholt und diesmal die übliche zustimmende Antwort erhalten: „daß wir demselben unser Zeugnis nicht versagen wollen.“ Daß jetzt ein anderer Wind für Pogorzelski in Königsberg wehte, geht daraus hervor, daß ihm eine Entschädigung für seine Mühewaltung bei der Konfirmation der Kinder während der Vakanz in Ruttten zugebilligt wurde. Es ist also nicht von der Hand zu weisen, daß er, wie die mündliche Überlieferung wissen will, einen einflußreichen Fürsprecher — General von Loffen — gefunden hatte. Davon kann natürlich nichts in den Akten stehen. Auch der Minister von Zedlitz genehmigte seine Anstellung in Kalinowen alsbald mit der Begründung: „da er der dazu

unumgänglichen polnischen Sprache mächtig ist.“ Nachdem die Genehmigung eingelaufen war, wurde das Konsistorium angewiesen, Pogorzelski zum Examen zuzulassen und, wenn er tüchtig befunden, ihn zu ordinieren und zum Geistlichen zu weihen. Von dem Examen ist dann gar nicht mehr die Rede, der Oberhofprediger Joh. Ernst Schulz meldete nur am 4. August, daß Pogorzelski mit den üblichen Formalitäten zum Pfarrer in Kalinowen ordinirt sei.

Am 5. September 1780 wurde Pogorzelski nach seinen eigenen Aufzeichnungen von dem Lycker Erzpriester Gisevius im Beisein verschiedener Pfarrer der Umgegend und eines Deputierten des Justizkollegiums in Kalinowen eingeführt. Am dieselbe Zeit muß er auch in den Ehestand getreten sein, und zwar mit Rahel, der Tochter des verstorbenen Pfarrers Gutowski in Ruttan, denn am 3. Juli konnte er in das von ihm neuangelegte Taufbuch seiner Kirche eintragen: „Benjamin Michael, primus genitus filius natus Junii vicesima sexta, renatus (d. h. getauft) tertia Julii, Pater: Pastor loci Michael Pogorzelski, Mater: Rahel Gutowskin. Testes: Andreas Trojan Pastor Pisanicensis, Herr Rektor Prange, Kalinowen, Frau Dorothea Sackersdorfin, Diaconissa (d. h. Frau des Diacons), Kalinowen. Von den Kirchenbüchern wird später noch die Rede sein, hier sollen nur noch kurz die Familienverhältnisse berührt werden. Am 26. Oktober 1782 wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, Karl Michael, am 7. Januar 1783 getauft, eben der, dessen Patenschaft der Kammerherr von Lossow übernahm; am 13. Juni 1784 eine Tochter Johanna Maria, getauft am 17., bei ihr stand der Amtmann Krauß von Czymochen, damals die gewichtigste Persönlichkeit im Kirchspiel, Gevatter. Eine 1787 geborene Tochter und ein Sohn im Jahre 1791 waren nicht lebensfähig. An den Folgen der letzten Entbindung starb die Frau: „1792 am 15. Januar abends 6 Uhr Rahel meine Liebste Ehefrau als Pastor loci Michael Pogorzelski in Gott ruhig entschlafen, nachdem sie 19 Wochen verschiedene Krankheiten nach ihrer Entbindung ausgestanden hat. Am 19. mit einer Leichenpredigt, die der Diaconus von Bergen gehalten, und einem schönen Gesolge zur Ruhe gebracht. Alt 33½ Jahr.“

Außer für seine eigene Familie hatte Pogorzelski für die Hinterbliebenen seines Schwiegervaters Gutowski zu sorgen, da, abgesehen von einem geringen Wittwengelde für die Frau, zu damaliger Zeit für dieselben nichts geschah. So nahm er denn seine Schwägerin Ester G., und wie es scheint, auch seine Schwiegermutter zu sich. Als 1785 der Rektor in Kalinowen, Prange, starb, veranlaßte er seinen Schwager, Joh. Jakob Gutowski, der in Königsberg studiert hatte und z. Z. Hauslehrer in Czymochen war, sich um die Stelle zu bewerben. Gutowski erhielt sie auch, aber 1789 bewarb er sich vergeblich um die erledigte Stelle des Diacons, die vielmehr auf Verfügung aus Berlin der aus Kalinowen gebürtige Kandidat der Theologie Joh. Jakob Karl von Bergen, aus einem preussischen Adelsgeschlecht, erhielt. Dieser vortreffliche Mensch und Theologe heiratete alsbald Ester Gutowski und wurde so auch Pogorzelskis Schwager.

Das Kirchspiel Kalinowen lag in der südöstlichen Ecke des Kreises Lyck und grenzte an zwei Seiten an Polen. Die Bauern hatten ihre ertragreichsten Wiesen sogar jenseits der Grenze. Der Ort Kalinowen selbst war verkehrs-

reich und hatte jährlich zwei Jahrmärkte und regelmäßige Wochenmärkte. Die übrigen Ortschaften, in der Mehrzahl kölmische Dörfer, lagen 3. T. meilenweit entfernt. Der Pfarrer hatte es daher nicht leicht, sie zu betreuen, zumal die Wegeverhältnisse sehr schlecht waren, obwohl die Masuren durchaus kirchlich gesinnt waren und an den kirchlichen Gebräuchen, namentlich dem Choral-singen, hingen. Aber die weiten Entfernungen und der geringe Wohlstand der Bevölkerung führten doch zu großen Mißständen. Am auffälligsten zeigte sich das beim Beerdigungswesen, worüber das Sterberegister bemerkenswerte Auskünfte gibt. Die meisten Leichen wurden, um Kosten und Zeit zu sparen, nicht auf dem Friedhof bei der Kirche, sondern auf den sogenannten Mogillen begraben, 3. T. uralten Begräbnisplätzen, die sich wohl bei allen anderen Ortschaften befanden. Das bedeutete für den Pfarrer eine große Last, denn er war von Amtes wegen verpflichtet, sehr genaue Sterberegister zu führen, aus denen er sogar für militärische Zwecke jährliche Auszüge zu liefern hatte. Die Beerdigungen auf den Mogillen fanden aber sehr oft heimlich statt, d. h. der Pfarrer erfuhr davon erst, wenn sie schon geschehen waren. Das erschwerte ihm nicht nur die Listenführung, sondern beeinträchtigte auch seine Einkünfte, denn von jeder Beerdigung standen ihm gewisse Sporteln zu. Es handelte sich im einzelnen nur um geringe Beträge, die sich aber im Laufe des Jahres summierten. Kirchenvorsteher und Schulmeister wurden meistens, Abgebrannte und notorische Arme immer kostenlos begraben. Wenn ja eine feierliche Beerdigung mit Leichenpredigt stattfand, beliefen sich die Gebühren des Geistlichen auf 1 Rthlr 46 Gr., das kam aber verhältnismäßig selten vor und traf den Pfarrer nicht öfter als den Diaconus, etwa alle Vierteljahre einmal.

Auch die Sporteln für Trauungen und Taufen waren geringfügig. Dazu kamen dann noch die Naturabgaben der Kalende und Petition, sowie der Ertrag der Pfarrhufen, die der Pfarrer selbst bewirtschaftete. Amtlich waren die Einkünfte des Pfarramts Kalinowen auf 200 Rthlr jährlich geschätzt. Da hieß es, wenn man eine Familie und Anhang zu versorgen hatte, alles zusammenzuhalten und sparsam zu wirtschaften. Daher begreift man, daß Pogorzelski, als 1785 die Pfarrstelle in Rutten wieder erledigt war, sich nochmals darum bewarb, denn sie trug 80 Rthlr jährlich mehr. Freilich vergeblich, er sollte bis zu seinem Ende in Kalinowen bleiben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß seine Vermögensumstände nicht gerade glänzend waren, und daß er manchmal sehr hartnäckig einer drohenden Verminderung seiner Einnahmen entgegentreten zu müssen glaubte. Die ihm bei einer solchen Gelegenheit von privater Seite gemachten Vorwürfe, er wirtschaftete schlecht, sind aber völlig abwegig, fanden auch amtlich keine Beachtung. Im Gegenteil war Pogorzelski sowohl in seinen Privatangelegenheiten, als auch in denen seiner Kirche ein tüchtiger Verwalter. Mit Erfolg verhinderte er z. B., daß die Litauische Accisedirection sich des Hospitals in Kalinowen bemächtigte. Infolge der sparsamen preussischen Verwaltung suchte ja jede einzelne Behörde sich auf fremde Kosten auszudehnen. Tatkraftig und umsichtig sorgte er für die Wiederherstellung seiner Kirche, den Neubau der Widdem, der Rektoratsgebäude und des Hospitals. Sein größtes Verdienst aber war seine emsige Fürsorge für das Schulwesen seines Kirchspiels. Als er nach Kali-

nomen kam, waren darin etwa sechs Ortschaften mit Schulen vorhanden, viel zu wenig in Anbetracht der Größe des Kirchspiels und der weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Orten. Er sorgte für eine erhebliche Vermehrung derselben. Wie sehr er sich auch durch persönliche Inspektion um den Unterricht kümmerte, zeigt ein noch im Pfarrarchiv vorhandenes Protokoll über eine Prüfung durch den Hefzer Superintendenten Gisevius aus dem Jahre 1790. Gisevius war wegen seines Eifers für das Schulwesen bekannt. Er sagt: „Ganz vorzüglich sind bei der heutigen Prüfung die Kinder in den sämtlichen Schulen dieses Kirchspiels bestanden und es gebühret sich, hierüber sowohl dem treufleißigen Pfarrer als auch den guten Schullehrern das schuldicke Lob. Sie sind auch dringend ermuntert, in dem für dieses Jahr bewiesenen Fleiße doch nicht nachzulassen, sondern um desto eifriger ihre Pflicht zu tun. Die Schulkinder sind im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Aufschlagen der Biblischen Stellen, Sprüchen, Historien sehr sorgfältig geprüft und beides, Knaben sowohl als Mädgen, haben in allen diesen Lehrstücken eine gleiche Fähigkeit an den Tag gelegt. Auch die Interimsdocenten Rubicka und Nowosadko haben sehr gut unterrichtete Kinder zur Prüfung sistirt, welches auch von dem neu angefetzten Schulmeister Scherzer in Wierzbowen bemerkt werden muß.“

Auch sonst hat Pogorzelski in seiner seelsorgerischen Tätigkeit, namentlich durch seine lebendigen Predigten verstanden, sich die Liebe seiner Gemeinde zu erwerben. Die mündliche Überlieferung spricht deutlich dafür, aber auch die große Teilnahme bei seinem Hinscheiden. Sein Schwager, der Diaconus von Bergen, schreibt darüber im Sterberegister: „Herr Pfarrer Pogorzelski hiesigen Orts ist zur größten Betrübniß der armen Seinigen am 29. April (1798) in der Nacht selig in Gott nach einem halbjährigen schweren Krankenlager entschlummert. den 2. May, am Bettage, bei sehr schönem, heiteren Wetter und bei einer unzähligen Menge von Menschen mit einer Leichenrede von Herrn Pfarrer Gayda aus Lischewen und einer Leichenpredigt von Diaconus von Bergen anständig begraben bei der Sacristei. Morbus: zuerst vom Schlage gerührt, hiernach an der Wasserfucht, alt 60 Jahre 7 Monate.“

Selbst Lezner, der das Kirchenbuch vor sich hatte, hat sich nicht versagen können, die schlichten Worte des Diaconus noch etwas poetisch auszuschnüden. Seit 1915 aber kam die Version auf, Pogorzelski sei, nachdem er die Insassen und Pferde eines auf dem Eise eines Sees eingebrochenen Schlittens mit heldenmütigen Anstrengungen gerettet habe, vom Schlage getroffen, plötzlich gestorben. Krueger scheint sie zuerst gebracht zu haben, Schumann schrieb ihm nach, und neuerdings hat Paul Fechter die Erzählung mit dichterischer Freiheit zum tragischen Ende eines Schauspiels verarbeitet. Nach dem Kirchenbuche erscheint der angebliche Vorgang unmöglich. Ein solches Ereignis hätte auch sicher in den Akten seine Spuren hinterlassen, aber sie schweigen völlig darüber. Auch der zuständige Superintendent Gisevius erwähnt es nicht einmal in seinen redseligen Briefen jener Zeit an Borowski. Und doch scheint Krueger die Geschichte nicht ganz aus eigener Phantasie erfunden zu haben, sondern einer mündlichen Überlieferung gefolgt zu sein, nur daß diese nicht auf Pogorzelski, sondern auf eine andere Person

zurückführt. In der That ist nämlich im Kreise Lyck im Jahre 1768 ein Pfarrer bei einer Schlittenfahrt über einen See ertrunken, und zwar der Pfarrer Paul Christian Origalski, den wir als Gönner des jungen Pogorzelski bereits kennengelernt haben. Der tragische Tod des angesehenen Mannes erregte damals größtes Aufsehen und wurde auch in den Akten des Etatsministeriums eingehend behandelt. Origalski gehörte einer in Masuren weitverbreiteten Pfarrer-, Beamten- und Offiziersfamilie an und zeichnete sich durch großen persönlichen Mut aus. Während der russischen Occupation hatte er sich an die Spitze seiner berittenen und bewaffneten Bauern gesetzt, um russischen Plünderern die gemachte Beute wieder abzu-jagen. Sicher hat er auch in der mündlichen Überlieferung der Lycker Um-gegend lange fortgelebt; allmählich aber, als der um ein Menschenalter jüngere Pogorzelski volkstümlich zu werden begann, wurden die Erzählungen von dem Unglücksfall ausgeschmückt auf diesen übertragen.

Predigten und Dichtungen.

Wie steht es nun mit Pogorzelskis Predigten? Wie ich schon erwähnte, kam er als Pfarrer nach Kalinowen, weil er der polnischen Sprache mächtig war. Er mußte dort polnisch predigen, da die Bauern nur diese Sprache verstanden. Die sonst dort Anfässigen waren ihrer ebenfalls mächtig, auch wenn ihre Muttersprache das Deutsche war. Es ist daher ganz undenkbar, daß ihr Pfarrer vor seinen Bauern eine Predigt so begonnen haben könnte, wie das einzige Bruchstück lautet, das ihm außer der angeblichen Ortelsburger Leichenrede in den Mund gelegt wird: „Liebe Gemeind, ich will euch heute predigen von Nuß, nicht von Haselnuß, auch nicht von Wallnuß, auch nicht von Betrübnuß oder Argernuß oder Kümmernuß, sondern vom heiligen So-hannuß.“ Das hätten die Bauern absolut nicht verstanden, und andere An-wesende wie der Diakon, der Rektor, die Beamten und ihre Familien würden Argerniß an einem solchen Spaß genommen haben. Dazu Anlaß zu geben, war Pogorzelski wirklich zu klug.

Und nun zu der berühmten Ortelsburger Leichenrede. Da muß ich zu-nächst feststellen: alle äußeren Umstände sprechen dagegen, daß Pogorzelski jemals bei der Beerdigung eines Pfarrers in Ortelsburg geredet hat. So-lange er selbst Pfarrer war, ist überhaupt kein Pfarrer in Ortelsburg ge-storben. Seit 1915 wird zwar in der Überlieferung als Verstorbener ein Pfarrer Spiridion genannt. Aber einen solchen hat es weder in Ortelsburg noch überhaupt in Ostpreußen jemals gegeben. Während Pogorzelskis Rektorat in Kutten ist allerdings der Pfarrer und Inspektor, d. i. Superinten-dent, Mathias Rogowski in Ortelsburg 1780 heimgegangen. Braun nimmt daher an, daß Pogorzelski die Leichenrede als Rektor von Kutten gehalten habe. Nun hat er zwar, wie wir gesehen haben, während der Vakanz in Kutten gepredigt, ohne ordiniert zu sein. Man frage sich aber einmal, wie wäre der Rektor von Kutten zu einer Beerdigung von dort nach Ortelsburg gekommen? Kutten liegt etwa 15 Kilometer südöstlich von Angerburg, in der Luftlinie aber rund 80 Kilometer von Ortelsburg entfernt, jedoch durch das Hauptseengebiet Masurens getrennt, so daß die Wegstrecke mindestens 120 Ki-

lometer betrug. Da es noch keine Chausseen gab, auch niemand dem Rektor von Rutton Vorspannpferde gestellt hätte, würde er, nur auf sein Panjepferdchen angewiesen, mindestens drei Tage gebraucht haben, um nach Ortelsburg zu gelangen. Ebenso lange würde aber auch der Bote gebraucht haben, der ihn zu der Beerdigung hätte einladen müssen. Die Leichenfeier hätte also über das übliche Maß hinausgeschoben werden müssen, — in der Regel fanden die Beerdigungen an dem nächsten auf den Todestag folgenden Sonntage oder Feiertage statt — nur damit der Rektor von Rutton am Grabe sprechen konnte. Das ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich! Es lag doch viel näher, einen in der Nachbarschaft von Ortelsburg wohnhaften ordinierten Amtsbruder oder den Inspektor einer angrenzenden Diözese zu diesem letzten Liebesdienste aufzufordern. M. E. zeigen schon diese äußeren Umstände, daß Pogorzelski eine Leichenrede auf einen Ortelsburger Pfarrer nicht gehalten haben k a n n.

Sollte aber doch das Unwahrscheinliche für möglich gehalten werden, so ergibt eine kritische Betrachtung der Leichenrede selbst aus den verschiedensten Gründen, daß sie so, wie sie vorliegt, sicher nicht von Pogorzelski gehalten worden ist. Wir wollen uns dabei an die älteste in Preußen gedruckte Vorlage von 1848 halten⁴⁾. Sollte sie wirklich von ihm stammen, so hätte er sie — sicher nur ausnahmsweise — in deutscher Sprache vorgetragen, aber ganz bestimmt nicht in der wiedergegebenen Form. Pogorzelski beherrschte die deutsche Sprache schriftlich vollkommen. Seine amtlichen Briefe zeigen einen tadellosen Stil und eine ganz fehlerlose Grammatik, zeigen auch eine sehr gute, saubere Handschrift. Sie hätten selbst manchem damaligen Königsberger Professor ein gutes Vorbild sein können. Seine Eintragungen in die Kirchenregister sind dialektfrei. Seine authentischen Gedichte, auf die ich noch kommen werde, sind schlicht und einfach, in fehlerlosem Deutsch ge-

4) O weh dir, Ortelsburg Gemein! Du hast verloren Pfarrer dein.

Maal zu, was hat gelehret Gott, Geschlossen ist das Auge, tott.
 So blüht im Garten Rosenstock, Springt zu, frißt ab der Ziegenbock.
 So fraß auch mitt'n im Lebenslauf, Der Tott den selgen Pfarrer auf.
 Nun liegt er da auf Gottesacker, Pfui Tott, du Raucher.

Kreuz, Jammer und Sellend, die drei Windhund menschlichen Lebbers, Mit was wir Mensch geäset und gejaget, wie Asen auf Bartholomäusjagb. Sobald uns Feuermörser mütterlichen Leibes in die Welt schmeißt, so lassen wir vor uns hergehen Klagen und Angsttrillers. Da laufen die Thränen von Dachrinnen unserer Augen wie Buttermilch aus zerplaszt Butterfaß, und wenn wir sich haben lang genug wie kleines Mausfäßchen gewärmet am Feuerherd dieser Erde, kommt zulezt Koch Tott, schmeißt uns ins Kessel Grabes, wie polnische Krebs, da wir müssen so lange verkutieren, bis nicks mehr is von uns wie Anbroll Dreck.

Quid est vita humana? Was ist menschlich Lebber? Menschlich Lebber is Wind — zu, pur, Consumatum est. Quid est vita humana? Was ist menschlich Lebber? Menschlich Lebber is Theerpandel am Wagen, schlicker un schlacker, Bums liegt auf Erde! Item quid est vita humana? Was ist menschlich Lebber? Menschlich Lebber is bauffällig Strohdach, kommt Wind, verbauchts, fällt's um.

Lenken wir unsre Gedanken zu selig Verstorbenem, was wunder, wenn wir lassen halb Battalion Seufzer marschieren aus corps de garde unseres Herzens. War er gleichsam Antis glänze wie Pomuchelstopp im Mondschein. War er gleichsam Lusthaus von unsre Gemein, darin wir uns kumten nach Herzenslust verlustieren. War er gleichsam Brotspanne, darin das frische Mehl wahren Glaubens wurde gebackn; er erhob seine Stimme wie alter Garnijons Drummel, und seine Worte durchdrangen alle Ohren wie schön ausgespieltes Brummtopf. — Nun lassen wir unsern selig Verstorbenen in seinem hölzernen Schlafrock wie Kas im Windelhemde solange ruhen, bis heiliger Kaverius ihn reißen wird mit den Zangen des Verdienstes aus seinem düsteren Gewölbe. Amen.

schrieben. Gut, aber das gesprochene Deutsch wirkt im Munde eines Mannes, der von Jugend auf polnisch gesprochen und später auch gepredigt hat, unter Umständen komisch, allein schon durch den Tonfall. Dafür haben wir auch andere Beispiele. Ich denke an Stephan Wannoski, den Rektor der reformierten Schule in Königsberg. Er war ein hochgebildeter Mann und verstand seine Schüler, E. E. U. Hoffmann, Gottl. Theod. v. Hippel, Graf Ranitz u. a. Jünglinge, die später eine Rolle gespielt haben, durch einen geistreichen Vortrag zu fesseln, doch durch den Accent, nicht den Stil, erschien er ihnen manchmal komisch.

Die Wahrscheinlichkeit liegt nahe, daß Pogorzelski um die komische Wirkung seiner Aussprache gewußt hat. Sollte er sie nun ausgesucht bei einer Leichenrede vor einer großen Zuhörerschaft noch absichtlich durch fortgesetzte grammatische Fehler und eine unglaubliche Anhäufung von possenhaften Vergleichen gesteigert haben, noch dazu in einem Moment, da er als Rektor endlich auf eine Pfarrstelle hoffte? Nein, dazu war er, so kann ich nur wieder sagen, denn doch zu klug. Aber abgesehen davon, die Sprache der angeblichen Leichenrede mit ihren scheinbaren Dialektausdrücken ist, wie mir der schon erwähnte ausgezeichnete Kenner des Landes, Dr. Gollub, bestätigt, in Masuren ganz undenkbar. Daran ändern auch ein paar eingefreute Provinzialismen wie Teerpaudel und Brummtopf nichts, das sind allgemeinpfeußische Ausdrücke. Dagegen ist es unmöglich, daß Pogorzelski in seinem Wortschatz z. B. den Ausdruck Pomuchelstopp gehabt hätte, da dies Wort im binnenländischen Ostpreußen ganz ungebräuchlich ist.

Neben sprachlichen sind auch erhebliche theologische Bedenken gegen den Inhalt der Rede zu erheben. Wäre es im Munde eines evangelischen Pfarrers nicht geradezu blasphemisch, wenn er sagte: „Quid est vita humanis — was ist menschlich Lebben? Menschlich Lebben is Wind — zu pur! Consummatum est (Es ist vollbracht). Die Fassung in der Prussia-Handschrift ist noch viel drastischer, so daß man sie in anständiger Gesellschaft überhaupt nicht wiedergeben kann. Zum Schluß heißt es: „Nun lassen wir unsern selig Verstorbenen in seinem hölzernen Schlafrock so lange ruhen, bis heiliger Xaverius ihn reißen wird mit den Zangen des Verdienstes aus seinem düstren Gewölbe.“ Das ist doch ganz katholisch! Nun sind zwar bei dem Volke in Masuren damals noch allerhand katholisch anmutende Außerlichkeiten bei der Feier der Kirchenfeste und bei Devotionsübungen im Schwange gewesen, aber die Anrufung von Heiligen war, wie Töppen in der Geschichte Masurens angibt, nirgends mehr üblich. Wie sollte da ein evangelischer Pfarrer in einer öffentlichen Rede eines katholischen Heiligen, der nur in Krakau und Oberschlesien, in Preußen aber gar nicht bekannt war, in solcher Weise gedenken! — Kurz und gut, Pogorzelski kann diese Leichenrede nicht gehalten haben. Wie kam es nun, daß man sie ihm zugeschrieben hat? Sicher war Pogorzelski als Rektor und Pfarrer sehr beliebt. Sicher hat er auch Humor gehabt und sich in seinen Kanzelreden manchmal drastisch ausgedrückt. Auf seine deutschsprachigen Amtsbrüder und andere Leute mag auch sein Accent komisch gewirkt haben. Vielleicht hatte man auch bei seinen Lebzeiten Kenntnis davon, daß er Gedichte machte. So haben sich denn an seinen Namen eine Menge von Anekdoten geknüpft, die von Mund zu Mund

gingen und sein Andenken wach hielten. Weniger im Landvolke, als in den akademischen und städtischen Kreisen. Superintendent Paul Hensel, der in Masuren geboren ist und viele Jahre dort als Pfarrer gewirkt hat, ließ mir durch Herrn Oberstudiendirektor Dr. Loch mitteilen: „Ich habe unter den Masuren auf dem Lande nie eine Erinnerung an den masurischen Abraham a Santa Clara angetroffen, auch von meinem Vater und Großvater, die masurische Pfarrer waren, nie etwas von einem solchen gehört.“ In erster Linie waren es nach meiner Ansicht die vielen Königsberger Studenten aus Masuren, die zumeist aus Pfarrhäusern, Beamten- und Bürgerfamilien stammten — wie zahlreich sie auch im 19. Jahrhundert waren, weisen nicht nur die Matrikeln, sondern auch die Mitgliederlisten der studentischen Landsmannschaften und Corps aus, — sie waren es, die die überlieferten Anekdoten im Laufe der Zeit weiter ausspannen und sicher auch drastisch vergrößerten. Nach Studentenscherz riecht ganz besonders die schon von Braun überlieferte Anekdote von den höchst komischen Antworten, die P. beim Examen gegeben haben soll. Da konnte es nicht ausbleiben, daß auch fremdes Überlieferungsgut in den Kreis der Pogorzelski-Anekdoten hineingeriet und verarbeitet wurde. Einen Beweis dafür, daß das Geschehen ist, scheinen mir zwei literarische Stellen zu enthalten: 1. In seiner „Festungstid“ bringt Friß Reuter eine Stelle, auf die mich Herr Gollub aufmerksam machte. Reuter spricht da von dem erschütternden Eindruck, den die traurige Nachricht über den plötzlichen Tod des zweiten Kommandanten von Glogau, der sich während seiner Haft in Glogau seiner freundlich angenommen hatte, auf ihn machte, und fährt dann fort: dunn söll mi ne Predigt von en ollen katholischen Preister in, wat en Waterpolack ut Awerschlesigen was und up Regierungsbefehl dütsch predigen söll — if had oft dordwer lacht — bei predigt: Was is menschliche Lewe? Menschliche Lewe is wie Strohdach, kommt Wirbelwind, perdaus, fällt um.“ Das ist ja nur ein winziges, aber doch charakteristisches Stück, das sich auch in der Ortelsburger Leichenrede findet. Reuter war 1834—1837 Festungsgefangener in Silberberg und Glogau in Schlesien, er wird dort den katholischen Pfarrer aus Oberschlesien, der wohl für die Garnison tätig war, gehört haben. Da er aber seine Erinnerungen erst 1861 niederschrieb, so verzeichnete er nur die eine Stelle, die ihm besonderen Eindruck gemacht hatte. Sollte mit dieser Reuterstelle nicht auch die Angabe bei Krüger, daß das Konsistorium Pogorzelski gezwungen habe deutsch zu predigen, in Zusammenhang stehen? 2. Sehr viel ausführlicher bringt Schumann in „Unser Masuren“ 1915, angeblich nach den Aufzeichnungen eines Bonner Gelehrten vom Ende des 18. Jahrhunderts eine Ergänzung der Ortelsburger Rede ohne Dialekteinschlag. Ich gebe die Stelle verkürzt wieder: „Pfarrer Spiridion war in seinem Leben gleich einer Backpfanne, in welcher die Pfannkuchen aller Tugend zerfchlagen worden ... so viel Frömmigkeit war in ihm wie Läuse in einem Bettlerpelze ... Ich erzittere wie ein Pferdehaar in einem Fiedelbogen, wenn ich denke, wie unsere Kirche an ihm einen gewaltigen Ständer verlor ... sobald er nur hörte, daß eine keiserliche Maus sich unterstand, an dem feinen Sechelgarn der katholischen Lehre zu nagen, so donnerte seine Zunge wie eine wachsame Garnisonstrommel. So oft er die Seele des Verstorbenen wie frische Pfingsfladen aus dem Feg-

feuer mit der Schaufel der Messe holte, so stund er voll Andacht wie ein Wegweiser an den Hecken. In Summa, unser Pater Spiridion blies die Tugend also auf, daß die Funken wie die einer Rakete flogen.“ — Es ist erstaunlich, daß Schumann ein so vollkommen katholisches Stück dem Pogorzelski anhängt. Allerdings befinden sich darin höchst bemerkenswerte Redewendungen und Ausdrücke, die in der Ortelsburger Rede wiederkehren. Über Herkunft und Verbleib des angeblichen Bonner Bruchstückes hat sich nichts ermitteln lassen, ob es wirklich aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt, erscheint sehr zweifelhaft. Aber es ist doch im höchsten Grade merkwürdig, wie dadurch die Brücke geschlagen wird, zu den Angaben bei Fritz Reuter. Es muß neben der mündlichen Überlieferung über Pogorzelski in Preußen eine ähnliche über einen katholischen Geistlichen, vielleicht in Oberschlesien, bestanden haben. Auch der Name Spiridion paßt besser dorthin. Durch eine Vermischung beider hat sich die Ortelsburger Grabrede, wie sie vorliegt, entwickelt. Wie und auf welchen Wegen, das wird sich kaum jemals klären lassen. Die Wege mündlicher Traditionen nehmen oft einen wunderbaren Verlauf.

Wenn nun auch, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, Pogorzelski die Ortelsburger Leichenrede nicht zugeschrieben werden darf, so kann ihm doch seine dichterische Tätigkeit nicht abgesprochen werden. Zwei kleine eigenhändig geschriebene Gedichte aus den Kirchenregistern hat schon Tegner 1903 veröffentlicht (die Warnung vor unbedachter Heirat und die Mahnung an den Tod⁵⁾). Beide Gegenstände hat Pogorzelski an denselben Stellen auch in polnischen Versen behandelt. Herr Staatsarchivrat Dr. Forstreuter hat sie mir überfetzt. Es zeigte sich, daß der Verfasser die deutschen Verse keineswegs wortgetreu wiedergegeben, sondern jedesmal eine besondere Gestalt gefunden hat, die der gewählten Sprache angemessen ist. Er hat also deutsch und polnisch *gedacht*, ein sicheres Zeichen, daß er beide Sprachen vollkommen beherrschte.

Auf dem Vorsatzblatte des Registerbandes befinden sich noch zwei weitere eigenhändige Gedichte, die Tegner nicht mit abgedruckt hat, wohl, weil sie sehr schwer zu lesen sind, da das Blatt infolge seines Alters und vielfältiger Benutzung sehr mitgenommen ist. Mit Hilfe Dr. Forstreuters habe ich aber die schlichten Verse einigermaßen entziffern können:

1. Hab, mein Herr, mich Dir verbunden
Und mir Deine Gnade funden
Will in diesem Bunde bleiben,
Dem mich ewig einverleiben.

5)

Erauregister.

Zuvor gethan, hernach bedacht,
Hat mancher viel davon geklagt.
Drum eile nicht, erwäge doch,
Wenn du schon gehst, so sinne noch,
Ist auch die reine Liebe da?
Ist das, so sag mit Freuden ja.

Sterberegister.

Rein Kraut vorm Tod gewachsen ist.
Bedeut dies, o mein treuer Christ,
Und schicke dich zum Sterben an,
So hast du gut und wohl gethan.

2. Jezund fang ich an zu sterben
 In der bösen, argen Welt,
 Aber dorten will ich erben
 Unaufhörlich himmlisch Selt⁶⁾
 Weil mein Heiland, mein Verlangen
 Mich wird fassen und umfassen.

Diese letzteren Verse hat Pogorzelski vielleicht auf seinem langwierigen letzten Krankenlager geschrieben.

Es sind nur anspruchslose, bescheidene, kleine Gedichte in deutscher Sprache, die Pogorzelski also mit Sicherheit zugeschrieben werden dürfen, sie waren auch gewiß nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Man darf nach diesen Proben aber wohl annehmen, daß er noch weitere Gedichte verfaßt hat, die auch in die mündliche Überlieferung Eingang gefunden haben, namentlich wenn sie durch ihre humoristische Form ansprechen. Daher möchte ich nicht daran zweifeln, daß ihm auch das Gedicht vom Wanzker zuzuschreiben ist, wenn man nur die grammatischen Schnitzer auf Konto der vergrößernden Überlieferung setzt. Es steckt doch in humoristischem Gewande ein gutes Stück Weltweisheit darin. Aus demselben Grunde darf man ihm vielleicht auch das einleitende Gedicht zu der Ortelsburger Leichenrede zutrauen; die Beziehung auf Ortelsburg wäre freilich zu streichen. Dann könnte man es als ein gutmütiges Spottgedicht auf einen Amtsbruder ansehen, der weniger in die Geheimnisse der deutschen Sprache eingeweiht war als Pogorzelski selbst.

Zusammenfassend wäre zu sagen: Es galt, die Gestalt Pogorzelskis einmal vom Standpunkte des Historikers zu erfassen. Dazu bedurfte es aktentmäßiger Quellen und historisch-kritischer Argumente. Keineswegs aber sollte etwa die ganze mündliche Überlieferung des 19. Jahrhunderts beseitigt werden. Sie bleibt immer schätzbar als Beispiel moderner Sagenbildung, die um so interessanter ist, als sie einen trotz aller Bindungen an die allgemeine Kultur Ostpreußens damals noch wirklich peripheren Teil wie die masurensche Landschaft betrifft. Das 20. Jahrhundert zeigt keine echte Sagenbildung mehr, sondern nur willkürliche Erweiterungen des überlieferten Gutes. Daher muß man sagen, die Entwicklung hat im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt und Abschluß erreicht in der reizvollen Schilderung Brauns in den „Alten und neuen Bildern aus Masuren“, die leider viel zu wenig bekannt ist. Sie schöpft aus dem Vollen der mündlichen Überlieferung und gibt die Grundlagen zu der bestehenden Volkstümlichkeit Pogorzelskis.

⁶⁾ Nicht ganz sicher.

Schrötter und das Friedrichsstandbild Schlüters in Königsberg.

Von Carl v. Lortz.

In einem entlegenen Privatarchiv Ostpreußens, in Groß Steinort, wurde mir jüngst der Name Schlüters und sein Friedrichsstandbild ins Gedächtnis gerufen. Der große Barockbildhauer und -baumeister ist von vielen ungelösten Fragen umgeben. Anfang und Ende seines Lebens wie seines Schaffens sind noch nicht aufgehehlt. Wir wissen urkundlich weder wann noch wo er geboren wurde und seine Frühwerke geschaffen hat. Danzig ist vermutlich seine Heimat. Durch immer neue Beiträge hat Erich Kehler dafür die hohe Wahrscheinlichkeit dargetan, jedoch nicht mehr. Frühe Werke Schlüters in Danzig sind unbekannt, und welche Fundgrube bietet doch gerade das reiche Skulpturschaffen an den Beischlägen, im Möbelschnitzwerk und an den Innenbauten dieser kunstfönnigen und wohlhabenden Kulturzentrale. Schlüters Anfänge in Warschau sind immer noch nicht ins helle Licht gerückt. Seine letzten Arbeiten und sein Lebensende aber verlieren sich in St. Petersburg. Die archivalischen Forschungen, die neuerdings Heinz Ladendorf mit seltenem Finderglück angestellt hat, haben für den Osten das Dunkel auch noch nicht aufhellen können (Der Bildhauer und Baumeister Andreas Schlüter, Berlin 1935. Andreas Schlüter, Berlin 1937. Artikel Andreas Schlüter im Allgemeinen Künstlerlexikon von Thieme-Becker, Leipzig, Band 30, Spalte 824).

Einiges wenige könnte auch in Ostpreußen untersucht werden. Haben wir doch in Königsberg ein Hauptwerk Schlüters, das Bronzestandbild Friedrichs I., und in Schlobitten Schlüters Mitarbeit an Entwürfen für die Innenarchitektur, welche Carl Grommelt urkundlich nachgewiesen hat (Carl Grommelt, Die ostpreußische Bauverwaltung im Anfange des 18. Jahrhunderts und der kgl. preußische oberländische Landbaumeister und Landmesser Johann Caspar Hinderlin. Allenstein 1922.)

Zur Aufstellung und Ueberführung des Standbildes Friedrichs I. nach Königsberg möchte ich im folgenden eine kleine Notiz vorlegen. Es handelt sich um neue Tatsachen, die ein unbekannter Brief des Ministers Friedrich Leopold Freiherrn von Schrötter über die Vorgänge von 1800 und 1801 enthält, als die Schenkung des Standbildes an Ostpreußen erfolgte.

Schrötter hat dazu mehr als bisher bekannt, mitgewirkt. Er schreibt am 16. Januar 1801 aus Berlin an den Grafen Albasverus Heinrich Lehndorff (Archiv Groß Steinort):

„Ew. Hochgeb. freundschaftliches und gütiges Schreiben vom 9. M. verdanke ich allein dero patriotischen Gefühl und das noch an Dingen Vergnügen und Freude empfindet, über welche die jezigen großen Geister sich

hinwegzusetzen pflegen und dadurch den Grund zu ihrem, ihrer Familien und dem allgemeinen Verderben legen. — So habe ich schon aus unserem lieben Vaterlande vernommen, daß man die Statue für ein elendes Stück hält, das in einem Winkel des Zeughauses gelegen und schon lange hat eingeschmolzen werden sollen. — Berichtigen Ew. Hochgeb., der Sie die Geschichte der Statue kennen, doch diese Ideen. — Sie ist ein Meister-Stück von Schlüter und der berühmte Schadow, mit dem ich in diesen Tagen, um sie zu besuchen und über das Fußgestell zu deliberieren im Zeughause war, versicherte mir, daß es noch sehr streitig wäre, ob in Bezug auf Stellung und seine Arbeit diese Statue nicht für die auf der Langen Brücke den Vorzug hätte. — Außerdem ist es in diesem Augenblick des Königs eigene Idee gewesen. — Professor Bießer hat von Seiten der Kunst Akademie den Vorschlag gemacht, sie aus ihrem Gefängnis zu befreien und vor dem Arsenal aufzustellen. Diese Idee aber verwarf der König, — bestimmte gleich, daß sie nach Königsberg, als wohin sie, wie er sagt, eigentlich gehörte, kommen sollte und ließ deshalb mit mir wegen der Transport-Kosten und Fußgestell Rücksprache nehmen. Dies ist der letzte und wahre Teil der Geschichte.

Jetzt wünsche ich nur, daß sich unsere Mitbrüder gut und vernünftig benehmen und dem Könige das sagen, was seine gute und gnädige Intention verdient. Ich weiß, daß man wegen des letzten Weizen Impostes bei uns verdrüsslich und mißmutig ist, und ich gestehe, man hat einigen Grund dazu; dem Könige aber ist dies, weiß Gott, nicht zuzuschreiben, sondern man muß den Grund in den Zeitumständen, in unberichtigten Ideen und in Männern suchen, die sich mehr als dem König und als solche entfernte Provinzen lieben. — Ich habe andere Begriffe über das Sujet. — Ich denke, daß man besonders in jetzigen Zeitläuften sich und den König nicht mehr lieben kann, als wenn man alle Gelegenheiten vermeidet, wo man das Zutrauen und die Liebe zwischen König und Untertan schwächt und das Band zwischen beiden immer dünner macht. — Einige elende 100 000 fl., die man durch extraordinären Impost gewinnt, ersetzen jenen Nachteil gewiß nicht. — Indes schmeichle ich mir doch, daß meine letzte Vorstellung so viel bewirkt haben wird, daß der Impost auf den Weizen, so wie der Preis fällt, ganz aufgehoben und vielleicht nicht wieder eingeführt werden möchte.

Neues weiß ich Ew. Hochgeb. von hier aus nichts zu sagen, was Sie nicht durch andere besser erführen. Ueberdem ist morgen vielleicht nicht mehr wahr, was heut noch Sensation macht, und gewöhnliche Neuigkeiten genügen uns nicht mehr. — Es geht mit unserem politischen Geschmack wie mit jemandem, der nichts als Rum trinkt und alles mit *asa foetida* würzt, alle gewöhnliche Kost schmeckt dann fade.

In der festen Hoffnung Ew. Hochgeb. G. diesen Sommer persönlich zu sehen und zu sprechen, verharre mit aller Hochschätzung und Freundschaft Ew. Hochgeb. ganz ergebenster Freund und Diener

Berlin d 16 Jan. 1 (1801)

vSchroetter

Unsere Landsmännin die Frau v. Bredow läßt Ew. Hochgeb. viel Liebes und Gutes, aber auch viel Böses sagen, daß Sie sich, ihrem Ausdruck zu Folge, so lange in der Provinz, ohne was zu tun zu haben, herumtreiben. — Ich habe sie vorgestern bei Prinz Ferdinand gesprochen. — Unser Karneval ist etwas mattherzig, wahrscheinlich wird er nach dem 22. h. munterer, als an welchem Tage die Kaiserliche Hoheit ankommt. —

Verzeihen Sie mein Geschmiere — ich muß alle solchen Briefe nur auf der Post schreiben.“

Dieser Brief enthält neue Tatsachen über den Anlaß, der zur Schenkung des Schlüterdenkmals an Ostpreußen durch Friedrich Wilhelm III. führte. Er ist zugleich ein Zeugnis für das vielseitige Wirken des Ministers Friedrich Leopold Freiherrn von Schrötter-Wohnsdorff (1. Januar 1743 bis 30. Juni 1815). Seine prächtige Persönlichkeit und seine überall Spuren hinterlassende Tatkraft ist jüngst durch Kurt von Raumer in mehreren Arbeiten ans Licht gestellt worden (Schrötter und Schön, in den Altpreußischen Forschungen, Band 18, 1941, 117. Friedrich Leopold von Schrötter und der Aufsbau Neuostpreußens, in der Historischen Zeitschrift, Band 163, 1941, 282).

Der Brief ist schließlich ein kostbares persönliches Dokument für die kernige, bilderreiche Sprache und den klugen, umsichtigen und königstreuen Menschen Schrötter.

Der Empfänger ist der Landhofmeister Ernst Albasverus Heinrich Graf von Lehdorff-Steinort (1727 bis 1811). Er ist in der Memoirenliteratur bekannt als der Verfasser aufschlußreicher Tagebücher vom Hof der Königin Elisabeth Christine, als deren Kammerherr er mehrere Jahrzehnte in Berlin verbrachte. (Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen E. A. H. von Lehdorff. Herausg. von R. E. Schmidt-Löwen, 2 Bände, 1907 ff.). Es ist jedoch, wie im Vorbeigehen zu bemerken ist, nur ein kleiner Teil seiner Aufzeichnungen bisher veröffentlicht und nur in der Uebersetzung. Viele Bände seiner minutiösen, französisch geschriebenen Tagebücher mit dem Bericht der Hof-, Stadt- und Staatsvorgänge, wie sie sich täglich in der Hofgesellschaft spiegelten, liegen noch unbekannt im Archiv zu Steinort. Seine umfangreiche Korrespondenz, nach Jahrgängen wohl geordnet, wird gleichfalls dort verwahrt.

Das Bronzestandbild Friedrichs I. hatte Andreas Schlüter in der zweiten Hälfte des Jahres 1697 modelliert, nachdem er vorher das Reiterbild des Großen Kurfürsten schon 1696 im großen Modell vollendet hatte. Die Statue Friedrichs I. wurde von Johann Jakobi im Gießhaus Berlin kurz vor der Jahresmitte 1698 gegossen, während der Guß des großen Reiterbildes erst 1700 erfolgte.

Als ein reiferes, fortgeschritteneres Werk ist die kleinere Standfigur auch aus ihrer Struktur zu erkennen, aber erst Brose, v. Siefert und abschließend Ladendorf haben urkundlich die Zeitfolge der beiden Bronzewerke glaubhaft gemacht. Friedrich I. wurde später modelliert, aber früher gegossen, gleichsam als Probestück im Erzguß vor dem ungleich schwierigeren Werkstück des gewaltigen Reiterbildes.

Das Standbild war für den Innenhof des Zeughauses bestimmt. Seiner Aufstellung hat offenkundig im Wege gestanden, daß es den ersten König in Preußen noch mit den Abzeichen des Kurfürsten darstellte. So verblieb es, wie aus Ladendorfs umfangreichen Alttenauszügen hervorgeht, bis 1728 im Gießhause. Der damals erfolgte Gegenbesuch August des Starken bei Friedrich Wilhelm I. gab endlich den Anlaß, das Standbild auf dem Molkenmarkt in Berlin aufzustellen, behelfsmäßig eilig mit vier Sklavenfiguren am Sockel, Ablern und Schilden in Gips. Kein Wunder, daß dieser Notbehelf nicht dauern konnte. 1739 wanderte die Figur wieder

ins Gießhaus. Beinahe wäre sie noch unter Friedrich Wilhelm I. auf einer hohen Säule aufgestellt worden und beinahe unter Friedrich II. auf einem Rokokosockel, den Glume entwarf (Bild in Ladendorf 1935, Tafel 7. Die Zeichnung befindet sich im Verwaltungsarchiv der Provinz Brandenburg).

Die Russen entführten das Bronzebild 1760 als Beutestück, gelangten damit jedoch nur bis Spandau, von wo es 1764 zurück nach Berlin kam, ins Arsenal, wie damals und noch später von Schrötter das Zeughaus genannt wurde.

Für den 1801 bis 1802 verwirklichten Gedanken, das Standbild nach Königsberg zu geben, konnte Ladendorf als Urheber nur den Kurator der Akademie der Künste v. Heinitz namhaft machen.

Hier setzt die neue Beleuchtung ein, die Schrötters Brief erbringt. Der erste, der die Aufmerksamkeit wieder auf das Standbild und seine endliche Aufstellung lenkte, war nach Schrötters Angabe der Professor Viester von der Kunstakademie Berlin. Viester, über den Nagler ebenso schweigt wie Thieme-Becker, war mit dem Sohn Wilhelm Chodowiecki befreundet. Er schlug vor, das Standbild in Berlin vor dem Zeughaus aufzurichten.

Von wem aber stammt der Einfall, wenn man schon an die Neuaufstellung endlich heranging, die Statue nach Königsberg zu geben? Auch hier stoßen wir wieder auf Schrötter. Ein Schreiben Schrötters an den Kabinettsminister v. Beyme vom 16. Dezember 1800 gibt darüber Auskunft:

„. . . ich kann nicht sagen, daß im eigentlichen Verstande des Wortes die preussischen Stände die obengedachte Statue gewünscht haben, denn es ist sehr wenigen von ihnen die Existenz dieser Statue bekannt. — Ich fand sie aber vor einigen Jahren, als ich das Zeughaus besuchte, in einen Winkel gestellt, und äußerte den Wunsch, sie in Königsberg aufgestellt zu sehen, wo sie eigentlich hingehörte und besser als in einem Winkel des Zeughauses plaziert wäre. — Dieser Gedanke hat sich verbreitet, und Graf Lehndorff, dem ich vermutlich auch diese Idee mitgeteilt hatte, sagte mir, so ich nicht irre, im vergangenen Winter, daß er Seine Majestät um diese Statue gebeten hätte.“ (Ladendorf 1935, 130, in der Anm. 122 zu Kap. I.)

Danach ist es Schrötter selbst gewesen, der schon einige Jahre vor 1800 den Gedanken hatte, die Statue für Königsberg, die Hauptstadt seiner Heimat, deren Minister er war, zu gewinnen. Graf Lehndorff aber hat vermutlich die ihm gesprächsweise von Schrötter mitgeteilte Idee aufgenommen und im Winter 1799 auf 1800 den König um die Statue gebeten.

Eine Abweichung ergibt sich freilich aus der Gegenüberstellung der beiden Schreiben Schrötters vom 16. Dezember 1800 und vom 16. Januar 1801. In dem späteren Briefe spricht Schrötter es ausdrücklich aus, es sei des Königs eigne Idee gewesen, die Statue nach Königsberg zu schenken. Der scheinbare Widerspruch löst sich jedoch auf. Dem König war der Vorschlag der Aufstellung in Berlin gemacht worden. Es ist die alles zum Besten lehrende Absicht Schrötters, sein Wunsch, es möge an dem Königs-geschenk, das freilich auf seine eigne Anregung zurückging, nicht gemäkelt und gekrittelt werden. Der Gedanke der Schenkung selbst mag ohnehin durchaus auch in des Königs eigener Initiative entstanden sein.

Wie sehr Schrötter mit ganz persönlichem Einsatz hinter dem Plane stand, geht aus seinem Schriftwechsel mit v. Beyme hervor, in dem er sich bereit erklärte, daß er „allenfalls die Transportkosten in seine eigene Tasche übernehmen“ wolle (Ladendorf 1935, 131).

Wie sehr er alle Einzelheiten selbst angriff, erfahren wir aus mehreren bezeichnenden Zügen. Nach dem neuen Brief ist er selbst mit dem Bildhauer Schadow im Zeughaus gewesen, um das Bronzewerk zu besehen und über das Fußgestell zu beraten. Dabei hat Gottfried Schadow, in dem wir den zu seiner Epoche bedeutendsten Bildhauer Berlins erkennen, sich in höchst aufschlußreicher Weise über das Standbild geäußert. Schadow erklärte, wie Schrötter es faßt, „die Frage noch für sehr streitig, ob in Bezug auf Stellung und seine Arbeit diese Statue nicht für die (vor der) auf der langen Brücke den Vorzug hätte“.

Der Scharfblick Schadows ist überraschend. Er hat klar erkannt, woran viele Kunstforscher der späteren Zeit gezweifelt haben, daß das Friedrichsstandbild vor dem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke Vorzüge aufweist. Wir wissen, daß diese Merkmale in einem Fortschreiten der Entwicklungsstufe Schlüters liegen. Das Werk weist in der Tat schon auf spätere Werke Schlüters voraus, so wesentlich sind bestimmbare Züge verändert. Es ist leichter, gleichsam anmutig flüssiger in seiner Struktur neben dem älteren Werk. Dies ist es, was Schadow mit Haltung bezeichnete und zugleich mit der „feinen“ Arbeit.

Ich möchte einen kurzen Exkurs in die reine Strukturanalyse machen, um diese Unterschiede so weit zu erläutern, wie wir sie heute zu sehen imstande sind. Treten wir vor die Originale, das Standbild des ersten Königs in Königsberg und das Reiterbild des Großen Kurfürsten in Berlin. In der Struktur des Friedrichsbildes, d. h. in dem formalen Gefüge des Bronzewerkes, wie es durch Modellierung, Guß und Ziselierung vollendet wurde, tritt eine Reife hervor, die über das Reiterbild hinausführt. Gottfried Schadow hatte für diesen Unterschied das sichere Auge des geborenen Plastikers. Wo sind strenge Merkmale dafür faßlich?

Die Gesamtstruktur bereits ist bei dem Standbild andersartig. Es wird im Außenumriß, soweit wir es umwandern, durch ganz andere Kurven und Flächen begrenzt als das Reiterbild. Es vermeidet offenkundig jene pralle und volle Körperwucht, eine vom Kern her gleichsam nach außen drängende Fülle, die das Reiterbild hat. Es erreicht in allen Ansichten, von allen Seiten her gesehen überzeugend eine leichtere und freiere Ausladung des Aufbaus der Bildhauerarbeit als jenes. Das liegt auch nicht nur an dem größeren Maßstabe des Reiterbildwerkes. Um es mit einem Worte zu kennzeichnen, das Standbild ist strukturell überwiegend ausgehöhlt und konkav in seinen Außenumrissen, das Reiterbild dagegen überwiegend nach außen gerundet und konvex.

Darum haben viele Betrachter in der Standfigur nur das Zierliche und Anmutige gesehen, gelegentlich nicht mit voller Billigung und abfällig urteilend. Ist doch der gewagte Vergleich mit einer Porzellanfigur gemacht worden. Dieser Vergleich, aber nicht natürlich das in ihm liegende Werturteil, erweist sich als zutreffend. Porzellanfiguren, die verglichen werden

könnten, sind erst dreißig Jahre später gearbeitet worden, und richtig gesehen an dem Vergleich ist, daß die Struktur des Standbildes insoweit eine spätere, reifere, in die Zukunft weisende Eigenart besitzt.

Das bestätigt sich, wenn wir die Struktur der Einzelteile prüfen. Das Anschmiegen und Ungleichensein der Strukturteile ist bei dem Standbild vorgeschrittener als bei dem Reiterbild. In der Stellung der Glieder, der Haltung des Körpers, und vorzüglich im Verhalten der kleinsten Teile wie der Gewandfalten tritt eine engere Angleichung benachbarter Formteile hervor. Es sind feinere, flüssigere und zurückhaltendere Grenzübergänge zwischen den Strukturteilen kenntlich als bei dem Reiterbilde des Großen Kurfürsten. Darin liegt aber gerade der Entwicklungsfortschritt des 18. Jahrhunderts.

Das Szepter freilich ist ursprünglich durchaus anders von Schlüter modelliert worden. Das gegenwärtige ist ein klassizistischer Ersatz des um 1807 von einem französischen Soldaten entwendeten Stückes, das seinerseits schon eine Zutat war, welche die Abzeichen des Kurfürsten in die des Königs verändert hatte.

Es gibt in beiden Bildwerken die gleiche gegenständliche Partie, an der ihre Verschiedenheit wie ein Schulbeispiel ins Auge fällt. Es ist der Mantel, der über der Schulter gerafft liegt. Er ist in beiden Bronzebildern über der rechten Schulter und Brusthälfte ausgebreitet. Es sind verwandte gegenständliche Faltengruppen. Am Reiterbild: In großzügigen Schrägen streckt sich der Mantelstoff über Brust, Schulter und Arm, prächtig bewegt in schwellenden Rundungen, ein meisterliches Stück Bildnerarbeit. Doch ist der Körper und seine Gliederung darunter durch das schwere Faltenwerk gleichsam wie zugedeckt und verummmt. An der Standfigur: Der unter dem Mantel liegende Arm ist genauestens berücksichtigt, ein zweiter Faltenwurf ist über den ersten schrägen Schwung hinweggefältelt. Er ist nicht weniger großzügig, nicht weniger gekonnt und von der gleichen Meisterhand geschaffen. Doch sind Schlüsselbeinpartie, Schulter und Ellbogen durch den Stoff hindurch gesehen und fein empfunden herausmodelliert. Für den Gesamtaufbau kommt hinzu: Bereits wird dort oben an der Schulter die übrige Form der Figur angedeutet und vorgefühl. Das vortretende rechte Bein, der zurückbewegte linke Arm und der den Außenumriß abschließende Mantelbausch, den die Linke hält, stehen in deutlicher Beziehung zu der Schulter im Gesamtaufbau.

Uns fehlen Teilaufnahmen des Friedrichbildwerkes, welche derartige Merkmale sichtbar machen. Wo ist in der reich angewachsenen Schlüterforschung auf diese Eigenart des Königsberger Standbildes eingegangen? Selbst Heinz Ladendorf scheint die Friedrichstatue nicht aus Autopsie zu kennen, sonst würde er nicht wiederholt von ihrer Kleinheit sprechen, aus der er für den ursprünglichen Aufstellungsplan im Hof des Zeughauses Schlüsse zieht.

Woher kommt der Eindruck der Kleinheit? Der Eindruck einer Porzellanfigur? Was künstlerisch immer wieder zu derartigen Urteilen über das Standbild geführt hat, ist der Gegensatz der Bronze zu ihrer Rückwand und ihrem Marmorpostament. Gottfried Schadow hat die beiden Stücke für die

Aufstellung in Königsberg 1801 entworfen. Sie sind, von einem großen Meister geschaffen, hundert Jahre jünger als die Schlüterfigur. Sie sind, was schwerer für den Eindruck wiegt, aus einer neuen und andersartigen Kunstwelt heraus entstanden, die zum ersten Male seit einer langen Jahrhundertreihe des ununterbrochenen Kunstfortbildens sich programmatisch gegen die nahe Vergangenheit gekehrt hat. Der Klassizismus Schadows steht dem Barock Schlüters, und zwar einem besonders reifen Barock in dieser Statue, nicht nur als ein Anachronismus gegenüber, sondern als ein fundamentaler Strukturgegensatz. Viel weiter auseinanderliegende Meisterwerke der Skulptur aus dem Spätgotischen und aus dem blühenden süddeutschen Rokoko sind glücklich vereinbar, wie z. B. unter vielen anderen der Engelkranz Ignaz Günthers um eine spätgotische Mariengruppe am Hochaltar der Pfarrkirche in München-Thalkirchen. Aber in Königsberg tritt der bis ins kleinste Strukturteilchen wirksame Grundgegensatz auf, in dem der Klassizismus von 1800 zu dem Barock-Rokoko stand.

Wir können ihn strukturell fassen an einem entscheidenden Merkmal. Im Friedrichsstandbild ist das vorherrschende Strukturmerkmal die barocke S-Kurve. Das Bildwerk ist überzogen von feingeshwungenen S-Kurven-scharen. Dagegen ist die vorherrschende Grundstruktur von Schadows Sockel und Steinmauer die gerade Linie und der rechte Winkel. Die Nachbarschaft der Teile ist bei Schlüter bestimmt durch das Ausgeglichensein, bei Schadow durch den Gegensatz, den die Quaderung der Mauer ausdrücklich hervorhebt. Selbst noch das feine schmiedeeiserne Gitter auf der Krone der Schadowmauer, in dem sich Halbkreisbögen zu gotisierenden Spitzbögen überschneiden, ist strukturell ein Gegensatz zu den wellenförmigen Grundelementen der Schlüterfigur.

Was den Gegensatz zwischen Standbild und Sockel noch erhöht, sind die Maßverhältnisse, die Schadow gewählt hat. Der Block des Sockels wirkt kolossal, denn er hat nahezu die gleiche Höhe wie die Figur und ist überdies ganz ungliedert. Wir wissen, wie ein schlüterscher Sockel aussehen würde. Der Originalsockel des Reiterbildes steht jetzt in der Treppenhalle des Kaiser-Friedrich-Museums. Er ist im Umriss nach der S-Kurve geformt, mit Ausladungen nach oben und unten, die sich in sanfter Schwung angleichen und die kritischen Uebergänge überbrücken, konziliant wie ein Melodiengang jener klingenden Epoche.

Es soll kein Wort des Tadelns an den Schadow-Arbeiten hiermit ausgesprochen sein. Es war das Schicksal der Schlüterstatue, daß sie erst hundert Jahre nach ihrem Guß in einer ganz veränderten Kunstepoche aufgestellt wurde. Es war trotzdem ein schönes Schicksal, daß das Bildhauermeisterwerk des großen Ostdeutschen in Ostdeutschland an hervorragender Stelle seinen endgültigen Platz fand, und einen größeren Bildhauer als Schadow konnte die Epoche von 1800 nicht aufweisen.

Schrötter hat an der Aufstellung, Wahl des Standortes, am Sockel und an der Rückwand ebenfalls persönlich mitgewirkt. Durch Kabinettsorder vom 1. 1. 1802 war ihm diese Aufgabe übertragen worden. Er verwarf zwei Plätze in Königsberg, die allenfalls in Frage kamen, als ungeeignet, den Paradeplatz und den inneren Schloßhof.

„Der dritte aber, und der sich zu dieser Absicht am besten zu qualifizieren scheint, ist der Platz vor dem Schlosse und grade über der Hauptwache, wo die Kavallerie Kasernen stehen. Hier ist die größte Passage in der Stadt, alle Post- und Hauptstraßen gehen herüber, er hat aber die einzige Inkonvenienz und die an sich schon für die Lage desselben einen Mißstand gewährt, daß er nämlich jetzt offen und im Innern desselben der Mistbehälter für die dortige Kavallerie-Eskadron befindlich ist. Um nun diesen Mißstand an sich zu beheben, zugleich aber auch der Statue ein ihr anständiges Emplacement zu geben, wäre es nötig, hinter ihr eine Mauer mit einer eisernen Balustrade zu ziehen, vor welcher die Statue zwar in einer Nische, aber doch so frei zu stehen käme, daß man sie ganz umgehen könne.“ (Brief Schrötters vom 11. 2. 1802, Ladendorf 1935, 131).

Auf diesem Platze ist nach Schrötters Vorschlag das Standbild aufgestellt worden. Ein lebhafter Kampf um den Platz und die Schadowmauer entbrannte 1929—30, als ein neues Reichsbankgebäude auf dem Gelände der alten Kavalleriekaserne unmittelbar hinter der Mauer errichtet worden war. Er endete, wie nicht anders möglich, zugunsten des alten Zustandes mit einer kleinen Schwenkung der Mauer, um sie der Fluchtlinie der Reichsbank anzupassen.

Schrötter hat bei der Mauerfrage und Standortwahl entscheidend gehandelt. Ich habe Bedenken, Ladendorfs Vermutung anzunehmen, daß das alles auf den Rat Schadows geschehen sei. Wir dürfen der originalen, auf allen Gebieten selbständigen Persönlichkeit Schrötters zutrauen, daß er imstande war, mit eigenem Blick und aus eigenem Urteil heraus den Platz für das Standbild und die Lösung der Platzfrage durch die Mauer zu finden. Schrötters Verhältnis zur bildenden Kunst war lebhaft interessiert und nicht unschöpferisch.

Er war selbst Bauherr und zog zu seinen Bauvorhaben hervorragende Männer unter den Architekten Preußens heran, den Vater und den Sohn Gilly.

Von keinem Geringeren als Friedrich Gilly ist auf Schrötters Heimatgut Wohnsdorff, dem Majorat der Familie bei Allenburg, der mittelalterliche Deutschritter-Ordenssturm ausgebaut worden. Friedrich Gilly hat 1796 den nach urkundlichen Nachrichten bereits im 18. Jahrhundert schadhaften Turm (Archiv Groß Wohnsdorff) im Baubestand gesichert, mit gotisierenden Fenstern und einem eigenartig schönen Sinnenkranz versehen und mit einem geschweiften Bohlendach überdeckt. Das Bohlendach war ja eine Spezialität der Gilly. David Gilly hat darüber eine Schrift veröffentlicht, und Friedrich Gilly hatte es z. B. bei der Meierei im Bellevuegarten zu Berlin verwendet. Von den wenigen ausgeführten Werken des genialen frühverstorbenen Gilly sind nur vier erhalten, und eines darunter ist der Turmaufsatz in Wohnsdorff (Bild in C. v. Lortz, Herrenhäuser Ostpreußens 1933, Taf. 2, Abb. 4. Vgl. Nöcker, Friedrich Gilly 1935, 27 und Anm. 116). Auf seinem Gute Ripkeim bei Wehlau ferner ließ Schrötter im Gillystile und sehr wahrscheinlich durch David Gilly selbst den Musterbau eines frühklassizistischen Gutshauses errichten, ein großes zweistöckiges Gebäude unter mächtigem Walmdach mit zwei flankierenden eingebauten Säulen am

Portal und großem Rundbogenfenster darüber (C. v. Lorck, Herrenhäuser Ostpreußens 1933, 30 und Taf. 30, Abb. 60).

Schrötter hat ferner eine Marmorbüste seiner ersten Frau, Elisabeth, geborenen v. Ostau, in Wohnsdorff hinterlassen. Dieser bisher unbekanntes Kopf mit gesenktem Blick, von antikisch schönen Falten des Kopftuches umgeben, ist ein Beispiel des preußischen frühen Klassizismus von bedeutender und reiner Schönheit. Die Büste hängt eng mit der Kunst Schadows zusammen, und es ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie von ihm selbst geschaffen sein kann. Nachweislich hat Schadow ein Bildnis der Tochter Schrötters, der Frau Karoline v. Goldbeck, in Marmor ausgeführt, ein lebensgroßes Rundrelief, das sich gemeinsam mit dem Relief des Kanzlers v. Goldbeck im Schloß Blumberg in der Mark befindet.

Es kommt hinzu, daß Schrötter mit der Kunstakademie Berlin in offenbar engen Beziehungen stand. Er wurde am 27. April 1799 zum Ehrenmitgliede dieser Körperschaft ernannt. Die Ernennungsurkunde (Archiv Groß Wohnsdorff) trägt die Namensunterschriften folgender Akademiemitglieder: D. Chodowiecki. J. W. Meil. J. C. Frisch. J. H. Meil jun. D. Berger. G. Schadow. F. Weitsch. Lütke. Burnat. Genelli. Sirt. Darbes.

Schrötters Verhältnis zur Kunst ist nach diesen bezeichnenden Zügen lebendig zu nennen. Es gewinnt ein neues Licht durch sein eifriges Interesse und Eintreten für die Friedrichstatue Schlüters. Wenn ich sein Wirken für dieses Bildwerk zusammenfassend kennzeichnen will, erscheint es nicht zuviel gesagt, daß Königsberg recht eigentlich dem Minister Schrötter den Besitz des Schlüterstandbildes verdankt.

Er hat zuerst diesen Gedanken gefaßt; er hat ihn vermutlich durch Graf Lehndorff dem Könige nahegebracht; er hat sich für den Sockel, vermutlich auch für den Auftrag an Schadow, ja für die Transportkosten sowie die genaue Art der Aufstellung und den gegenwärtigen Standort mit der Schadowmauer als Hintergrund eingesetzt. Er hat schließlich, wie der neugefundene temperamentvolle Brief an Lehndorff bekundet, gegen umlaufende Mäkeleien an dem Königsgeschenk nachdrücklich Stellung genommen. So hat er in jeder Weise dazu beigetragen, die Wege zu ebnen, um das meisterliche Bronzestandbild des großen Ostdeutschen Schlüter in Königsberg an dem Platz aufzustellen, den es noch heute innehat.

Gregorovius als Ostpreuße.

Von Carl Schneider.

Der große seelische Reichtum, den die landschaftliche Verschiedenheit der deutschen Gauen darstellt, spiegelt sich in reizvoller Weise in den großen Einzelpersönlichkeiten wieder, die die Gauen hervorgebracht haben. Nur darf man sich bei einer solchen Betrachtungsweise nicht von vornherein auf einen bestimmten Vertreter stützen und nach ihm alle anderen messen, sondern muß bedenken, daß sich der psychologische Typus eines deutschen Gaues gerade gern in verschiedenartige geistige Führer aufspaltet. So ist es deutlich in Ostpreußen gelagert. Wer von einer oberflächlichen Beobachtung her einen ostpreußischen geistigen Normaltyp zeichnet, der richtet sich gewöhnlich nach Kant, seltener schon nach Herder oder Hamann. Es scheint aber ganz vergessen zu sein, daß Ostpreußen auch Männer wie Gregorovius hervorgebracht hat und daß sich vielleicht in diesem seltsamen und so verschieden bewerteten Menschen das Wesen Ostpreußens besonders deutlich spiegelt. Merkwürdige gemeinsame Züge des innersten Wesens verbinden ihn mit der seelischen Eigenart Kants, Hamanns und Herders, aber auch des heutigen Ostpreußen, der sich doch als klar geprägter deutscher Landschaftstyp von anderen abhebt.

Gregorovius ist am 19. Januar 1821 in Neidenburg geboren¹⁾. Seine Familie ist seit dem 16. Jahrhundert in Masuren nachweisbar. Aus ihr gingen eine Reihe bekannter Juristen und anderer Akademiker hervor, sodaß die Familie bereits an der in Ostpreußen öfter zu findenden Stufe jener Hochzucht angekommen war, aus der meist nur noch Geniale oder Krankhafte hervorgehen. Der Vater war Jurist, ihm verdankt Neidenburg die Erhaltung der Ordensburg; er stand von Schoen nahe und war einer der großzügigsten ostpreußischen Beamten jener Tage. Die Mutter, Tochter des Kriegsrates Rausch aus Schaafen, war eine „sanftmütige und gebildete Frau“, allerdings hatte sie den in dieser Gegend üblichen schwärmerisch-schwermütigen Zug, den sie auf ihre Söhne mehr oder weniger vererbte. Von den acht Kindern blieben nur vier am Leben, außer Ferdinand drei Brüder, die den Charakter der Familie deutlich erkennen lassen. Der frischste, Julius, wurde Offizier und war im deutsch-französischen Kriege Oberst und Regimentskommandeur des 43. Artillerieregimentes. Er schrieb später die Geschichte Neidenburgs, eine der besten Lokalgeschichten Ostpreußens. Der älteste Bruder, Rudolf, war Pfarrer in Schippenbeil. Zeit seines Lebens kämpfte er verbissen und leidenschaftlich gegen die starre ostpreußische Orthodorie, doch zerbrachen schließlich seine Nerven, zumal er auch an einem Augenleiden litt. Der letzte

¹⁾ Das wichtigste biographische Material ist gesammelt von S. König, F. Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom. 1921. Weitere Literatur ebda.

Bruder verkam schon während seines Jurastudiums in Leipzig. Er war zeitweise Freiheitskämpfer auf dem Balkan, Landwirt, Opernsänger, und endete schließlich als kleiner Journalist in Amerika.

Im Gegensatz zu vielen Ostpreußen war Ferdinand Gregorovius ein Frühentwickler. Seinem Vater und dem Neidenburger Schloß verdankte er die ersten Anstöße zu seiner historischen Aufgeschlossenheit und Entwicklung. „Das ehrwürdige Schloß war ein großer Faktor in meiner kleinen Lebensgeschichte, es geht davon ein Bezug auf die Engelsburg in Rom. Ohne jene Neidenburger Ritterstürme hätte ich vielleicht die Geschichte der Stadt Rom nicht geschrieben“²⁾, und noch im Jahre 1865 dichtet er über Neidenburg:

Ich bin aus ihrem Turme
Ein Falk, der sich im Sturme
Ins weite Land verslog. . .
Die Türme, die da ragen
Aus alten Rittertagen . . .
Sie waren meine Meister
Die deutschen Heldengeister . . .
Ein Ahnen, welch' Besinnen
War's, das von jenen Zinnen
Mir in die Seele floß.
Was ich gesagt, gesungen,
Hat sich hervorgeschwungen
Aus dir, du Väterschloß“³⁾.

E. Lenz, ein guter Kenner von Gregorovius, vermutet, daß er von hier seine Vorliebe für Türme mitgebracht hat; es gibt kaum einen bedeutenderen Turm Italiens, den Gregorovius nicht erstieg. Auch seine klassischen Schilderungen von Rundblicken von Bergen mögen von diesen Heimattürmen zuerst angeregt sein⁴⁾.

Nach dem Tode der Mutter kam Ferdinand mit 11 Jahren auf das Gymnasium zu Gumbinnen. Aber seine Lehrer hat er sich nicht sehr lobend ausgesprochen, er meint auch sie mit den „Herbarienseelen aus dem unseligen Geschlecht der Hieronymus Jobse“⁵⁾, und doch schuldet er vor allem dem auch von ihm verehrten Altphilologen Janzow viel. Was wir noch heute an humanistischen ostpreussischen Kleinstadtgymnasien beobachten, gilt auch für Gregorovius: es wird hier wirklich noch Wert auf gründliche philologische Schulung gelegt. Die Ereignisse aus dieser Zeit sind für später grundlegend geworden: eine merkwürdige Anziehungskraft, die beim Geographieunterricht bezeichnenderweise die Gestalt der Insel Korsika auf ihn ausübte — man erkennt die Art der sinnlichen Veranlagung des Jungen —, die wie eine fixe Idee ihn nach 20 Jahren nach Korsika trieb, ferner die Erzählung eines Militärarztes von Rom, die er bis in sein Alter nicht vergessen hat, und schließlich eine

2) Röm. Tagebücher v. 11. XI. 1864.

3) Voll abgedruckt bei Sönig a. a. O. S. 11.

4) Als ein Beispiel von vielen die prachtvolle Beschreibung von der Befestigung der Somma: Siziliana. 1861. S. 50—63.

5) Jhdellen vom baltischen Ufer. Ser. v. Loff. v. J. S. 40.

Reise nach Thorn, auf der ihm der Zauber des Mittelalters gefühlsmäßig aufging⁶⁾).

Mit 17 Jahren studierte er in Königsberg zunächst Theologie. In der Königsberger Fakultät war damals wie heute der Hauptwiderstand gegen die ostpreussische Orthodogie, und zwar bei dem streng kirchenfeindlichen Systematiker von Lengertke, der später von dem orthodoxen König gemassregelt wurde. Ihm schloß sich Gregorovius an, und die natürliche Folge war ein Hinüberwechselln in die philosophische Fakultät, das schließlich zu einer philosophischen Doktorarbeit führte, die noch heute lesenswert ist: „Über Plotins Lehre vom Schönen“. Ich weiß nicht, ob es schon jemals aufgefallen ist, daß fast alle ostpreussischen geistigen Führer Schriften über Ästhetik geschrieben haben; ob man von hier auf eine unerfüllte ostpreussische Sehnsucht nach Schönheit schließen darf?

Daß Gregorovius auch nebenher Senior der Masovia war, zeigt, daß er sich in Bezug auf Liebe zu Geselligkeit und Trunk von keinem anderen ostpreussischen Studenten unterschied; aus dieser Zeit mag seine große Freude am Weinbau stammen, die alle seine Italienbücher durchzieht.

Es kamen dann Jahre voll Entbehrungen und wirtschaftlicher Not, als Privatlehrer meist an einer Mädchenschule in Soldau. Ob es wahr ist oder nur eine ostpreussische Legende, daß seine Schülerinnen aus Begeisterung für ihn sogar das Wasser aus seinen Überschuhcn ausgetrunken haben, wage ich nicht zu entscheiden⁷⁾.

Nun aber folgte die verhängnisvolle Zeit, die man Gregorovius noch heute sehr übel anrechnet, obwohl man nicht vergessen sollte, daß er eben im 19. und nicht im 20. Jahrhundert lebte. Bis etwa 1850 geriet er in die Hände der Jungdeutschen und tat sich als einer ihrer Radikalsten hervor. Eine gewisse ostpreussische Maßlosigkeit erfüllt die Schriften dieser Jahre, die nur mit ziemlicher Entsaugung zu lesen sind. Pathetisch, schwülstig und sentimental begeistert er sich für die Polen- und Ungarnaufstände. Doch bemerkt er selbst: „Ich spreche weder slavisch noch kenne ich die Polen anders als aus ihrer Geschichte“, und sein polenfreundlicher Jugendroman mündet doch in einen Hymnus auf Deutschland aus: „Mag sein (Deutschlands) Schwert wachsen in seiner Hand, riesengroß, über alle Völker Europas, und mag unter der Halle seines Schildes die Freiheit ruhig wohnen. . . Es lebe Deutschland!“⁸⁾. Diesem Gedanken von der segensreichen Herrschaft Deutschlands über Europa ist der Ostpreuße Gregorovius von seiner Jugend bis in sein spätestes Alter treu geblieben.

Zum Teil sind es die Nöte der Landarbeiter in Ostpreußen, die ihn zu dem mit masurischem Überschwang geschriebenen Buch: „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen“ führten. Goethe würde doch wohl etwas den Kopf über die Art geschüttelt haben, wie hier die Wanderjahre zu einem Gegenstück zu Platons Staat gemacht werden; zudem will der Salon-

6) S ö n i g, a. a. D. S. 10. 12.

7) Ebda. S. 42. Die Geschichte erscheint mir unwahrscheinlich. Sönig spricht von Summschuhcn, doch gab es die 1846 noch gar nicht.

8) Vgl. S ö n i g a. a. D. S. 9 u. 39.

sozialismus Gregorovius doch nicht so recht stehen, doch merkt man das ehrliche Ringen um Klarheit, das freilich nicht zum Ziele kommt.

Aber bald hat sich Gregorovius von selbst von dem allen losgemacht, sodas er später behauptete, keine seiner Jugendschriften mehr lesen zu können. Bereits 1851 hat er völlig mit den Jungdeutschen gebrochen, wie ein wichtiger Brief zeigt⁹⁾: „Erinnerst Du Dich vielleicht an ein altes Räubermärchen, wo erzählt wird, das der in die Höhle geratene arme Reisende durch eine herabsinkende Bleidecke erdrückt wird, dann wirfst Du ohngefähr eine Vorstellung von dem haben, womit ich unsere gegenwärtige Atmosphäre vergleichen möchte. . . Der Gegensatz zu dem Freiheitschwandel von 48 ist entsetzlich schneidend geworden. Es erstirbt in dieser schwülen Temperatur jede Lebensregung. . . . manchesmal möchte ich fast rasen, und kein Ende absehend, sage ich oft: ich lebe nicht mehr gerne . . . alles was ich lese, widert mich an. Ich legte die Pariser Briefe Börnes beiseite — wunderbar! vor 10 Jahren entzückte mich seine Art, heute muß ich gestehen, das sie das Ungefändeste und oft Abgeschmackteste ist, was man lesen kann. Wer ganz die Nervenzerüttung unserer Zeit begreifen will, die brillierende, verschrobene Annatur des Empfindens, diese Wisfenzerrissenheit einer ohnmächtigen Seele, die halb Kind, halb Greis, der lese diese Pariser Briefe. Sie sind ein schmerzliches Dokument der deutschen Misere. . . Ich weiß kaum, was mich in dieser Zeit mehr verletzt hätte, die Albernheit der Heineschen Schreibart oder die Forciertheit des Börne. . .“. In der Schilderung des Gasthofbesitzers Pieper aus Warnicken, der Reden in der Nationalversammlung hielt und schließlich als Ertrag seiner politischen Tätigkeit seiner Frau einen Goldfisch als Andenken mitbringt, macht er sich über das ganze Treiben der vierziger Jahre lustig¹⁰⁾. 1853 schreibt er aus Sizilien: „Die Erinnerungen an diese Zeit verletzten mich plötzlich in die unerquickliche Literaturatmosphäre des Vaterlandes, in jene überreizte, falsche, unmännliche, jüdische oder jüdelnde Zeit, welche unserer Dichtung so viel Anheil gebracht und ein entnerotes, gott- und weltloses Geschlecht allerwegen miterzeugt hat“¹¹⁾. Mit tiefstem Abscheu wendet er sich vor allem gegen Heine, der „sich und die Menschheit frech und knabenhaft verhöhnt“¹²⁾. Man sieht, das die alte bodenständige Schicht des Ostpreußentums in ihm doch den Sieg behalten hat.

Denn inzwischen war der Beginn der großen Klärung gekommen, und von da, wo ihn der nordische Mensch wohl immer befreiend finden wird, von der Antike. Zuerst war es die Bekanntschaft mit Dante, die die Klärung begann. Mit seinem guten ostpreußischen Gedächtnis kannte er bald große Teile Dantes auswendig, er zitiert ihn sein ganzes Leben hindurch. Dann tauchte eine römische Kaisergestalt vor ihm auf, zu der er geradezu verwandte geistige Beziehungen hat, Hadrian. 1851 erschien seine „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian“ in erster, 1884 in zweiter Bearbeitung. Ein ganzes Leben liegt zwischen beiden, und es ist reizvoll, sie miteinander zu vergleichen. Die schwachen Seiten spielen hier keine Rolle, wichtig ist, das

9) Brief an E. Bornträger 1851 Nov. 30 (Ausg. v. König S. 193/5).

10) Idyllen S. 47.

11) König S. 53. 12) Ebda.

die ostpreussischen Wesenszüge von Gregorovius mit voller Klarheit sichtbar werden. Das stark sinnliche Element läßt ihn Dinge schauen, die auch aus den kleinsten Teilstücken immer zu wundervollem Ganzen sich abrunden. Ästhetisches Genießen und Sehnsucht nach Schönheit sind noch immer die treibenden Kräfte. Das bekannte Glanzstück ist die Beschreibung der Villa Adriana. Obwohl sich Gregorovius nur auf eine schlechte Schilderung dieser vielleicht schönsten Stätte der Mittelmeerländer verlassen konnte, hat er sie in einer solchen Lebendigkeit erlebt und in ihrem Wesen verstanden, wie ich es nur noch einmal von einem ostpreussischen Studenten erlebt habe, mit dem ich vor einigen Jahren Sivoli besuchte und der mit geradezu nachtwandlerischer Sicherheit durch die Mauern führen konnte. Das zweite, was über diesem Werk liegt, ist eine tiefe mafurische Melancholie; Gregorovius kommt gar nicht los von den melancholischen Zügen des Kaisers, die er stark übersteigert; noch 1855 hat er das schwermütige Sterbeepigramm Hadrians in ein deutsches Gedicht umgeformt. Wenn er später von Pompeji schreibt¹³⁾: „Nie fühlte ich solche Wehmut“, so liegt diese Stimmung schon über dem Hadrianbuch. Von hier aus erklären sich auch die versonnenen Züge, die er dem Kaiser mit Anrecht leiht.

Neben dem ewig wandernden, ruhelosen Kaiser steht als zweiter der als pessimistischer Einsiedler gefaßte Tiberius, gegenüber der im ganzen hellen Welt Hadrians seine dunkle. Auch diese Gegenüberstellung ist ostpreussisch: in Hadrian und Tiberius hat Gregorovius seine beiden Naturen gesehen. Wenn auch das Tiberiusdrama, das so ziemlich handlungslos verläuft, nie aufgeführt wurde, so zeigt es doch gerade als Gegenpol zu Hadrian, auf welche Weise die innere Entwicklung von Gregorovius weitergehen sollte.

Seither sind es immer die großen Persönlichkeiten, die ihn fesseln. Schon das Korrikabuch ist wieder voll von ihnen. Nirgends zeigt sich die aristokratische Natur von Gregorovius so deutlich, wie in dem ständigen Verweilen bei einzelnen Lieblingshelden.

Das einschneidendste Ereignis seines Lebens war nun die Übersiedlung nach Italien im April 1852. Im gleichen Jahre hat er noch seiner ostpreussischen Heimat ein bis vor kurzem wenig beachtetes Denkmal gesetzt, die „Sommeridyllen vom samländischen Ufer“, oder, wie sie später hießen, die „Idyllen vom baltischen Ufer“. Heimatliebe und Humor verbinden sich hier zu einem kleinen Kunstwerk, das freilich schon stark italienische Stimmung atmet. Ganz intim dringt Gregorovius in die Landschaft und die Menschen des Samlandes und Königsbergs ein: „Das baltische Gestade ist von einer reizenden Harmlosigkeit und Verschwiegenheit wie eine Schäfersunde. Die Wellen wiegen sich in dem melodischen Rhythmus fort und ziehen weiße Schäume ans Ufer, dann und wann schrillt eine flatternde Möve, der einzige Seevogel jener wenig belebten Küste, dann und wann wirft die Woge den Tang aus und mit ihm ein blitzendes Stück Bernstein, ein Geschenk für ein puschüchtiges Menschenkind; selten taucht ein Seehund aus dem Wasser und sonnt sich auf einem Stein. Hier und da streicht ein Fischerkahn über die blaue See, die Neze auszuwerfen, und ein vorübersegelndes Schiff, ein Rauffahrer, der nach

13) Römische Tagebücher 1853 Juni 24.

Riga oder Petersburg segelt, mit den Barbaren zu handeln, erscheint am fernsten Horizont¹⁴⁾. Stolz ist er auf Königsberg, ohne zu übertreiben: „Der fröhliche und gesunde Sinn der Königsberger wirft alles Städtisch-Förmliche ab inmitten der Natur. Nicht wie die großen Residenzen ist die Königsberger Gesellschaft durch raffinierte Kultur verschoben, was alle Fremden an unserer Stadt rühmen, offene Gastlichkeit, ein herzliches Entgegenkommen und die frischeste Familiarität, das ist der bleibende Charakter des Königsberger Volkes“¹⁵⁾. Er sieht aber auch wesentliche ostpreussische Schwächen: „Es gibt auch Familien darunter, die als Eskünstler berühmt sind und welche die Natur nur als ein mit Blumen verziertes Tischtuch gebrauchen, auf dem sich der Kapaun mit Urbehagen verzehren läßt“¹⁶⁾. Vor allem klagt er: „Die strenge Gottheit, welche alles ausgleicht, gab Königsberg an Verstand viel, an Poesie wenig. Die Muse wird bei uns nicht recht heimisch. Wir sind zu ehrbare Leute. In graue Mäntel gehüllt, wandern wir durch das ewige Grau der Gassen, dem Gewerbe nach. . . Doch schenkte die gütige Natur den Königsbergern wenigstens einen offenen Sinn, eine großartige Einbildungskraft und die liebenswürdige Gabe, sich aus Lokalpatriotismus auch am Kleinen und Alltäglichen visionär zu begeistern“¹⁷⁾. Ähnlich lautet sein Urteil über die Ostpreußen bei einer Beschreibung Neudells: „Den Ostpreußen fehlt die Grazie. Sie gewinnen nicht bei ihrem Erscheinen, aber auf ihrem soliden Wesen läßt sich sicher bauen. Der Ostpreuße ist die reinste Prosanatur Deutschlands“¹⁸⁾. Vielleicht fühlt sich — eine echte Kompensationserscheinung — gerade deshalb der Ostpreuße so oft verpflichtet, zu dichten oder zu schriftstellern! Aber etwas von dieser Prosanatur sieht er im Deutschen überhaupt: „Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern, er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunklen Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren, da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessen veräußert er den schönen Frühling draußen“¹⁹⁾.

Wieder überrascht für einen Ostpreußen die sinnliche Anschaulichkeit. Er schildert die roten Kopftücher, weißen Hemdärmel, blauen oder grünen Röcke der Frauen, die nackten und muskulösen Arme herkulischer Fischer, die knarrenden Karren, alles in liebenswürdiger Kleinmalerei, aber dazwischen drängt sich echt ostpreussisch ein düsteres Bild, bei dem sich alle Heiterkeit auflöst in düstere Stimmungen mit magischem Einschlag, die aber dann wieder mit prosaischer Vernunft zersetzt werden. Die Beschreibung der Sonnenfinsternis erinnert geradezu an eine kleine Vereinigung von Hamann und Kant: „Die Natur bekam Kirchhofsgedanken und die fahlen Menschengesichter auch. Ich warf einen Blick in die Bernsteinwerke hinunter, diese Sklaven der Fronarbeit karrten noch ihre schrillen Karren, aber sie glichen nun den Arbeitern aus Dantes Hölle, die im gleichen Dämmerchein ihre Lasten vor sich herwälzten. . . Die schwarze Mondscheibe hing am Himmel,

14) Idyllen S. 8 f.

15) Ebda. S. 12.

16) Ebda. S. 13.

17) Eine Bildergalerie. 1848.

18) Römische Tagebücher 1873 Juni 28.

19) Die Insel Elba. 1853.

eingefaßt von einem magischen Strahlenschein, von Flammenbüscheln, welche aus der bedeckten Sonne schienen . . . Ein durch die Himmel schwebender Gott, der sein Haupt verhüllt hat und in die Finsternis weint“. Aber echt Kantisch geht es weiter: „Ein strahlender, siegender, triumphierender Sonnenblick, und die Magie war verschwunden. Das Selbstbewußtsein und die Kritik gingen wieder auf“²⁰). In derselben Weise erlebt er später das „Gespenstisch-Dämonische“ in den Katakomben Neapels, und in derselben Weise macht er sich davon wieder frei²¹).

Die Übersiedlung nach Italien war zugleich ein Bruch mit Ostpreußen, freilich kein vollständiger. Um sich „unerträglicher Enge heimischer Verhältnisse zu entziehen“, hat Gregorovius selbst aus Anlaß zu seinem über zwanzigjährigen Italienaufenthalt angegeben. Die eigentlichen Ursachen lagen tiefer: Sie lagen in dem Weitendrang und der Sehnsucht seines masureischen Gemütes, gelenkt und geläutert durch die Beschäftigung mit der Antike. Fast mittellos ging er, und es war, wie er schreibt, ein Wagnis. „Ich bin hier angekommen ohne Briefe an irgendeine Person, ich habe keinen einzigen Bekannten hier außer meinen Reisegefährten“²²), und zwei Jahre später heißt es in seinem Tagebuch: „Ich lebe ganz einfach, muß tüchtig schaffen, um mich über dem Wasser zu erhalten“²³). Noch 1855 ist er so arm, daß er sich kaum ein Buch kaufen konnte²⁴). In dem allen liegt ein gutes Stück ostpreussische Zähigkeit und Durchsetzungskraft.

Um die seelische Wirkung Italiens auf Ostpreußen verstehen zu können, muß man selbst einmal mit Ostpreußen in Italien gewesen sein. Mir haben sich dabei deutlich zwei Typen ergeben. An dem einen, nennen wir ihn meinetwegen den kantischen, ging Italien völlig spurlos vorüber. Er fand, daß die Goldaper Höhen schließlich doch schöner seien als der Apennin, und wenn ihn etwas außer dem rein Arbeitsmäßig-Wissenschaftlichen beschäftigte, so war es, ähnlich wie bei Kant, die Küche. Der andere aber braucht eine kurze Anlaufzeit, in der er stark innerlich verarbeitet, dann aber geht er geradezu magnetisch gezogen wie ein Träumender durch dies Land. Zu ihm gehört der vorhin geschilderte Student und zu ihm gehört Gregorovius. „Der Ather Roms wirkt auf mich wie Champagner. Diese sonnige Himmelsluft bringt zu mir wie aus seligen Fernen“²⁵). „Das Licht dieses Himmels berauscht die Seele wie ein Trank perlenden Weines, man schlürft und atmet es gierig ein, es zehrt die Nebel im Gemüt auf, jene giftigen Dünste, welche in den Nordlandmenschen grundlose Stimmungen erzeugen, Qualen der Einbildung, den Weltschmerz und den verzweifeltsten Humor. Das Licht ist Freude, es entfesselt die Seele, und es setzt sie unmittelbar in Verbindung mit dem Universum wie die Musik. Wenn die Sonne dort unten so recht heiß scheint, so ist es mir immer, als setzten sich Flammen an Seele und Leib wie Fittiche, welche beflügeln und heben“²⁶). Schöner kann man die Wirkung Italiens auf

20) Idyllen S. 32. 35.

21) Siziliana 1861. S. 44/8.

22) Römische Tagebücher 1852 Okt. 4.

23) Ebda. 1854 Mai 9.

24) Ebda. 1855 Dezember 26.

25) Ebda. 1853 Mai 21.

26) Wanderjahre in Italien. Neuausgabe 1938. S. 8.

einen masureisch-ostpreussischen Menschen nicht schildern. Und der Unterschied der beiden Welten wird nirgends deutlicher als in einem berühmt gewordenen Wort: „Es gibt keine Stadt, die so übermütig (Gregorovius braucht das Wort im Sinne von hochmütig) macht als Königsberg, und keine, die so demütig macht als Rom“²⁷⁾.

Es war allerdings nicht Rom, das ihn zuerst packte. Wieder kommt der Ostpreuße zum Vorschein. Es zog ihn nämlich zuerst aufs Meer, und so fuhr er hinüber nach Korsika, seiner alten Jugendliebe getreu. „Korsika entriß mich meinen Bekümmernissen, es reinigte und stärkte mein Gemüt, es befreite mich durch die erste Arbeit, deren Stoff ich der großen Natur und dem Leben selbst abgewonnen hatte“²⁸⁾. Der um innere Klarheit ringende, im Grunde schwere Ostpreuße hat in der wilden Romantik des damals noch kaum bekannten Landes festen Boden gefunden. Sein Korsikabuch, von dem er sagt, es sei eine schöne Jugend darin, Waldluft und Meeresgeruch²⁹⁾, ist trotz aller stoischen Heiterkeit, die ihm dort die Erinnerung an Seneca eingab, soldatischen und kriegerischen Inhaltes: Banditen, Räuber, alte napoleonische Soldaten und Erinnerungen begegnen ihm, und über dem Ganzen liegt die Stimmung der Odyssee. Immer wieder drängt es Gregorovius an das „unfäglich schöne“ Meer, bis er endlich am Abend in einer Kneipe landet und sich mit einem alten Soldaten über Korsikas Geschichte unterhält: „Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Korsikas ausgebracht, und eine Flasche nach der anderen holte der Sbirrenwirt aus der Tasche“³⁰⁾. Dabei enthält das Buch mühelos eingestreut viel wertvolle Forscherarbeit, es ist die erste korsische Geschichte, die wir in Deutschland besitzen.

Dann geht es nach Rom. Als echter Ostpreuße läßt er dabei etwas von seinem harmlosen Aberglauben durchblicken, der ihn nie ganz verlassen hat. „Im Kalender fand ich, daß der 2. Oktober, der Tag meiner Ankunft, dem Angelo Custode geweiht ist. Die Straße, in der ich wohne, heißt Via Felice. Das sind glückliche Omina“³¹⁾. Vor allem nimmt er Träume merkwürdig ernst. „Mir träumte, daß ein Pinienbaum auf meinen Schreibtisch fiel, und da lag alles an der Erde durcheinander. Vielleicht ist der Pinienbaum Cotta“. Als tatsächlich Cotta ein Manuskript ablehnt, schreibt er: „Meine Pläne sind zerstört und jener Traum erfüllt“³²⁾. Am merkwürdigsten masureisch ist aber folgende Aufzeichnung: „Vorgestern träumte mir, daß ich den König von Neapel hoch am Himmel fliegend, an einem Strick festhielt, und er zog so stark, daß ich ihn nicht anhalten konnte. Ich erinnerte mich nachher, daß ich vor vielen Jahren in Königsberg träumte, ich hielt das mittelländische Meer an einem Strick in der Luft, wobei ich große Angst hatte, es möchte herunterfallen und das Land ersäufen. Ich habe niemals so wunderbare Träume gehabt. Eines Nachts sah ich mich im Theater: statt der Schauspieler traten die Stadtmauern Roms auf die Bühne, wo sie einen großartigen Tanz aufführten. Am Ende erschien Iphigenia und hielt eine Rede an mich, der

27) Vgl. König a. a. O. S. 95.

28) Röm. Tagebücher 1852 Sept. 5.

29) Brief an Cotta 1869 Okt. 17.

30) Korsika. Neuauflage 1936 S. 117.

31) Römische Tagebücher 1852 Oktober 4.

32) Edda. 1855 Juli 7.

ich der einzige Zuschauer im Theater war. Ich erinnere mich, daß ich als junger Mensch einmal einen wirklich prophetischen Traum hatte. Vor dem Abiturientenexamen im Gymnasium zu Gumbinnen träumte mir, daß der Professor die Ode *Iustum ac tenacem propositi virum* zu erklären gab. Ich übte sie sofort gut ein. Als ich nun am Tage der Prüfung mit meinen Mitschülern in den Saal ging, sagte ich ihnen, daß und wodurch ich wüßte, welches meine Aufgabe sein werde. Sie lachten mich aus. Der Professor Petreny griff nach dem Horaz und sagte zu mir: Schlagen Sie die Ode auf *Iustum ac tenacem propositi virum*. Die Mitezaminanden sahen mich staunend an und ich bestand sehr glänzend³³⁾. Wer denkt nicht an E. Th. Hoffmann und andere Ostpreußen? Gregorovius selbst faßt das alles zusammen als „das germanische Element des Sehnsüchtigen und Mysteriösen“³⁴⁾.

In den römischen Tagebüchern gibt er anschauliche Schilderungen von Menschen und Ereignissen seines zwanzigjährigen Aufenthaltes in der Stadt. Es ist eine verwirrende Fülle von Gestalten, die zeigt, welche Bedeutung Rom für das deutsche Geistesleben des vergangenen Jahrhunderts hatte: Jakob Burckhardt, Henzen, Cornelius, Bursian, der Graf von Schack, Gerwinus, Giesebrecht und viele andere. Immer bemerkt er es besonders, wenn ihm ein Ostpreuße begegnet.

Freilich zeigt sich hier auch ein negativer Zug. Schon in dem Nachruf im Bursian wird Gregorovius deswegen verurteilt³⁵⁾. Es ist auch kaum verständlich, daß Gregorovius dann, wenn er in Rom einen Größeren trifft, hemmungslos, gehässig und sogar neidisch wird. Seine Bemerkungen über Mommsen und Ranke gehören hierher. Vielleicht kann man diese viel getadelten Stellen aber dadurch verstehen, daß Ranke und Herder ganz ähnliche Züge aufweisen. Wer an Herders Gehässigkeiten gegen Goethe und die Rants gegen Hamann denkt, wird an die Worte von Gregorovius gegen Mommsen oder Ranke erinnert. Der Ostpreuße kann es schwer ertragen, daß einer größer ist, mehr hat, ja sogar schon mehr arbeitet als der andere. Ich habe in Ostpreußen gesehen, daß Freundschaften zwischen Männern zerbrachen, weil der eine nicht ertragen konnte, daß der andere mehr arbeitete als er selbst.

Mit den Italienern versteht sich Gregorovius sehr gut. „Ich machte die Erfahrung, daß Italiener und Deutsche sich sofort gegenseitig anziehen und ein heimisches Gefühl für einander haben“³⁶⁾. Es gab kaum einen Kreis Roms, in dem der gesellschaftlich Gewandte nicht Eingang fand. Vor allem wurde er in dem Hause der schönen und gebildeten Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli heimisch, aber auch die Häuser der Orsini, Perez, Colonna, kurz des gesamten Adels erschlossen sich ihm.

Seine beiden Lebenswerke sind in diesen italienischen Jahren gewachsen, die „Wanderjahre in Italien“ und die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“.

33) Römische Tagebücher 1856 April 6.

34) Ebda. 1856 Mai 10.

35) R. Th. Heigel, F. Gregorovius, in Bursian-Müller, Biogr. Jahrbuch für Altertumskunde 15 (1892). S. 113.

36) Röm. Tageb. 1872 Febr. 10.

Zwischen 1856 und 1877 erschienen die 5 Bände *Wanderjahre*, ohne die man auch heute nicht nach Italien reisen sollte. Es ist unnötig, sie zu charakterisieren, nur einige Stellen mögen zeigen, worin sich der Ostpreuße verrät. Alles bleibt in dieser einzigen schauenden und lauschenden Hingabe an Landschaft und Geschichte zurückhaltend und verhalten, das Ich tritt hinter dem Gegenstand zurück, und nur gelegentlich bricht es durch, dann aber um so elementarer. Wir sehen Gregorovius unablässig wandern, sein Lieblingsbuch, Boethius *Consolatio*, in der Tasche, und sich aus dieser Verfonnenheit heraus ebenso am Landvolk und am Weinberg, am Angeln und am Reiten freuen, wie an der odysseischen Märchenwelt oder der rauhen Geschichte des Mittelalters. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob er auf Heuschobern oder in Schlössern schläft. Die *complexio oppositorum* seines nordischen Gefühlslebens zeigt sich überall, auch das heitere Capri sieht er „wie einen antiken Sarkophag, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken“, „fürchterlich und lieblich zugleich“³⁷⁾. Eine geniale Gegenüberstellung von Augustus und Tiberius mündet in die für Gregorovius bezeichnende Formel aus: „Die menschliche Natur ist so dürrftig organisiert, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann“³⁸⁾. Aber zuletzt bleibt er allen Gefühlsstürmen überlegen. Er ärgert sich über keinen Bettler, sondern erzählt lachend, wie ihn einmal eine ganze Schulklasse mit ihrem Lehrer anbettelt. Wie später Adolf Deißmann entdeckt er als einer der wenigen die anspruchslöse Schönheit des Ulbaums und beschreibt sie ohne Pathos: „So taucht zwischen den Reben der nicht minder graziose Ulbaum auf, mit fein gefaseter, kunstvoll geflochtener Rinde von silbernem Grau und den feinen Blättern, die in dem wechselnden Licht bald wie Silber, bald wie dunkles Erz erglänzen, und gern sieht man ihn über dem Korn hervorragen, für dessen schmackhaftes Brot er das *Ul* verheißt“³⁹⁾. Vor allem hat er stets einen Blick für das Soldatische: „Es war mir interessant genug, wieder national-italienisches Militär zu sehen! Die Napolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militärisch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind“⁴⁰⁾. Wenn ihn einmal „der Ekel packt“, dann flüchtet er sich zeitweise auf eine einsame Mole, um dann doch wieder mit veröhntem Humor in das „komische Theater“ zurückzukehren⁴¹⁾.

In einem aber zeigt sich der ganze Zorn des ostpreußischen Protestanten: in seiner radikalen Ablehnung und Bekämpfung des Katholizismus. Immer wieder werden in den *Wanderjahren* verkommene und bestechliche Mönche und katholische Geistliche gegeißelt. Sie sind „das parasitische Gewächs, das die Lebensentwicklung Neapels hindert“⁴²⁾. „Der wüste Götzendienst erregte mir Ekel“, schreibt er über eine katholische Feier, „Wird dieses heidnische Wesen noch lange fort dauern? Ist es nicht endlich Zeit, diese Religion der Zauberei abzuschaffen? Ich empfand Sehnsucht nach meinem Vater-

37) Capri. Ausg. v. 1868. S. 1.

38) Edda. S. 43.

39) *Wanderjahre in Italien*. Neuauflage v. Dreefen 1938 S. 27.

40) *Siziliana*. 1861. S. 12.

41) Edda. S. 16.

42) Edda. S. 13.

lande⁴³⁾. Klar erkennt er schon 1858: „Die weltliche Macht des Papstes neigt sich dem Ende zu... Man erkennt, daß alle vom Katholizismus beherrschten Länder moralisch und politisch verfallen sind, so Spanien, Österreich und Italien, so vielleicht selbst Frankreich, welches nur ein übertünchtes Grab ist“⁴⁴⁾. Dabei spricht neben den Erfahrungen eine grundsätzliche Stellung mit: „Ein Priester zwischen den Menschen und Gott ist nur wie ein schwarz geräuchertes Glas, wodurch man die Sonne sehen soll“⁴⁵⁾. Dabei kann er durchaus etwa einem lateinischen Hymnus Stimmungsgelalt in der gewohnten ostpreussischen Polarität abgewinnen: er verbreitet „eine mystische Atmosphäre von tiefer Schwermut... und doch wieder etwas Beruhigendes, wie jede harmonische Bewegung der menschlichen Geister, selbst im Schmerz“⁴⁶⁾.

Eine der schönsten Stellen in den Wanderjahren zeigt, welch ungeheurer Gefühlswerte ein Ostpreuße fähig sein kann, wenn die Umwelt ihm den Durchbruch der Gefühle ermöglicht: „Meer, Himmel, Erde tanzt ja hier im Licht und die Seele wird von dem balsamischen Duft der Pflanzen berauscht. Ich warf mich auf die Erde hin an eine Zypresse, ich blickte in die Gärten unter mir und sah den Weinreben zu, wie sie in bacchantischer Lust sich um die Bäume winden, leicht bewegt vom Hauche eines Lüftchens. Sie kamen mir vor wie die schwebenden Bacchantinnen von Pompeji. Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in diesem paradiesischen Grün, auf dem Rücken liegend. Es ist eitel Bacchusdienst umher, die Seele wogt vor Lust in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrsosstabe; von der Erde weg schwingt sie sich, hebt sich über sich, wird ganz eine losgelöste Existenz, ein Tauchzen schwebender Lust... Ich begreife hier, warum die meisten Vasen Campaniens bacchische Vorstellungen enthalten“⁴⁷⁾. Aber nun kommt das ostpreussische Ende: „Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem christlich gewöhnten Gemüt, daß die höchsten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmut stimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen, Schweizer Soldaten saßen und zechten vor einer Strohschenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Nicita, Procida und Ischia. Ich blieb vor diesem Schauspiel hingerissen stehen. Ein gemeiner Schweizer Soldat hatte sich zu mir gesellt und sagte plötzlich, auf dieses Paradies weisend, in wehmütigem Ton: „Ach, es ischt zu schön, es macht ganz traurig“⁴⁸⁾. In der „Einsamkeit unter Wundern der Natur“⁴⁹⁾ aber findet sich allein für ihn die Lösung dieser oft unerträglichen Spannung. Denn immer wieder bricht die düstere melancholisch-masurische Art durch. So kann er schon 1858 aus Rom an den preussischen Gesandten und späteren Staatssekretär von Chile schreiben: „Das beste, was mir Rom außer den Studien gab, fand ich einzig in Ihrem Hause... Das Leben ist für mich ziemlich kalt

43) Röm. Tageb. 1859 Okt. 4.

44) Ebda. 1858 Juni 10.

45) Ebda. 1855 August 11.

46) Wanderjahre a. a. O. S. 39 f.

47) Sizilliana. 1861. S. 27 f.

48) Ebda. S. 28.

49) Capri a. a. O. Vorwort.

und leer, und das Wohlwollen edler Menschen mir deshalb ein doppeltes Labfal⁵⁰⁾.

Doch auch die ostpreussische Nüchternheit fehlt nie ganz und führt aus der sobria ebrietas der Gefühle immer wieder in die Wirklichkeit des Lebens hinein. Es ist fast ergötlich zu sehen, wie mitten in einer begeisterten Schilderung der Gegend um die Porta Maggiore eine nüchterne, verständnisvolle Lobrede auf den neu eröffneten ersten Bahnhof von Rom eingeschoben wird: „Seine unansehnlichen Gebäude verstecken sich an den gigantischen Bogen der alten claudischen Wasserleitung. Es ist, als scheute sich die modernste Erfindung der Kultur neben diesen riesigen Ruinen des Römertums aufzutreten, welche sie doch an Genie so weit überragt, daß sie ein Plinius und Trajan mit demselben Erstaunen würde betrachtet haben, mit dem heute ein Schafhirt Latiums eine schnaubende Lokomotive fortrennen sieht⁵¹⁾. Und der antike Mensch Gregorovius kann sich wie ein Kind über die seiner Meinung nach schönste Eisenbahnstrecke der Welt, die von Neapel nach Pompeji, freuen und jammert nie in falscher Romantik über die störende Technik. Übrigens zeigt der erhaltene Briefwechsel mit Cotta, daß Gregorovius echt ostpreussisch auch ein guter Geschäftsmann war!⁵²⁾.

Immer wieder begegnen in den Wanderjahren endlich Vergleiche mit Ostpreußen, besonders in den Idyllen vom latinischen Ufer⁵³⁾, das er der Gegend von Neukuhren, Wangen und Sassen gleichstellt, nur daß sich die baltische zur lateinischen Küste verhält wie ein „naturfrisches Volkslied zu einer klassischen Idylle des Theofrit“. Sein hohes Zimmer mit dem Kreuzgewölbe auf dem Monte Casino erinnert ihn an sein „väterliches Schloß in Meidenburg⁵⁴⁾.

Zwischen 1859 und 1873 entstand sein eigentliches Lebenswerk, die achtbändige Geschichte der Stadt Rom. Den entscheidenden Augenblick des Entschlusses zu seiner Arbeit beschreibt er dramatisch, er läßt wieder die intuitive Art masurischen Gefühlslebens erkennen. Auf einer Tiberbrücke steht Gregorovius gegenüber Hadrians Grabmal. Wer diesen alten Blick vor der törichten Freilegung der Peterskirche noch gekannt hat, wird die Wucht des Eindruckes voll empfinden können. In den letzten Jahren ist er freilich völlig zerstört worden. Im Angesicht dieses Bauwerkes, das Antike und Mittelalter eng verbindet, kommt Gregorovius der Gedanke, die Geschichte der Stadt zu schreiben⁵⁵⁾.

Wieder lohnt es sich, den Beziehungen dieses viel gelesenen und viel geliebten Buches zum Ostpreussischen einmal nachzugehen. Sie zeigen sich vor allem in der Verbindung des deutschen Gelehrten mit dem antiken Menschen und dem ostpreussischen Protestanten. Das Buch ist seiner Tendenz nach schroff antipäpstlich, und der Vatikan hat entsprechend reagiert, als er es auf den Index setzte und der päpstliche Archivar Theiner sogar der deutschen Buchhandlung in Rom bei schärfster Boykottandrohung persönlich den

50) Hönig S. 121.

51) Wanderjahre a. a. O. S. 12 f.

52) Vgl. die Briefe Hönig S. 218, 220, 222 f., 227, 233, 292 f., 300, 306, 308 f., 313 f., 316 f.

53) Vgl. dazu Röm. Tageb. 1854 Dft. 3.

54) Röm. Tageb. 1859 Dft. 13.

55) Ebda. 1854 Dft. 3; 1856 Jan. 7. Der Ort ist nicht völlig klar.

Verkauf unterfagte⁵⁶⁾. Aber das neue königliche Rom verlieh dem „keterischen Protestant“, wie sich Gregorovius gern selbst nannte, dem Papst zum Trotz als erstem Nichtkatholiken 1876 seine höchste Würde, den einzigen Titel, den Gregorovius selbst trug und mit dem er sich stolz unterschreibt: Civis Romanus. Gregorovius schildert mit starken Gefühlsbeteiligungen schonungslos die Zerstörung Roms durch eine Reihe von Päpsten. Er stellt fest: die Barbaren, Goten wie Vandalen, schonten die antike Stadt, die Päpste haben sie vernichtet. Dazu kommt sein Zorn auf den politischen Katholizismus und die Herrschaftsansprüche des Papsttums, seine Abneigung gegen „kirchlichen Fanatismus, Schwärmerei oder gar Pfaffenherrschaft“⁵⁷⁾, sein „ghibellinisches“ Triumphgefühl bei jedem deutschen Sieg über den Papst von der Völkerwanderung bis zur Reformation und die immer wieder ausgesprochene Hoffnung auf die endgültige Beseitigung der päpstlichen Institution. Hier liegt die politische Bedeutung des Buches, die zu sehr übersehen ist: es bereitete bei den Gebildeten Roms, insbesondere auch beim römischen Adel, die Stimmung für die Eingliederung Roms in das neue italienische Reich vor; wenn Rom und nicht Neapel oder Turin die Hauptstadt des Impero wurde, so hat auch der Ostpreuße Gregorovius ein nicht zu unterschätzendes Verdienst daran.

Ostpreußisch ist an dem Werk auch die zähe Arbeitsleistung. Es gibt kein italienisches Archiv, das Gregorovius nicht besucht und durchforscht hätte, und in der Kenntnis der Baudenkmäler galt er selbst den Römern als Autorität, wie Heigel bezeugt. „Rom ist der Dämon, mit welchem ich ringe. Wenn ich siegreich den Kampf bestehe, d. h. wenn ich dies überwältigende Weltwesen zu einem Objekt der durchdringenden Betrachtung und der künstlerischen Behandlung für mich selbst bezwinge, dann werde ich auch ein Triumphator sein“⁵⁸⁾. Diese Verbindung von Stolz und Demut ist wieder ein bezeichnender Charakterzug des Menschen Gregorovius.

Dabei ist sich der Ostpreuße auch seiner deutschen Aufgabe in dem Werke voll bewußt. „Wird man es deshalb vermessen nennen, wenn ein Nicht Römer, ein Deutscher — Gregorovius hat sich längst vor der Einigung Deutschlands ständig so bezeichnet — sich an dieses vermessene Unternehmen macht? Ich fürchte es nicht; nicht allein weil die Wissenschaft ein freies Gebiet ist, sondern auch weil neben den Römern und Italienern kein anderes Volk einen näheren und gleich nationalen Bezug auf die Geschichte Roms im Mittelalter hat als das deutsche“⁵⁹⁾. „Rom ist ein unverlöschlicher Ruhmestitel für die deutsche Nation, die mittelalterliche Geschichte der Stadt ein unzertrennlicher Bestandteil der Geschichte Deutschlands selbst“⁶⁰⁾. Gewiß ist das Buch oft feuilletonistisch, aber das gleicht es wieder aus durch seinen unerhörten Ideenreichtum und seine Dramatik. Gewiß kann es sich trotz Gregorovius höherer Meinung nicht mit Mommsens Römischer Geschichte und Ranke's Pappgeschichte in eine Linie stellen, und doch ist es eins der großen

56) Ebda. 1863 Febr. 1.

57) Vgl. Korsika. Neudruck 1936 S. 57.

58) Röm. Tageb. 1856 April 30.

59) Geschichte der Stadt Rom I. Neudruck 1910. S. 3.

60) Ebda. S. 4.

monumentalen Werke deutscher Geschichtsschau. Freilich wird man auch in ihm nicht den leisen melancholischen Zug des Masuren überhören: Poggios *Historia de varietate fortunae* ist sein Ausgangspunkt, und der Wechsel der Tyche ist im ganzen Werk immer bis in seine tiefsten Wurzeln hinein durchlebt.

Noch stärker kommt diese Schwermut in dem wahrhaft klassischen Schriftchen „Die Grabdenkmäler der Päpste“ zum Ausdruck, von dem Gregorovius selbst bekennt, daß er es in Stunden geschrieben habe, „in denen das menschliche Gemüt der Geist der Schwermut überkommt und sich dadurch von den Toten zu befreien sucht“. Es endet bezeichnenderweise mit dem alten Orakel über den Untergang des Papsttums und Roms ums Jahr 2000 und mit dem echt masurischen Satz: „Das Kolosseum, der Sankt Peter, Rom, die Welt, sie alle werden einmal untergehen.“ Es ist dieselbe Stimmung, die schon 1858 aus dem reichlich sentimentalen Epos *Euphorion* entgegenklingt: „Staedte versinken und Völker, es fallen die Werke der Menschen.“

1860 trieb es Gregorovius wieder einmal nach Ostpreußen, mit dem er durch Briefwechsel und Freunde stets verbunden geblieben war. Das Itinerar dieser Ostpreußenreise läßt sich leicht zusammensstellen: 3. VIII. Abreise von Berlin, 4.—14. VIII. Danzig, 14.—22. VIII. Königsberg, 22.—27. VIII. Insterburg, 27.—28. VIII. Gumbinnen, 28.—29. VIII. Goldap, 29. VIII. bis 2. IX. Nordenthal, 2. IX. Stadauern, 3.—4. IX. Goldap, 4.—5. IX. Insterburg, 5.—8. IX. Schippenbeil, 9.—15. IX. Insterburg, 15.—22. IX. Königsberg. Noch auf der Anreise freut er sich in Biberach darüber, daß er den ersten Storch wiedersehrt⁶¹⁾. In Dirschau trifft er seine beiden Brüder auf dem Bahnhof: „So sahen wir uns nach 8 Jahren wieder, und ich habe den schönsten Tag meiner Heimkehr erlebt“⁶²⁾. Seine noch in Rom vor der Abreise geäußerte Sehnsucht hatte sich erfüllt: „Nach 8 Jahren des Wanderns und schwerer Lebenskämpfe werde ich das Vaterland wiedersehen“⁶³⁾. Aus Danzig schreibt er dann ausführlich über sein Verhältnis zur Heimat und zu Italien: „Sie wissen, nach langen Jahren, die ich in Rom meinen Studien widmete, trieb mich die Sehnsucht in mein Vaterland; ich habe die traute Heimat wiedergesehen, und ich darf sie ruhiger verlassen, um an meine römische Arbeit zurückzukehren . . . Wie Sie die Neugestaltung Italiens ersehnen, so fühlen Sie auch das tiefe Bedürfnis meines Vaterlandes, die unheilvolle Zerspaltung, die schlimme Erbschaft des Mittelalters und die jüngeren politischen Künste auszutilgen. Könnte ich Ihnen nur sagen, daß ich meine Heimat dem schönsten Ziele wirklich nahegerückt wiederfand! Doch unsere glückliche deutsche Zeit ist noch nicht gekommen. Wir freilich fühlen alle, daß sie kommen wird und muß, aber mein Vaterland wird seine Einheit nicht auf jenen Wegen suchen, welche einzuschlagen Machiavelli dem Cesare Borgia geraten hat . . . Nächst meinem Vaterlande verehere ich die italienische Erde mit der wärmsten Liebe, und mein Schmerz würde groß sein, sollte der jetzige nationale Aufschwung auch nur eine jener Fata Morgana sein, durch welche unser in der Irre wanderndes Menschengeschlecht getäuscht zu werden

61) Röm. Tagebücher. 1860 Juli 25.

62) Ebda. 1860 August 6.

63) Ebda. Juni 26.

gewohnt ist . . . Ich datiere diesen Brief voll Freude aus einer der altertümlichsten und schönsten Städte des Nordens⁶⁴). Er geht wieder die alten Wege seiner Kindheit, und aus dem wenig veränderten Garten seines Onkels in Gumbinnen, dessen Grab er pflegt, schreibt er: „So hat mich nicht Pompeji bewegt, als es dieser Garten meiner Jugendspiele tat“⁶⁵). Er besucht das Geburtsdorf seines Vaters⁶⁶) und schaut besinnlich zurück: „Von meines Vaters Welt wankt leise nur noch ein Schatten, doch auch in ihm ist noch Wärme genug“⁶⁷), und: „Manchmal dringt die Stimme der Vergangenheit zu mir, wie im Rauschen des Juditter Waldes“⁶⁸). Aber er ist auch kritischer geworden. In Schippenbeil „erschreckt“ ihn die „enge und dumpfe Welt“⁶⁹), und Goldap nennt er ein „Nest. . . über dessen triste Erscheinung in einer menschenöden Wüste ich noch oftmals nachdenke“⁷⁰).

Im nächsten Jahrzehnt nimmt er mit stärkster Leidenschaftlichkeit an den beiden großen politischen Ereignissen, der Einung Italiens und der Einung Deutschlands teil. 1861 spricht er als Neujahrswunsch aus: Das neue Jahr „gebe Italien die Freiheit und meinem Vaterlande die einige Kraft“⁷¹). Bei seinem Besuch in Straßburg 1860 schmerzt ihn die französische Herrschaft aufs tiefste⁷²). Schon 1859 sieht er „in die Hände Preußens das Wohl und Wehe des Vaterlandes gelegt“⁷³). 1870 hält es ihn nicht in Rom, er fährt nach Deutschland, um den Ereignissen näher zu sein, und wir besitzen von ihm ein reizvolles Kriegstagebuch, das seine echte innere Begeisterung an dem Geschehen zum Ausdruck bringt⁷⁴). Am 30. September ist er in Straßburg und erlebt begeistert den Einzug der deutschen Truppen. Von da fährt er mit einem Passierschein ins Lager des 1. Armeekorps vor Metz, um seinen Bruder zu sehen. Er freut sich, daß man schon hinter der Front sofort die elsässischen und lothringischen Namen verdeutscht hat; er begeistert sich für „das bewundernswürdige Werk preußischer Tatkraft“, die von den Eisenbahnpionieren in 40 Tagen gebaute Bahn Remilly-Pont à Mousson. Durch das Gewirr der Lager dringt er vor bis zur 2. Fußabteilung der ostpreußischen Feldartillerie. Das Wiedersehen der beiden Brüder mitten im Kanonendonner ist sehr herzlich. Dann beschreibt er die Quartiere der „tapferen Kinder Ostpreußens“ und lobt die ritterliche Art, in der der deutsche Sieger mit der Bevölkerung umgeht. Auch über die Zukunft macht er sich Gedanken: „Der deutsch redende Teil des Landes (Lothringen) wird sich ohne allzu lange und schwere Mühe wieder in das große Mutterland einfügen wie Deutsch-Elsaß, und dies trotz aller Doktrinen idealistisch übertriebener Weltbürgerei. Gründen wir Deutschen nur zuerst unsere nationale Familie, ziehen wir unsere deutschen Grenzen, wehren wir dem ruhelosen Feinde für immer, die feindigen

64) Siziliana. 1861. Vorwort.

65) Röm. Tageb. 1860 Aug. 31.

66) Ebda. 1860 Sept. 14.

67) Ebda. 1860 Aug. 31.

68) Ebda. 1860 Aug. 19.

69) Ebda. 1860. Sept. 14.

70) Brief an Voetius, abgedr. bei König S. 240.

71) Röm. Tageb. 1860 Dez. 31.

72) Ebda. 1860 Okt. 5.

73) Ebda. 1859 Juni 26.

74) Fünf Tage vor Metz: Kleine Schriften II. 1888. S. 195—234.

nochmals mitten durch unser eigenes Land zu ziehen. Seien wir heute erst Männer unseres Vaterlandes⁷⁵⁾). Jede ostpreußische Besonderheit erfreut ihn: „Die Regimentsbande der 43er führt noch den vor die Pauke gespannten Hund mit sich, welchen sie von den Oesterreichern bei Königgrätz erbeuteten. Dieses starke und kluge Tier heißt Sultan. Nach beendigtem Spiel schritt er stolz mit seiner Pauke einher und wurde von manchem Soldaten geliebkost⁷⁶⁾). Echt ostpreußisch erfreut ihn das ostpreußische Essen und Trinken: „In Cheuby langten eines Tages Herren aus Königsberg an, welche Gaben von dort herbrachten, und so konnte ich nach langer Abwesenheit von meinem Geburtslande im Angesichte von Mez wieder Bier aus Königsberg trinken oder Käse aus der fetten Niederung Elbings essen⁷⁷⁾). Obwohl selbst unsoldatisch, hat er doch Blick für das ostpreußische Soldatentum: „In allen diesen Orten an der Vorpostenkette fand ich Truppen meines Geburtslandes Ostpreußen, Braunsberger Jäger, Dragoner aus Silsit, Königsberger Infanterie, selbst polnisch redende Masuren. Es war eine Freude, diese kräftigen Gestalten zu betrachten. Einem geübten Blick wird sofort der preußische Soldat unter anderem durch seine militärische Haltung kenntlich. Sein ganzes Wesen ist ernste Entschlossenheit. Diese harten Naturen, in denen die preußische Tradition vom Großen Kurfürsten und dem alten Fritz her fortlebt, haben eine männliche Disziplin, die ans Antike erinnert. Als die modernen Spartaner hat sie jetzt Frankreich und Europa kennengelernt. Sie sind Menschen des Kantischen Pflichtgesetzes und des kategorischen Imperativs. . . Was wäre unser Vaterland heute ohne diesen ehernen Schild Preußens, hinter welchem es sich seit den Befreiungskriegen wieder gesammelt und geeinigt hat. Ohne Frage die Beute von Franzosen und Slaven⁷⁸⁾). Beim Friedensschluß hält er in der deutschen Kolonie in Rom die Festsrede, die auf den Ton gestimmt war: „Es ist der Welt nun sonnenklar, wie gerecht und sittlich der Sieg Deutschlands gewesen ist⁷⁹⁾). Und begeistert schreibt er 1871 an einen jungen Freund: „Ich preise alle diejenigen glücklich, welche in diesen großen Zeiten noch jung sind, wie Sie, und frisch und froh in die große Zukunft hineinstreben⁸⁰⁾).

Aber ebenso begeistert erlebt er die endgültige Einung Italiens und den Sturz des Papsttums, wobei er sich klar bewußt ist, daß dieser auch in der Hauptsache Deutschland zu verdanken ist. Am Einzugstag Vittorio Emanuele in Rom schreibt er: „Der heutige Tag ist der Abschluß der tausendjährigen Papstherrschaft in Rom. Wenn wir Deutschen nicht die französische Macht zertrümmert hätten, dann wäre Vittorio Emanuele heute nicht in Rom eingezogen. Die italienische Nation . . . empfing ihre Zukunft aus der Hand auch des neuen deutschen Nationalreiches⁸¹⁾).

1874 hat er ostpreußischen Besuch, sein Bruder macht mit ihm eine Reise durch Süditalien. Unterwegs suchen sie die deutschen Kolonien auf.

75) Ebda. S. 207.

76) Ebda. S. 213.

77) Ebda. S. 215.

78) Ebda. S. 217 f.

79) Röm. Tageb. 1871 April 9.

80) Brief an Rühl. 1871 Mai 14 König S. 300.

81) Röm. Tageb. 1871 Juli 2.

Wenn man die Tätigkeit von Gregorovius in und für die deutschen Kolonien in Italien erwägt, wird man nicht den Vorwurf des Italienisierens so leichtfertig gegen ihn erheben, wie er oft erhoben wird. Immer hat sich Gregorovius in Italien als Deutscher gefühlt:

„Wir schließen froh auch unsern Reigen
Im welschen Land von deutscher Treu die Zeugen,
Das deutsche Vaterland, es ist auch hier“⁸²⁾,

dichtet er zur Jahrhundertfeier von Schillers Geburtstag in Rom.

Schon 1870 denkt er endgültig an Rückkehr nach Deutschland: „Da meine Arbeit für mich endet, blüht Rom für mich ab. Wohl, Rom verlassen, heißt für mich von meinem wahren Leben Abschied nehmen. Doch diese Epoche schließt sich einmal“⁸³⁾. Eine Zeitlang dachte er daran, nach Ostpreußen zu gehen, aber er entschloß sich nicht dazu, weil er wußte, daß er der Welt des Mittelmeeres schließlich doch verfallen war. Berufungen lehnte er ab, wieder mit einer echt ostpreussischen Begründung: „Ich war nie in irgendeinem Dienst. Meine Natur erträgt das nicht. Ich verdanke alles mir selbst, und ich will frei bleiben, diese Unabhängigkeit ist mein einziges Gut“⁸⁴⁾. So wählte er München, wo er in dem Grafen Schack einen guten, persönlichen Freund besaß und als Mitglied der bayrischen Akademie auch einen wissenschaftlichen Freundeskreis zu finden hoffte, obwohl er in der Stadt „Phantastie, Vornehmheit und Grazie vermißt“⁸⁵⁾. Am letzten Tage seines römischen Aufenthaltes bricht noch einmal sein ganzer Stolz durch: „Meine Mission in Rom ist beendet. Ich war hier ein Botschafter in bescheidenster Form, doch vielleicht in einem höheren Sinne als diplomatische Minister... Ich schuf, was noch nicht da war, ich klärte 11 dunkle Jahrhunderte der Stadt auf und gab den Römern die Geschichte ihres Mittelalters. Das ist mein Denkmal hier“⁸⁶⁾. Im übrigen dachte Gregorovius schon 1862 einmal daran, nach Vollendung der Geschichte Roms „ins Vaterland zurückzukehren“⁸⁷⁾, denn „einst will ich doch wieder unter meinem Volke leben“⁸⁸⁾.

In München lebte Gregorovius sehr zurückgezogen, nur mit seinem Bruder, dem Offizier, und einer Stiefschwester zusammen. Geheiratet hat er nie, die Begründung dafür gibt er in einem echt ostpreussischen Bild: „Das eheliche Glück erscheint dem Menschen nur selten in Gestalt eines Seraphs, alltäglich aber in Gestalt eines Unteroffiziers im Weiberrock“⁸⁹⁾. Dagegen ist er ein großer Freund der Kinder, mit denen er stundenlang spielen kann. „Die deutschen Kirchhöfe und die deutschen Kinder sind es, welche am schönsten die unendliche Seelengüte unseres Volkes offenbaren“⁹⁰⁾. Mit Ostpreußen verbindet ihn in diesen Jahren besonders die Freundschaft mit dem Königsberger Historiker Franz Rühl, der auch das Register zur Geschichte

82) abgedr. bei König S. 163.

83) Heigel S. 110.

84) Röm. Tageb. 1863 Aug. 7.

85) Röm. Tageb. 1862 Sept. 8.

86) Ebda. 1874 Juli 14.

87) Brief an Cotta. 1862 Dez. 31. König S. 252.

88) Röm. Tageb. 1862 Sept. 12.

89) Brief an seinen Bruder. 1844 Jan. 19. König S. 72.

90) Röm. Tageb. 1862 Sept. 3.

Roms verfaßte. Die beiden Frauenbiographien, die er in München schrieb, die der Lukrezia Borgia und die der Kaiserin Eudokia sind trotz wertvoller Quellenbelege dem alten Junggesellen doch nicht recht geglückt. Persönlicher ist die Münchener Akademiebehandlung: „Der Bericht des Ambrosius von Gumpenberg über die Eroberung Roms durch Karl V.“, den er einem Manuskript der Münchener Staatsbibliothek entnahm⁹¹⁾. In dem bairischen Edelmann Gumpenberg sah er eine Art Vorläufer, denn auch er war „als junger, mittelloser Glücksritter“ nach Rom gegangen und hatte nach seinem Aufstieg dort das römische Bürgerrecht als Deutscher erhalten. Vor allem reizt ihn wieder das Motiv des deutschen Sieges über den Papst. Daß die Abhandlung gerade in der Kulturkampfzeit in München erschien, war zugleich ein tapferes Bekenntnis zu Bismarck und ist auch als solches verstanden worden. Sie enthält wieder scharfe Sätze gegen den Katholizismus: „Unser von der römischen Kurie so schamlos ausgebeutetes Vaterland“⁹²⁾ hat endlich in einem zweifachen Krieg sich vom Papst befreit, „in dem politischen unter der Führung des Kaisers, dem moralischen und deshalb wahrhaft nationalen unter der Führung Luthers“⁹³⁾. „Zum Verderben Deutschlands und Ostreichs“ hat aber die habsburgische Dynastie am Papsttum „hartnäckig festgehalten“⁹⁴⁾.

Mit der nationalen Haltung verbindet er auch in München den weltweiten Blick. Das zeigt sich bei der Herausgabe der Humboldtbriefe. Schon 30 Jahre früher hatte er sich herzlich gefreut, bei einem armen, verbannten Florentiner in Korsika die Werke Humboldts zu finden, und 1859 einen Zollbeamten in Isola zu treffen, der nach Humboldt fragt und nichts von Horaz weiß⁹⁵⁾. Das Humboldtsche Humanitätsideal hat er sich mit zunehmendem Alter immer mehr zu eigen gemacht.

Aber der Drang nach dem Süden hielt auch in München an. Jahr um Jahr reiste er in die Mittelmeerwelt, allerdings hat jetzt sein Reisen nicht mehr die feste und sichere Ruhe, die einst seine Wanderungen in Italien hatten. Es mag sein, daß der sinnensfreudige und schönheitsdurstige Ostpreuze bei dem herannahenden Alter noch so viel wie möglich in sich aufnehmen wollte, jedenfalls zeigen seine letzten Reisebeschreibungen etwas Flüchtiges, geradezu Nervöses, das mit der sonst so ausgeglichenen Ruhe schlecht zusammenstimmt. Kleinasien, Griechenland, Persien und Ägypten besucht er noch, aber nirgends findet sich die beschauliche Tiefe und liebevolle Schau der Wanderjahre in Italien wieder. Auch die Hauptfrucht dieser Jahre, die zwei Bände der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelmeer“, ist im Grunde nur ein Fragment, nicht nur wegen des viel weniger umfangreichen Materials, das Gregorovius zur Verfügung stand und der viel zu stark benutzten sekundären Quellen, sondern auch einfach deshalb, weil er sich nie ganz in die völlig andersgeartete byzantinische Welt einleben konnte. Man kann eine Geschichte Athens nicht mit den gleichen Methoden oder gar mit derselben seelischen

91) Sitzungsb. Bayr. Akademie. Phil. Hist. Kl. 1877.

92) Ebda. S. 334.

93) Ebda. S. 345.

94) Ebda. S. 354.

95) Röm. Tageb. 1859 Okt. 6.

Haltung schreiben wie eine Geschichte Roms. Einen guten Blick hat er aber für die vielen Querverbindungen zwischen West und Ost. Aber wir stehen wieder da, wo der Ostpreuße seine eigene Grenze nicht kennt oder nicht anerkennen will.

Noch ein letztes typisches Dokument besitzen wir von dem Alternden: seine Festrede in der Bayerischen Akademie 1890: „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.“ Die Schrift enthält viel Falsches, aber auch große Sichten. Auf der einen Seite vertritt sie den Leibnizschen und Humboldtschen Humanitätsgedanken, auf der anderen aber spricht der nationale Ostpreuße: „Nach dem Zusammenbruch der antiken Welt bringt die hohe Bildungsfähigkeit der Germanen eine neue Welt. Ihre Grundprinzipien sind Ehr- und Pflichtgefühl, Mannesstolz, Heldensinn, Tatendurst, das aristokratische Gesellschaftsprinzip der freien Persönlichkeit“. Diese Entwicklungsgeschichte erhält ihren Höhepunkt in der deutschen Reformation, während „unser Bruderstamm im ruhmvollen Österreich die Kultur Europas wie der Löwe Venedigs das Mittelmeer schützte“. Die Gegenreformation bedeutet den Zusammenbruch, „aber im Nordosten Deutschlands wurde der unbemerkte Keim unseres heutigen deutschen Nationalreiches gelegt“. Dann spricht er geradezu aktuell über Rußland. Rußland, das „halb asiatisches Zarenreich“, hat „keine Mission in Europa“. „Dem Druck des slavischen Despotenreiches kann aber das Abendland nur durch die vereinigte Kraft seiner Nationalstaaten widerstehen“. So hat er bereits 1858 gedacht: „Rußland ist ein halb mongolisches Wesen, ohne Genie und Tatkraft. Der Deutschenhaß dort fließt aus dem Bewußtsein der geistigen Abhängigkeit vom Germanentum, vielleicht aus der instinktiven Ahnung eines bevorstehenden Zusammenstoßes mit Deutschland, wenn dieses ein einiges Reich geworden sein wird“⁹⁶). Darum begeistert er sich auch für das Baltendeutschtum, so schreibt er an Rühl vor dessen Abreise nach Dorpat: „Es wird doch von hohem Interesse für Sie sein, jene in Rußland jetzt stark bedrohten deutschen Elemente kennenzulernen und eine Anschauung über die Bindemittel zwischen ihnen und dem Mutterlande zu gewinnen. . . Ich kenne viele herrliche Menschen aus jenen Ostprovinzen. . . Das Deutschum wird dort stark betont, und wer weiß, in welchen neuen geschichtlichen Weg diese Provinzen in der Folgezeit noch eintreten werden“⁹⁷).

Am 1. Mai 1891 starb Gregorovius in München. Noch vor seinem Tode gedachte er seiner ostpreußischen Heimat, indem er der Stadt Neidenburg sein großes Vermögen zur Erziehung armer Kinder vermachte⁹⁸). Seine Asche, die zwar nach seinem Wunsch in alle Winde zerstreut werden sollte — ein letzter romantischer Zug⁹⁹) — wurde doch nach Neidenburg gebracht.

⁹⁶) Röm. Tageb. 1858 Juni 10.

⁹⁷) Brief an Rühl. 1872 Aug. 4. Sönig S. 322 f.

⁹⁸) Sönig S. 179.

⁹⁹) Ebda.

Karl Rafiske zum Gedächtnis.

Von Heinz Göring.

Am 24. November 1941 ist als Führer eines Spähtrupps der Dozent für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Königsberg (Dr) Dr. phil. habil. Karl Rafiske vor Leningrad gefallen. Ein junger Historiker ist damit vor dem Feinde geblieben, der als Wissenschaftler, Universitätslehrer und Mensch in gleicher Weise von allen, die ihn kannten, aufrichtig betrauert wird.

Karl Rafiske wurde am 16. Dezember 1909 in Baldenburg, Kreis Schlochau, geboren. Nach der Ablegung der Reifeprüfung Ostern 1929 studierte er seit dem SS. 1929 in Marburg und Königsberg (Dr) Geschichte, Germanistik und Religionswissenschaft schon frühzeitig mit dem Ziel, Hochschullehrer zu werden. Als Schüler von Prof. Dr. Baethgen, von dessen ihm zu Teil gewordener richtungweisender Förderung und methodischer Schulung er stets nur mit größter Verehrung sprach, promovierte er am 21. Dezember 1933 mit seiner Dissertation: „Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410“¹⁾. Seine Doktorarbeit stellt den ersten Teil seiner grundlegenden Untersuchungen zur mittelalterlichen Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte des Ordenslandes Preußen dar, deren weitere Teile er im Jahre 1937 als Habilitationsschrift vorlegte: von ihnen ist bisher „Das Deutsche Siedlungswerk des Mittelalters in Pommerellen“²⁾ im Druck erschienen. Den abschließenden Band „Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte Pommerellens im Mittelalter“ konnte Rafiske noch im September 1941, kurz vor seinem letzten Fronteinsatz überarbeiten und endgültig fertigstellen. Am 22. 11. 1938 wurde er zum Dozenten für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Königsberg (Dr) ernannt; doch schon vorher hatte er seine Lehrtätigkeit aufgenommen. So hielt er bereits 1937 Übungen am Historischen Seminar und wirkte als Lehrer für Geschichte bei der Langemarf-Stiftung.

Neben seinen Forschungen zur Geschichte des Ordenslandes und zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation galt das besondere Interesse Rafiske's dem Anteil der süddeutschen Stämme an der mittelalterlichen Reichs- und Italienpolitik. In seiner öffentlichen Antrittsvorlesung (29. 1. 1938) über das Thema „Schwaben und das Reich“ deutete er die ihn bewegenden Fragen erstmalig an. Eine größere Untersuchung aus diesem Fragenkomplex über die frühmittelalterlichen Beziehungen Deutschlands und Italiens, die er als Ertrag seiner Tätigkeit am Deutschen Historischen Institut in Rom (April 1938 bis Juli 1939) in die Heimat mitbrachte, hat er leider nicht mehr abschließen können.

1) Schriften der Hist. Kommission für ost- und westpreuß. Landesforschung, Bd. 5, Kgb. 1934.
2) Desgl. Bd. 6, Kgb. 1938.

Nach der Teilnahme am Westfeldzug — seine Einheit war beim Kampf um die Maginotlinie eingesetzt — wurde er einige Monate für seine Lehrtätigkeit beurlaubt; diese Zeit war jedoch mit anderer Arbeit, wie der letzten Durchsicht seiner „Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte Pommerns im Mittelalter“ und der Niederschrift seiner gedankenreichen Studie über „Das Wesen der ostdeutschen Kolonisation“³⁾ überreichlich ausgefüllt. Als ich im September 1941 das Glück hatte, ihn kurz vor seinem letzten Fronteinsatz im Osten wenige Stunden zu sprechen, da drehten sich seine Gedanken nur um diese in Rom begonnenen Untersuchungen, und er war fest davon überzeugt, daß es ihm bald möglich sein würde, sie vollenden zu können. Das Schicksal hatte es anders gewollt. Am 24. November 1941 fiel Karl Rafisze als Feldwebel bei einem Spähtruppunternehmen einer heimtückisch gelegten sowjetischen Bodemine zum Opfer.

Das Bild des Historikers Rafisze wird daher immer entscheidend durch seine grundlegenden und weitgespannten Arbeiten zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte des Ordenslandes Preußen und zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation bestimmt bleiben.

Der heimatliche, durch das Werk des Deutschen Ordens geformte ostdeutsche Kolonialboden, das Erlebnis deutschen Grenzlandschicksals diesseits und jenseits der Grenzen in der Zeit nach dem Diktat von Versailles in unmittelbarer Nähe seiner Vaterstadt und die Anregungen, die er schon als Schüler von dem verdienten Historiker seiner engeren Heimat, Paul Panske, erhalten hatte, sind die Wurzeln, aus denen seine Lebensarbeit erwachsen ist. Der Geschichte des Deutschen Ordens und der ostdeutschen Kolonisation und dem Schicksal deutscher Arbeit jenseits der Reichsgrenzen ist seine Lebensarbeit gewidmet gewesen von der Dissertation bis zum Torso gebliebenen, nachgelassenen Manuskript.

Mit seiner Dissertation: „Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens . . .“ hat Rafisze zum erstenmal siedlungsgeschichtliche Untersuchungen für das ganze oder doch für entscheidende Teile des Ordensgebietes in einem größeren Zeitabschnitt durchgeführt und dabei die Grundzüge herausgearbeitet, die den Orden bei der Durchführung seines Siedelwerkes geleitet haben. „Der Orden hat sich der Siedlung als des vornehmsten Mittels zur Festigung und Behauptung seines Staates bedient.“ Die Dorfsiedlung östlich der Weichsel nach dem großen Preußenaufstand hatte den Sinn, „auf dem flachen Lande feste geschlossene Gruppen bäuerlicher Siedlung zu schaffen und sich damit eine zahlenmäßig bedeutendere deutschbestimmte Bevölkerungsgrundlage zu bilden“, während die spätere siedlerische Erschließung der sogenannten „Wildnis“ der Sicherung des Ordensstaates nach außen hin galt. Das Geheimnis dieser Siedlung und ihres entscheidenden Erfolges ist in der zentralen Leitung des Siedelwerkes durch den Hochmeister zu suchen, der schon bei der Dorfsiedlung den Komturen richtungweisende Schranken aufstellte, bei der Erschließung der Wildnis die allein entscheidende und treibende Kraft war.

3) S. 3. Bd. 164, 2 S. 285 ff.

Diese grundlegenden Untersuchungen zur Siedlungsgeschichte des Ordenslandes östlich der Weichsel vertiefte, soweit es sich um seine Arbeitsmethode handelt, und ergänzte Rafisike in seiner weitgespannten Darstellung „Das deutsche Siedelwerk des Mittelalters in Pommerellen“. Er berücksichtigte nicht nur die Siedlungsarbeit des Deutschen Ordens, sondern würdigte auch eingehend die frühere deutsche Leistung in diesem Raum. Die von den pommerischen Herzögen ins Land gezogenen deutschen Geistlichen, Kaufleute und Ritter hatten in Pommerellen bereits eine deutsche Volksgruppe gebildet, die der Deutsche Orden bei der Übernahme der Herrschaft in diesem Gebiet vorfand. Eine planvolle deutsche Bauernsiedlung begann aber auch in Pommerellen erst unter dem Deutschen Orden. Durch diese staatlich gelenkte Siedelarbeit und eine sinnvolle Volkstumspolitik gelang es dem Orden, Pommerellen so stark mit deutschem Volkstum und deutscher Leistung zu erfüllen, daß seine restlose Eindeutschung und damit das völlige Zusammenwachsen des östlichen und westlichen Teils des Ordensstaates nur durch den unglücklichen Ausgang der Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Orden und Polen (1466) verhindert wurde.

Seine siedlungsgeschichtlichen Ergebnisse hat Rafisike durch seine im September 1941 fertiggestellten „Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte Pommerellens im Mittelalter“ unterbauen können. Jede zielbewußte, großzügige Siedlungsplanung kann nur dann zum Erfolg geführt werden, wenn sich genügend landhungrige und unternehmungslustige Kolonisten zu ihrer Durchführung bereit finden. „Die staatspolitische Betrachtungsweise der Siedlung muß also durch die bevölkerungsgeschichtliche ergänzt werden.“ Unter diesen Leitgedanken hat Rafisike seine Untersuchungen zur Bevölkerungsgeschichte Pommerellens gestellt.

Bei einer zusammenfassenden Betrachtung seiner Einzeluntersuchungen kommt Rafisike zu dem Ergebnis, daß neben der Beteiligung der deutschen Stämme aus dem Altreich und dem Anteil der zuströmenden Siedler aus den jungen deutschen Kolonisationsgebieten östlich der Elbe an dem Siedelwerk des Deutschen Ordens in Pommerellen, die Kräfte entscheidend zur planvollen Weiterführung dieses Werkes beigetragen haben, die die Binnenwanderung innerhalb Pommerellens bzw. des ganzen Ordensgebietes zur Verfügung gestellt hat, eine Tatsache, auf die Rafisike bereits in seiner Dissertation für das Gebiet östlich der Weichsel hinweisen konnte. Neben der Frage nach der Zusammensetzung und Stärke der deutschen Zuwanderer steht das äußerst interessante Problem der Politik des Deutschen Ordens gegenüber dem in Pommerellen vorgefundenen Volkstum. Der Orden war von vornherein bemüht, die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der bäuerlichen Schicht der pomeranischen Bevölkerung so zu verbessern, daß bald eine Gleichstellung der pomeranischen mit den zugewanderten deutschen Bauern erreicht wurde. Die Behandlung des pomeranischen Adels war von politischen Gesichtspunkten bestimmt. Die pomeranische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit stand dem Orden durchaus positiv gegenüber. In ihren Reihen hat der bündische Gedanke in den trüben Jahren des Niederganges des Deutschen Ordens nie feste Wurzeln geschlagen, sie hat vielmehr stets treu zum Orden gehalten.

Diese drei grundlegenden Arbeiten von Rafiske haben die Forschung zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte im Ordensland Preußen zu einem Abschluß gebracht. Um seine Leistung richtig würdigen zu können, muß man sich den Stand der Forschung vor dem Erscheinen seiner Arbeiten vor Augen führen.

Trotz der nach dem Ende des Weltkrieges lebhaft beginnenden Siedlungsforschung⁴⁾ in den bei Deutschland verbliebenen Teilen des Ordenslandes Preußen hat es jedoch kein Forscher unternommen, eine Gesamtbetrachtung des mittelalterlichen Siedlungsvorganges zu geben. Die Arbeiten beschränken sich vielmehr ausnahmslos auf die gründliche Durchforschung der Siedlungsgeschichte eines bestimmten Teilgebietes.. Die entscheidenden Grundzüge des Siedelwerkes des Deutschen Ordens konnten durch diese Untersuchungen natürlich nicht herausgearbeitet werden, wenn sie auch vielfach schon über die von Plehn⁵⁾ vorgetragene Ansicht von dem sich angeblich in 3 Etappen vollziehenden Siedlungsvorgang im Ordensland — zuerst Stadtgründung, dann Ansetzung von Gütern und schließlich Aussetzung deutscher Bauern hinausgekommen sind. Erst die Arbeiten von Rafiske geben die grundlegende und richtungweisende zusammenfassende Darstellung und Würdigung des Siedelwerkes des Deutschen Ordens.

Die Siedlungsarbeit des Deutschen Ordens verdankt nach den Ergebnissen der Forschungen von Rafiske ihren entscheidenden Erfolg der auch sonst im Ordenslande üblichen zentralen Staats-Führung. Die leitende Planung und Idee des Siedelwerkes lag beim Hochmeister; die Komture waren nur die ausführenden Organe. Selbst die preußischen Bischöfe mit ihren Territorien konnten in diesen allgemeinen Siedlungsplan eingebaut werden.

Die von Plehn vertretene Ansicht über den in drei Etappen sich schematisch vollziehenden Siedlungsvorgang wird durch die Untersuchungen Rafiske's endgültig widerlegt, der vielmehr den Unterschied zwischen der Dorfsiedlung in den westlichen Teilen des Ordenslandes und der Erschließung der „Wildnis“ mit ihren jeweils notwendigen Siedlungsformen betont. Während in den befriedeten Westgebieten bald nach der Anlegung von ganzen Gruppen deutscher Zinsdörfer die Stadt als wirtschaftlicher Mittelpunkt entsteht, folgt in der „Wildnis“ auf die Anlage der Burg, unter deren Schutz sich vielfach Städte entwickeln, die Ansetzung von Dienstgütern, während die Anlage von Zinsdörfern erst sehr viel später durchgeführt wurde.

Neben diesen Ergebnissen über die zentrale Planung des Siedelwerkes und den tatsächlichen Siedlungsvorgang ist besonders die Feststellung Rafiske's bedeutsam, daß das Siedelwerk nur in den ersten Jahrzehnten von den aus dem Mutterland gekommenen Zuwanderern getragen worden ist, deren Zustrom jedoch schon im 3. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts versiegte. Die ganze weitere Siedlungsarbeit bis ins 15. Jahrhundert hinein erfolgte mit den Menschen, die die Lebenskraft der neuangefesteten deutschen Siedler, die sogenannte Binnenwanderung zur Verfügung stellte; dazu kamen die preußi-

⁴⁾ Max Hein: Das neuere Schrifttum zur Siedlungsgeschichte Ost- und Westpreußens in „Dt. Archiv f. Landes- und Volksforschung“ III. Jahrgang, Heft 3/4, S. 707 ff.

⁵⁾ Plehn: Zur Geschichte der Agrarverfassung von Ost- und Westpreußen in „Forsch. z. brand. u. preuß. Geschichte“ Bd. 17 und 18, 1904/5.

schen und pomeranischen Gruppen, die der Orden durch sinnvolle Volkstumspolitik seinem Siedlerwerk nutzbar machte. Die entscheidende Führung auch dieser zweiten Phase der Siedlungsarbeit lag jedoch bei den Deutschen.

Die mittelalterliche Siedlungsforschung im Gebiet des Ordenslandes Preußen ist durch diese Ergebnisse von Rafiske zu einem sicheren Fundament für die weitere Arbeit gelangt. Seine mit bewußter Beschränkung auf die rein archivalischen Quellen durchgeführten Untersuchungen können vielleicht durch volkshundliche und dialektgeographische Spezialforschungen ergänzt werden; zu wirklich neuen Erkenntnissen werden diese zusätzlich durchzuführen den Arbeiten jedoch kaum mehr führen. Seine Untersuchungen werden immer die Grundlage für die in engerem Rahmen durchzuführende Heimatforschung bilden. Er hat das weitgespannte, grundlegende Gesamtbild der mittelalterlichen Ordenssiedlung geschaffen, das nur in Einzelheiten durch die Spezialforschung vervollständigt und vielleicht verfeinert werden wird.

Rafiske selbst hat Einzelzüge des von ihm gegebenen Gesamtbildes durch Spezialuntersuchungen besser herausgearbeitet. Besonders reizvoll ist unter ihnen die kleine Monographie über die „Ordenskomturei Schlochau“ (Grenzmarkführer), in der er die mittelalterliche Geschichte seiner engeren Heimat aus der genauen Kenntnis der großen historischen Zusammenhänge und der intimen Vertrautheit mit dem heimatlichen Boden dargestellt hat.

Der Geschichte des Ordenslandes Preußen — über die Ergebnisse neuerer Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens wird eine zusammenfassende Betrachtung von Rafiske im 1. Band der Brackmann-Festschrift: „Deutsche Ostforschung“ demnächst erscheinen — ist sein Lebenswerk gewidmet gewesen. Es ist nun eine besonders glückliche Fügung, daß er noch seine Gedanken über den Abschnitt der deutschen Geschichte, in welchem die Geschichte des Ordenslandes nur einen Teil bildet, veröffentlichen konnte; ich meine seinen anregenden, geistreichen Aufsatz über „Das Wesen der ostdeutschen Kolonisation“.

Livland und Siebenbürgen sind die Eckpfeiler des Raumes östlich der Elbe, der durch die ostdeutsche Kolonisation erschlossen wurde, der durch sie entweder für das Deutschtum zurückgewonnen oder dessen politische Entwicklung entscheidend durch die in ihm wirkenden deutschen Kräfte bestimmt worden ist. Die ostdeutsche Kolonisation, „die von Deutschland her gesehen, ihrem Wesen nach als ein rein wirtschaftlicher und kultureller Vorgang erscheint“, hat im Osten „Auswirkungen von ungeheurer Tragweite gehabt“. Die von den Grafen der deutschen Grenzmarken und den nationalen Fürsten des Ostens gerufenen deutschen Siedler haben im Ostraum moderne Staatswesen geschaffen. Es ist das größte Verdienst der ostdeutschen Kolonisation, weite Gebiete des Ostens der abendländischen Kultur gesichert zu haben.

In den Teilen dieses Ostraumes, in denen sich deutsche Staaten entwickeln konnten, wuchs das koloniale Deutschtum zu festgefügtten Einheiten mit großer Lebenskraft zusammen. Diese jungen deutschen Kolonialgebiete an der Elbe, Saale und Enns stellen schon sehr bald die entscheidenden Kräfte für die weitere Erschließung des Ostens zur Verfügung. Besonders bemerkenswert ist auch ihre großartige selbständige Entwicklung auf kul-

turellem Gebiete. „Hier entstand die gemeindeutsche Schriftsprache als Grundlage eines kulturellen Einheitsbewußtseins, das der späteren politischen Einigung die Wege geebnet hat.“

Staatspolitische und konfessionelle Faktoren haben das Schicksal der in den weiteren Osten vorgestoßenen deutschen Kolonisten und ihrer Arbeit bestimmt. In den Gebieten, in denen sich nicht deutsche Staatswesen entwickeln konnten, bringt das 16. Jahrhundert die entscheidende Wendung zum Niedergang. Aber fast gleichzeitig mit dem Ende der glanzvollen Periode des mittelalterlichen kolonialen Deutschtums im ostmitteleuropäischen Raum beginnt ein neuer Ansaß deutscher Kulturarbeit in diesem Gebiet mit der Wanderbewegung der niederländischen Mennoniten nach Osten, der in immer neuen Wellen und mit immer neuen Kräften bis zum Ausbruch des Weltkrieges fortgedauert hat.

Auch die Arbeit dieser deutschen Kolonisten ist dem Deutschen Reich nicht unmittelbar zugute gekommen. Die deutsche Ostkolonisation ist ja nie ein Gegenstand der deutschen Reichspolitik gewesen. „So wenig das Reich imstande war, der deutschen Ostwanderung Richtung und Ziel zu weisen, so wenig hat es später vermocht, sich im Osten als staatlicher Faktor zur Geltung zu bringen und aus den kolonifatorischen Leistungen seines Volkes unmittelbaren politischen Nutzen zu ziehen.“ Die eigentlichen Nutznießer der Leistungen der ostdeutschen Kolonisation, deren Träger das „namenlose deutsche Volk in all seinen Stämmen und Ständen gewesen ist“, — die „nationalen“ Oststaaten — haben nicht die Lehre der Geschichte ihrer Staaten und Völker verstanden und haben nicht den allein möglichen Weg zu einer Zusammenarbeit mit Deutschland gefunden. Das ist die besondere Tragik in der Geschichte der ostdeutschen Kolonisation.

Erst das erregende Geschehen der Gegenwart, in dem zum ersten Male das Reich als staatsformender Faktor im Osten in Erscheinung tritt, gibt großen Teilen des ostmitteleuropäischen Raumes jene „Form politischer Gestaltung, die den wirkenden Kräften der ostdeutschen Kolonisation in vollem Maße“ gerecht werden wird. „Der tiefste Sinn der Umwälzungen im Osten liegt darin, daß wir einen neuen Arbeitsauftrag erhalten haben: es gilt, das zu vollenden, was unseren Vätern aus den Händen geglitten ist.“

Außer den erwähnten erschienenen bzw. noch erscheinenden Arbeiten zur Geschichte des Ordenslandes Preußen und der ostdeutschen Kolonisation hat Rafiske noch manche begonnene Untersuchung aus diesen Forschungsgebieten unvollendet hinterlassen. Erwähnt sei vor allem, daß er eine Edition des „Großen Zinsbuches des Deutschen Ordens“ vorbereitet hat, für die er durch seine genauen Kenntnisse der mittelalterlichen Siedlungsgeschichte wie kein anderer geeignet war. Sein Tod bedeutet daher für die deutsche Ostforschung einen Verlust, der nur sehr, sehr schwer und sicher nie voll ersetzt werden kann. Der Historiker Rafiske wird stets seinen bleibenden, ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Ostforschung behalten.

Als Lehrer und Mensch wird Karl Rafiske all denen unvergessen bleiben, denen er in der kurzen ihm vergönnten Zeit seines Schaffens die Freude an der Geschichte hat wecken können.

Sein größter Stolz war es, als Lehrer des Langemarck-Studiums diese ausgewählte deutsche Jugend in die deutsche Geschichte, besonders in die seiner geliebten Heimat einführen zu dürfen. Die Stunden unter diesen jungen Idealisten, deren unerschöpflicher Wissensdurst ihn immer wieder begeisterte, waren ihm besonders lieb. Seine anschauliche, kameradschaftliche Lehrweise, seine methodische Klarheit und sein stets frohes Wesen erklären seine Beliebtheit bei seinen Schülern vom Langemarck-Studium und von der Universität. Unlösbare Probleme schien es für ihn nicht zu geben; und doch wissen alle die, die als seine Altersgenossen das Glück hatten, aus langer gemeinsamer Arbeit und Freundschaft ihn wirklich zu kennen, wie sehr er sich bisweilen mit wissenschaftlichen und weltanschaulichen Fragen herumgequält hat, bis er sich zu dem ruhigen und überlegten Urteil durchgerungen hatte, um dessen klare Eindeutigkeit ihn mancher seiner Altersgenossen beneidet hat.

Sein aufrechter Charakter, die unbedingte Sauberkeit seiner Lebensweise, seine freimütige Offenheit als Gegner, seine durch nichts zu beeinflussende Zuverlässigkeit und stete Hilfsbereitschaft als Freund, seine begeisterte und begeisternde Liebe zur Heimat, sie kennzeichnen das Bild, wie Karl Rastke bei uns, die wir seine Altersgenossen waren, fortleben wird.

Er war unser bester Kamerad.

Übersicht

über die von Rafisste veröffentlichten Schriften*).

1. Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östlichen Preußen bis zum Jahre 1410.
Schriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Band 5, Königsberg 1934.
 2. Deutsche Siedlung in den südöstlichen Küstengebieten der Ostsee.
In „Ostpreußen und der Ostseeraum“, Sonderheft von „Der ostpreußische Erzieher“ 1937/10 S. 287 ff.
 3. Ordenskomturei Schlochau. — Grenzmarksführer. Schneidemühl 1937.
 4. Das deutsche Siedelwerk des Mittelalters in Pommerellen.
Schriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Band 6, Königsberg 1938.
 5. Die Siedlungspolitik des Deutschen Ordens in Preußen und Pommerellen.
In „Conventus primus historicorum Balticorum“, S. 214—221, Riga 1938.
 6. Das deutsche Siedelwerk des Mittelalters in Pommerellen.
In „Forschungen und Fortschritte“, Jahrgang 15, 1939, Nr. 27, S. 342 ff.
 7. Mittelalterliche Raumordnung in Westpreußen.
In „Weichselland“, Jg. 1939, S. 54—59, Danzig 1940.
 8. Das Wesen der deutschen Ostkolonisation.
In „Historische Zeitschrift“, Bd. 164, Heft 2, S. 285 ff. München und Berlin 1941.
- In Vorbereitung:
9. Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte Pommerellens im Mittelalter.
(Schriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung).
 10. Neuere Forschungen zur Geschichte des Ordens.
In „Deutsche Ostforschung“, Band 1, Hirzel, Leipzig 1941.

*) Diese Übersicht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Alle kleineren Beiträge in Tageszeitungen usw. sind nicht mit aufgenommen worden.

Buchbesprechungen.

Erich Röhr: Die Volkstumskarte. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1939. 139 S.

Der „Atlas der deutschen Volkskunde“, der nach langjährigen Vorarbeiten mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von H. Harmjanz und E. Röhr herausgegeben wird, hat bereits seit dem Beginn seiner Planung und Bearbeitung Verfahren und Ziele der neuesten deutschen Volkskundeforschung weit hin bestimmt. Da die Möglichkeit, aus dem gesamten deutschen Volksraum gleichmäßig und zuverlässig Angaben über Sachgut und Brauchtum zu erhalten, vielfach bezweifelt wurde, sind der Herausgabe der Forschungsergebnisse bereits zahlreiche methodische Schriften vorausgeschickt und zur Seite gestellt worden. Die sich an sie anschließenden Erörterungen haben in ihrem Für und Wider den erstrebenswerten Arbeitsgang geklärt. Der einzelne Forscher mag sich für diesen oder jenen Weg entscheiden; er weiß in jedem Falle, was er auf ihm erreichen wird. Eine eingehende, neue Darstellung des beim Atlas geübten Arbeitsverfahrens hat E. R. gegeben; er schildert zunächst die Gesichtspunkte bei der Anlage und Versendung von Fragebogen, wobei er auch die Einwände berücksichtigt, die gegen die Fragebogen zugunsten einer persönlichen Umfrage gerichtet sind; verhältnismäßig kurz behandelt er die Einordnung des gesammelten Stoffes in Karten, um desto ausführlicher die kartenmäßige Darstellung volkskundlicher Stoffsammlungen darzulegen. Die Einrichtung und der Maßstab solcher Karten, die Verwendung und Gestaltung symbolischer Zeichen werden mit vielen bildlichen Beispielen dargestellt. Auch wer nicht allen Vorschlägen und Grundsätzen zustimmt, wird die nur für den engsten Fachkreis bestimmte Schrift mit Dank und reichem Gewinn für seine eigene Arbeit nutzen.

Danzig-Oliva.

E. Reysler.

Deutsches Städtebuch. Handbuch städtischer Geschichte. Im Auftrage der Konferenz der landesgeschichtlichen Kommissionen Deutschlands mit Unterstützung des Deutschen Gemeindetages hrsg. von Prof. Dr. Erich Reysler. Bd. 2 Mitteldeutschland. W. Kohlhammer Verlag. Stuttgart-Berlin 1941. 762 S.

Bd. 1 dieses Werkes, der Ostdeutschland in den Grenzen von 1938 behandelt, ist in *Ultr. Forschungen* Bd. 17 S. 128 f. besprochen worden. Der 2. Bd. umfaßt die Städte des Landes Sachsen, Thüringens und der Provinz Sachsen und des Landes Anhalt. Die Bedeutung des Werkes für die Erforschung der Stadtgeschichte wird durch diesen 2. Band erneut bewiesen. Im besondern sind die Ausführungen über die Verwaltung und Rechtsentwicklung der Städte von Wert. Für die Untersuchung der Übernahme von Verwaltungseinrichtungen aus dem für die Besiedlung des Preußenlandes so wichtigen Mitteldeutschland nach dem Nordosten werden hier zahlreiche Hinweise geboten, die einer künftigen Forschung zumal auch dank den bibliographischen Angaben Anregung und Erleichterung bieten.

Rönigsberg (Pr.)

Hein.

Otto Hinz: Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte. Hgg. von Fritz Hartung (Gesammelte Abhandlungen 1. Band) Koehler und Amelang, Leipzig 1941. 468 S.

Mit der Vorlage dieses Bandes beginnt Fritz Hartung das Lebenswerk Otto Hinz' erst als Ganzes sichtbar und zugänglich zu machen. Auf drei Bände ist der Plan berechnet, Hinz' verstreute Einzelarbeiten zusammenzufassen, von denen bisher nur ein Teil in der älteren Auffassammlung von 1908 erschienen war. In ihrer thematischen Ausrichtung erscheinen zugleich die zentralen Probleme, um die es H. ging: Staat und Verfassung, Methodologie der Kulturwissenschaften, preußische Geschichte.

Hartung hat dem ersten Bande in seiner Einleitung eine schöne Würdigung der Gestalt Hinz' (nach dem Nachruf in den Forschungen zur brandenburgischen u. preuß. Geschichte) vorausgeschickt, in der dessen Herkunft von der „sittlichen Energie des Preußentums“ im Geiste Droysens und von Schmolers inhaltlichem Anliegen an der preußischen Geschichte aufgewiesen wird. Die preußische Geschichte, von der H. ursprünglich ausging, sei ihm allmählich zum „Paradigma für die Ausgestaltungen und Abwandlungen des Lebens eines modernen Staates überhaupt“ geworden. Mit dieser Wendung bahnte sich ganz allgemein ein immer stärkeres Streben nach einer systematischen Erfassung des Staatslebens der modernen Völker an, wobei Hinz den Max Weberschen Begriff des „Idealtypus“ nutzbar macht. Wenn Hartung schließlich andeutet, es könnte sein, daß Hinz' verfassungsgeschichtliche Arbeit manchem nicht mehr zeitgemäß erscheine, weil sie vom Staat und seinen Institutionen handle, nicht das Volk in seinen mannigfaltigen Lebensäußerungen zum unmittelbaren Gegenstand habe, so liegt darin in der Tat ein Problem. Indessen dürfte die Antithese Volk — Staat weniger das unbedingte Entscheidende sein als die Wendung vom systematischen Generalisieren einer allgemeinen Soziologie zur Erfassung der konkreten Züge bestimmten Volkstums. Ähnlich wie Max Weber hat Hinz das alte positivistische Wissenschaftssystem aus sich selbst heraus überwunden, ohne zu einem neuen vorzustoßen, was beiden Forschern etwas wie tragische Größe verleiht.

Man erkennt das bei den Aufsätzen, die im vorliegenden Bande abgedruckt sind. Viele von ihnen — wie z. B. Staatenbildung und Verfassungsentwicklung; Typologie der ständischen Verfassungen des Abendlandes; Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung oder der über den Commissarius und seine Bedeutung in der allgemeinen Verwaltungsgeschichte — haben weithin anregend und befruchtend gewirkt, und man ist erfreut, sie nun in einem Bande zu finden. Besonders bedeutsam, leider viel zu wenig gekannt ist auch der vergleichende Aufsatz über den österreichischen und preußischen Beamtenstaat im 17. und 18. Jahrhundert von 1901, dessen Ergebnisse trotz der inzwischen fortgeschrittenen Kenntnisse von der österreichischen Verfassung und der teilweise verschiedenen Bewertung des ständischen Elements in ihr noch heute unser volles Interesse erwecken.

Eine einzige der hier gesammelten Arbeiten ist bisher ungedruckt: „Die Wurzeln der Kreisverfassung in den Ländern des nordöstlichen Deutschland.“ Sie geht uns als spezielle Untersuchung über nordostdeutsche Probleme besonders nahe an. Hinz stellt hier die These auf, daß die vom deutschen Mutterland wesentlich abweichende Lokalverwaltung Nordostdeutschlands vor allem in der Gutsherrschaft begründet sei: die starke wirtschaftliche und soziale Interessengemeinschaft der Rittergutsbesitzer habe dem kommunalen Leben dieser Verbände einen starken Salt und einen bestimmten Charakter gegeben.

Eine wesentliche Bereicherung dieses ersten Bandes ist das von H. D. Meißner beigezeichnete „Verzeichnis der Veröffentlichungen Otto Hinze“, das unter 118 Nummern, z. T. mit großem wissenschaftlichen Schwergewicht nur ein größeres Werk, das Hohenzollernbuch von 1915, aufzählt.

Königsberg (Pr).

Eh. Schieder.

Gerhard Ritter: Die Weltwirkung der Reformation, Verlag Koehler und Amelang, Leipzig (1941). 225 S.

In der bereits bekannten kleinen Reihe von Schriften führender deutscher Historiker im Verlag von Köhler und Amelang bringt Gerhard Ritter eine Sammlung reformationsgeschichtlicher Aufsätze, die seit 1928 in den verschiedensten Zeitschriften verstreut erschienen waren. Daß diese Beiträge Ritters gleichzeitig mit seiner Gesamtdarstellung des Zeitalters in der neuen Propyläenweltgeschichte vorliegen, begrüßt der Leser mit besonderer Freude. In allen Aufsätzen stellt der Verfasser die Reformation Luthers als einmalige religiöse Tat in den Vordergrund. Eine der bedeutendsten Untersuchungen, der bisher ungedruckte Aufsatz „Luther und der deutsche Geist“ bringt in den Anmerkungen eine Auseinandersetzung mit der Meinung Otto Schels über die Vorstellung Luthers vom Reich. M. E. betont hier Ritter sehr zu Recht, daß Luther sich nicht von der Kaiseridee gelöst hat. Luther setzt bei der Aufgabe des Reiches zur kirchlichen Reform ein und auch, nachdem er den religiösen Gegensatz zu Karl V. als unumstößlich erkannt hat, bleibt ihm der Kaiser weltlicher Herr der Christenheit. Etwas zurück tritt in den Ausführungen Ritters, wie Luther in seinem Begriff vom Staat und öffentlichen Amt geradezu eine neue Lehre vom Staat gab (ohne damit den modernen Staat zu schaffen). Auch die sozialpolitische Auswirkung der Lehre Luthers, die N. nur andeutet, könnte bis zu ihrem Anteil an der Sozialpolitik Bismarcks verfolgt werden.

Ein Teil der meist aus Vorträgen hervorgegangenen Aufsätze Ritters tragen den Charakter ausgesprochener Kampfschriften, so etwa der Beitrag „Die Reformation und das politische Schicksal Deutschlands“ oder der Gustav-Adolf-Aufsatz. Sie sind in dem Abwehrkampf deutschen Geistes in der Zeit nach dem Zusammenbruch des protestantischen Kaiserreiches entstanden. Als solche sind sie Dokumente im Rahmen einer Geschichte deutscher Historiographie. Darüber hinaus vermitteln sie in der Frische, mit der die Fragen behandelt werden, eine Fülle von Anregungen. (So z. B. seine Auseinandersetzung mit dem sogenannten Gustav-Adolf-Problem). Daneben finden sich Beiträge, die in klarer Sicht und gültiger Formulierung Abschließendes geben. Ich nenne als solchen besonders den Aufsatz „Das 16. Jahrhundert als weltgeschichtliche Epoche“.

Bei der hohen Bedeutung der Reformation in der Geschichte unseres Landes verdienen die hier anzuzeigenden Aufsätze auch im Rahmen landesgeschichtlicher Forschung Beachtung.

z. St. bei der Wehrmacht.

Hans Quednau.

Friedrich Meinecke: Preussisch-deutsche Gestalten und Probleme. Koehler und Amelang. Leipzig 1940. 186 S.

Diese kleine Sammlung Meineckescher Aufsätze umfaßt verschiedene schon gedruckte Arbeiten aus der Zeit zwischen 1895 und 1937, in denen Meinecke in der ihm eigenen Weise die preussischen Probleme in die deutschen und universalgeschichtlichen verwebt. Neben zwei biographischen Charakteristiken von Alfred

Dove und Hans von Haesten steht eine Gruppe von 4 Auffägen, die in der preußischen Reformzeit und im Zeitalter Bismarcks zwei der Höhepunkte preußisch-deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert behandeln (Grundzüge unserer nationalen Entwicklung bis zur Reichsgründung Bismarcks — Boyen und Roon — Das preußisch-deutsche Heer von den Befreiungskriegen bis zum Weltkrieg — Bismarcks Anfänge). In den Spalten dieser altpreußischen Zeitschrift sei vor allem auf den Aufsatz „Boyen und Roon“ erneut aufmerksam gemacht, der die Ergebnisse von Meinekes Boyen-Biographie enthält. Obwohl schon zweimal gedruckt, ist er vom Vf. wieder vorgelegt worden, da die älteren Aufsatzsammlungen, die ihn enthalten, vergriffen sind.

Der Verlag Koehler und Amelang setzt mit der vorliegenden Veröffentlichung die Reihe seiner verdienstlichen kleinen Bändchen fort, die in handlicher Form zumeist ältere Arbeiten durch Nachdrucke wieder zugänglich machen.

Königsberg (Pr)

Th. Schieder.

Rudolf Köhschke: Die Anfänge des deutschen Rechtes in der Siedlungsgeschichte des Ostens (Ius teutonicum), Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, phil. hist. Kl. 93. Bd., 2. Heft, S. Hirzel, Leipzig 1941. 66 S.

Die Siedlungsgeschichte des deutschen Ostens ist wie kaum ein Wissenschaftszweig in den letzten Jahren mit einer Fülle fruchtbarer Einzeluntersuchungen beschenkt worden. Immer wieder wurde aber auch der Drang nach einer zusammenfassenden Klärung spürbar (etwa in den Arbeiten Lubins oder in Köhschkes eigener Siedlungsgeschichte). Das Jahr 1941 beschenkte uns zwei Leistungen dieser Art, die beide in ihrer Darstellung wesentliches über das Gesamtbild der deutschen Ostsiedlung ausfagen, den Aufsatz unseres vor Leningrad gefallenen Kameraden Karl Kasiske, Das Wesen der ostdeutschen Kolonisation, (Historische Zeitschrift Bd. 164 S. 285—315) und die hier anzugehende Schrift Köhschkes. Es ist vielleicht das höchste Lob beider Arbeiten, daß aus ihnen, obwohl die eine die erste Gesamtschau eines jungen Forschers, die andere das Werk des Altmeisters deutscher Siedlungsgeschichte ist, der gleiche Geist spricht. Köhschke will nicht den Gesamtvorgang der Kolonisation darstellen. Indem er aber die Anfänge des deutschen Rechts untersucht und damit einen der wesentlichsten Faktoren deutscher Ostsiedlung behandelt, gibt er in klarer Aufteilung nach Siedlungsräumen ein Bild dieser Siedlung bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Besonders wertvoll sind die Anmerkungen, die über bloße Schrifttumsangaben hinaus mehrfach wertvolle Spezialuntersuchungen liefern.

Die Arbeit Köhschkes will aber zugleich mehr. Ausgehend von der Entwicklung des Begriffs „Ius teutonicum“ in der Urkundensprache in vergleichender landschaftlicher Überprüfung liefert sie einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Begriffes „Deutsch“ und zur Geschichte unseres Volksbewußtseins. In den deutschen Marken des Nord- und Südostens findet sich der Begriff „Ius teutonicum“ nicht. Er wurde jedoch, wie rückschauend festgestellt werden kann, durch ein stammesmäßig oder landschaftlich gebundenes Recht der Neusiedler im mitteldeutschen Osten vorbereitet. Der Name selbst tritt dort auf, wo eine Abhebung gegenüber fremdem Volkstum eine gemeinsame Bezeichnung für das Sonderrecht der Deutschen erforderlich macht, in Böhmen und Mähren und am klarsten in Schlesien. Von hier aus gelangt das Ius teutonicum früh nach Polen, vor allem, wie auch R. betont, nach Kujawien und Masowien. (In diesem Zusammenhang erwähnt er die ältesten Urkunden, die einen deutschen Einfluß in

Schröttersburg beweisen: 1185 wird die Marienkirche in Plock dem Neuwerkstift in Halle unterstellt. 1237 erhalten die hospites in Plock, unter denen Deutsche genannt werden, Raum und Rechte für eine Stadtgründung neben der Burg.)

Im deutschen Recht entstand im Osten eine neue Einheit der Rechtsbildung und in großer geschichtlicher Schau sieht R. dies Recht „als eine erste große Gabe des wiedererstehenden deutschen Ostens an die ganze Nation“.

3. 3t bei der Wehrmacht.

Hans Quebna u.

Friedrich v. Kloke: Westfalen und der deutsche Osten vom 12. bis zum 20. Jahrhundert = Westfalen-Bücherei hrsg. von J. Bergenthal Bd. 14/15, Münster i. Westf. 1940. 134 S. Mit Abb.

Einer umfassenden Geschichte der deutschen Ostkolonisation, wie sie dieser Bewegung würdig wäre, stehen heute noch mancherlei Schwierigkeiten im Wege, die die Verwirklichung eines solchen Planes auf Jahrzehnte hinauszögern. In ihren großen Umrissen ist uns diese „Großtat des deutschen Volkes“ wohl bekannt, doch fehlen uns vielfach die Einzelzüge, die eingefügt in den uns schon bekannten Tatsachenkreis das Ganze erst zum plastischen Bild formen könnten. Daß die mittelalterliche Ostbewegung vorwiegend von deutschen Bauern getragen worden ist, ist bekannt; weniger bekannt dagegen ist, welchen Anteil der deutsche Adel insgesamt daran hatte. Es ist notwendig, auch diese Frage einmal näher zu untersuchen, denn die Ostkolonisation ist eine Tat des gesamten deutschen Volkes gewesen, an der sowohl der Adel wie Bürger und Bauern beteiligt waren. Eine weitere, noch weitgehend offen stehende Frage ist die nach dem Anteil der einzelnen Stämme und Landschaften. v. Kloke liefert unter diesem Gesichtspunkt überhaupt zum erstenmal einen solchen Beitrag, und zwar für die historisch-politische Großlandschaft Westfalen.

Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, die Fülle des vom Verf. zusammengetragenen Materials in dieser nur als Hinweis dienenden Rezension auszubereiten. Nur einige besonders interessante und darüber hinaus einige den Aufgabenkreis unserer Zeitschrift insbesondere berührende Punkte seien deshalb hervorgehoben.

Die westfälische Siedlung hatte natürlicherweise ihren Ausgangspunkt in jenen Gebieten östlich des Unterlaufs der Elbe, die die Basis der frühen Ostlandbewegung überhaupt waren. Das aus dem ehemals englischen, dann westfälisch werdenden Weserland stammende Geschlecht der Schaumburger ist als erstes mit den großen Aufgaben des Ostens in Berührung gekommen, als es aus der Hand des Herzogs Lothar von Supplinburg die Grafenwürde in Holstein und Stormarn empfing. Die große Bedeutung dieses Geschlechts für die Kolonisation in Holstein ist genügend bekannt. Aber sein Kolonisationsdrang erschöpfte sich hier in Holstein nicht. Ein Nachfahre, Bruno von Schaumburg, seit 1245 Bischof von Osnabrück, fand im nördlichen Mähren ein geeignetes Betätigungsfeld für seine Siedlungstätigkeit. Westfälische Ritter und Bauern haben neben anderen deutschen Siedlern dieses Gebiet soweit dem Deutschtum erschlossen, daß Bruno daran denken konnte ein eigenes Territorium auf deutscher Grundlage zu errichten. Wenn dieser Plan letztlich auch in seinem ganzen Umfang scheiterte, so ist er doch für einen Teilbezirk, das Hohenpöcker Gebiet, Wirklichkeit geworden.

Ein aufschlußreiches Kapitel widmet der Verf. den Bürgern westfälischer Herkunft in den Ostseestädten. Lübeck, dessen bedeutender Bürgermeister Brun Warendorp ein Westfale war, steht verständlicherweise im Vordergrund seiner

Darstellung. Aber auch Wisby, Königsberg und besonders Danzig, unter dessen Neubürgern nach denen aus Preußen die westfälischen Ursprungs an zweiter Stelle stehen, behandelt er, soweit es die bisherigen Kenntnisse auf diesem Gebiet zulassen, ausführlich. Aber manche Frage jedoch dürften erst weitere, in die Einzelheiten dringende Untersuchungen nähere Aufklärung geben.

Das umfangreichste und eingehendste Kapitel des Bändchens ist ohne Zweifel das über die Beziehungen Westfalens zu Groß-Livland, „dem überseeischen Westfalen“, wie man es genannt hat. Während der preußische Ordenszweig sich vorwiegend aus Adelsgeschlechtern Mittel-, Süd- und Westdeutschlands ergänzte, holte der livländische Zweig seinen Nachwuchs hauptsächlich aus Norddeutschland und Westfalen. Eine ganze Reihe baltischer Adelsfamilien läßt sich so auf westfälischen Ursprung zurückführen, denn nicht nur die Ritter, sondern auch die großen Grundherren folgten dem Ruf des Ordens nach dem Osten. So waren schließlich im 15. Jahrhundert von den in Livland ansässigen Deutschen rund 60 % Westfalen, die übrigen verteilten sich auf die rheinischen Ursprungs (25 %) und Angehörige anderer deutscher Gebiete (15 %). Die Zahlen der Angehörigen der einzelnen westfälischen Geschlechter lassen erkennen, mit welcher Stetigkeit sie diesem Zuge nach dem Osten gefolgt sind: v. Fürstenberg (24), v. d. Recke (10), v. Plettenberg (9), v. Galen (8) usw. Unter all diesen ist zum bedeutendsten Vertreter westfälischen Blutes in Livland Wolter v. Plettenberg aufgestiegen, der an der Spitze des Ordensheeres den Zaren 1502 entscheidend zurückschlug.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Verf. auch der Südostkolonisation ein besonderes Kapitel gewidmet hat, in dem er den Zug der Westfalen in das Banat, die Batscha, die Slowakei und nach Bosnien verfolgt. Ja, selbst am Schwarzen Meer und an der Wolga finden sich Westfalen. Es ist dem Verf. als Verdienst anzurechnen, daß er sich nicht auf die Darstellung der mittelalterlichen Kolonisationsvorgänge beschränkt hat, sondern seine Arbeit mit einem Blick auf die Siedlungsbewegung der Neuzeit beschließt. So erhalten wir ein abgerundetes Bild von dem Anteil Westfalens an der Ostkolonisation bis in die allerjüngste Vergangenheit.

Wir wissen um die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen, wie es der Verf. in Angriff genommen hat, entgegenstellen. Ist es doch nicht möglich, wie bei einer Siedlungsgeschichte etwa, von einem geschlossenen Raum auszugehen und diesen in Hinsicht auf die Herkunft seiner Bevölkerung zu untersuchen. Zu einer erschöpfenden Darstellung des Themas, wie es sich der Verf. gestellt hat, gehört eigentlich nicht weniger als die überschauende Kenntnis der gesamten Geschichte der Ostkolonisation. Nun gibt es hier zweifellos forschungsmäßig viele Lücken, die, wie wir erwähnt haben, sich auch sobald nicht schließen dürften, doch hätten wir dennoch gern mehr von dem zu Grunde gelegten Schrifttum erfahren, als es in den Hinweisen geschehen ist. Kann es sich demnach in dem vorliegenden Bändchen nur um einen ersten Versuch handeln, der für einen breiteren Leserkreis gedacht ist, so hoffen wir, daß es dem Verf. recht bald vergönnt sein möge, die angekündigte größere Untersuchung über „Westfalen in der deutschen Ostlandbewegung des Mittelalters“ zu veröffentlichen.

3. St. im Felde.

Waldemar Rampf.

Preußisches Wörterbuch. Sprache und Volkstum Nordostdeutschlands.
Im Auftrag und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Deutschen Akademie

und der Provinz Ostpreußen bearbeitet von Walthar Ziese mer. Lieferung 13—14 S. 769—910 — Bd. I, brasten—Cousin nebst Verzeichnis der Abkürzungen und einem persönlichen Nachwort, Lieferung 15—16 — Beginn von Bd. II. d—dromme, S. 1—112 [rund 5000 Wörter].

Mit Lieferung 13, 14, die das sehr begrüßenswerte Verzeichnis der Abkürzungen enthält, schließt der das Wortmaterial unter A—C bringende, den gewaltigen Umfang von 910 Seiten umfassende 1. Bd. des Preußischen Wörterbuches. Ich brauche nicht zu betonen, daß der phonetische Teil, der dem Lautgrammatiker natürlich einen großen Anreiz bietet, aber auch für den Historiker gerade Ostpreußens von größtem Interesse ist, da die Vielfalt des lautlichen Gewandes eines Wortes in sehr hohem Grad die Art der Zuwanderung, des Kolonisationsweges verrät, auch in den Lieferungen 13—16 auf der Höhe der modernen Mundartwissenschaft steht. Für mich als Nordisten war es aber — und diese sprachliche Einzelheit hervorzuheben kann ich mir in diesem Referat, das sonst dem Reinsprachlichen nur geringen Raum zumessen will, aus philologischer Finderfreude nicht versagen — ein besonders begrüßtes Erlebnis, gerade aus diesen Lieferungen einige nordische Wörter als in Ostpreußen mundartlebendig feststellen zu können, die sonst im deutschen Wortschatz nicht nachgewiesen werden können. Eine Zusammenreihung dieser den lexikalischen Brückenschlag von Ostpreußen zu Skandinavien vermittelnden Wörter werde ich an anderer Stelle geben. Der Hauptteil dieses Referates soll heuer dem Reinsprachlichen, namentlich der Feststellung der Produktivkraft gewisser Wörter und ihrer kulturellen Inhalte und ab und zu wenigstens der Herausstellung der rein kulturhistorischen Werte, der hochschichtlichen und der massenschichtlichen, der sogen. volkskundlichen wenigstens in einigen Fällen dienen. Die Feststellung dieser Produktivkraft gewisser Grundwörter oder noch besser gesagt der diesen Wörtern zugrunde liegenden Begriffe ist nicht nur für den Sprachwissenschaftler von Interesse. Die wortschöpferische Kraft eines Begriffes, zutage tretend in der Erzeugung von Grundworten und davon abgesproßten Zusammensetzungs- worten, ist um so reicher, je bedeutsamer die betreffenden Begriffe im Volksleben und Volksfühlen, in Geschichte und Gegenwart eines Volkes und seiner Träger, der Menschen, sind. Es sind vor allem Begriffe aus der Wirtschaft, dem Rechtsleben, dem soziologisch faßbaren Gemeinschaftsleben, aus der Sphäre des Körperlichen, des Primitivgefühlsmäßigen, also des jederzeit individuell an sich oder am Nächsten Erlebbaren, sowie des Brauchtums, die nach Sprachausdruck durch Wortschöpfung drängen. Gerade die vorliegenden Lieferungen 13—16 weisen eine Vielzahl solcher für Geschichte und Gegenwart eines Volkes geradezu lebenswichtiger, tagtäglich in vielfältiger Gestalt wahrnehmbarer und nach Sprachausdruck verlangender Begriffe auf. Man staunt über die Menge von kleinen und großen, oft über viele Druckseiten sich erstreckenden Artikel, die ein derartiger, für das Leben einer Gemeinschaft im Ablauf ihrer Geschichte oder im gemächlichen Hinströmen der Gegenwart wichtiger Grundbegriff erzeugt. Man staunt ebenso über die Fülle und Vielfalt der Bearbeitungsanforderungen, die für den Lexikographen bei der darstellerischen Bündigung der Menge des Wortmaterials aufstehen. Läßt man die ganze Summe der aus irgendeinem Hauptbegriff heraus, aus dem sich ja eine ganze Anzahl von Begriffsvarianten abspalten, gezeugten Wörter Sicht passieren, dann erlebt man nicht nur, oberflächlich betrachtet, einen Konfettiregen von Vokabeln und Redensarten, erlebt man, tiefer betrachtet, nicht nur den sprachlichen Zeugungsvorgang in seiner quellfrischen Wendigkeit und Treffsicherheit, man erlebt mehr: das Volk, wie es lebt, wie es fühlt und denkt, in seinen geraden und in seinen Irr-

wegen, wie es genießt und arbeitet, wie es leidet und jubelt, wie es Geschichte macht im großen und im kleinen, im Helbischen und im Abstrusen. Auf Nordostdeutschland bezogen zeigt sich uns das gesamte Ost- und Westpreußen, wie es war von der Ordenszeit ab, wie es wurde, wie es ist, schminkenlos und immer gewinnend.

Ich stelle die im oben erläuterten Sinn wichtigsten, in den vorliegenden Lieferungen in ihrem Wortschatz bearbeiteten und damit in ihrer lexikalischen Produktivkraft erkennbaren, ich darf wohl sagen bestaunbaren, Begriffe unter Angabe der Zahl von kleinen und großen Wortartikeln, die unter einem einzigen Grundbegriff zu subsummieren sind, in alphabetischer Reihung zusammen: *b r a t e n* = 32 Artikel, *b r a u e n*, *B r a u e r e i* unter Einrechnung von „Braunbier“ und „Braubonne“ = 45 Artikel, *B r a u t* = 62 Artikel, fast 10 Druckseiten umfassend, *B r i e f*, ein Sektor, der schönen Einblick in den wohlorganisierten Geschäftsverkehr der Ordenszeit, aber auch, wie die anderen hier aufgeführten Begriffe, interessante Einblicke in den sogenannten Aberglauben des Volkes ermöglicht = 27 Artikel, *B r o t*, über nicht weniger als 25 Seiten sich erstreckend (allein der Hauptartikel „Brot“ nimmt 10 Seiten in Anspruch) = 91 Artikel — an Komposita mit „Brot“ an erster Stelle weist das Wörterbuch nicht weniger als 95 auf, an Zusammensetzungen mit „Brot“ an 2. Stelle, deren 72, der Brotanschnitt weist nicht weniger als 19 Synonyma auf, das Endstück, deren 9, typische Attribute für den Begriff „Brot“ hat der Ostpreuße nach Ziesemer deren 47, also eine ganz enorme Produktivkraft des in seiner Lebenswichtigkeit gerade heute von niemand bezweifelte Begriffes „Brot“. Es schließen sich an die Begriffe: *B r u d e r* = 18 Artikel, *B u l l e* — man denke an die landwirtschaftliche Wichtigkeit des Tieres! — = 65 Art., *B u r g*-, *B ü r g e r*, ein soziologisch und geschichtlich so bedeutamer Sektor vielfältiger Erlebbarkeit = 67 Art., das Adverbium *d a* und Sippe, dieses unscheinbare, aber im Satz so ungemein variable Wörtchen mit einer Fülle von Akzentvarianten = 80 Art., *D a c h* = 77 Art., *D e i c h* = 26 Art., *D a m m* = 32 Art., *d a u n* u. *D a u n e* = 20 Art., *D i e b* = 27 Art., *d i e n e n*, *D i e n e r*, *D i e n s t* = 55 Art., der — etymologisch gesehen zunächst juristisch zu nehmende — Begriff *D i n g*, *d i n g e n* = 19 Art., *D i t t c h e n*, dieser hochpopuläre Münzname, allein einen Riesenartikel füllend = 40 Art., der in die Bezirke des Mythos führende Begriff *D o n n e r* = 56 Art., *D o r f*, dieser bedeutame soziologische Faktor, der soviel interessante Einblicke in die Geschichte und Kolonisation Ostpreußens erlaubt = 66 Art., *d i c k*, ein Begriff, der vielfältigen Einblick in das Emotionale des Ost- und Westpreußen, in seine Fülle von Vergleichen u. Redensarten gestattet, im Hauptartikel sehr amüsan zu lesen = 73 Art., *d r e h e n*, ein stark auch ins Volkskundliche hereinführender Tätigkeitsbegriff = 43 Art. und endlich die Zahl *d r e i* und ihre Varianten, im Hauptansatz schon großen Raum in Anspruch nehmend, unter dem Ansatz *D r e i k ö n i g* zutiefst in das Brauchtum hereinführend = 99 Art. 22 Hauptbegriffe ergeben nicht weniger als 1120 Artikel. Der geschichtliche, kulturgeschichtliche, volkskundliche Reichtum, der lexikalische Registrierwert, der sprachpsychologische Anregungswert gerade der zur Besprechung stehenden Lieferungen ist aus den bisherigen Bemerkungen und Zusammenstellungen ohne weiteres zu erkennen, für den Bearbeiter aber auch die Schwierigkeit der Darstellung, die höchste Anforderungen an Entfaltung und ebenso eine auf ständig wechselnde Begriffe sich abstellende Wendigkeit in der darstellerischen Bändigung des Heeres von Wobabeln und deren Bedeutungsinhalten verlangt. Man kann so betrachtet die Autorenarbeit Ziesemers — und der Mann arbeitet, jede Seite zeigt es, nicht nur mit allen Kräften des Scheidenden und wieder zusammenfassenden Verstandes, er stellt dar aus dem Herzen des preußischen Menschen heraus, er schreibt mit Herzblut — nicht hoch

genug einschätzen. Ich kann die Genauigkeit, die wundervolle Akribie, die jede Zeile durchpulsende Wärme des Ziesemerschen Wörterbuches immer wieder nur vergleichen mit Meisterleistungen der Lexikographie, wie sie vorliegen in den beiden klassischsten Werken der Mundartlexikographie, in Schmellers Bayerischem Wörterbuch und im ebenso genialen Schwäbischen Wörterbuch von Fischer. Die Berliner Akademie hätte keinen besseren Betreuer des Preussischen Wörterbuches finden können als Walthers Ziesemer. Nebenher sei noch bemerkt, daß gerade die vorliegenden Lieferungen sehr viel Material an Taufnamen und Straßennamen, namentlich Königsbergs und Danzigs, aber auch kleiner Plätze und sonstiges unmittelbar zur Geschichte der genannten wichtigsten Handelsstädte Nordostdeutschlands Einschlagende enthalten. Angewöhnlich groß, vielfältige und erhebliche Schwierigkeiten für die synonymische und etymologische Einordnung bietend, ist die Zahl der Ausdrücke für *G e r ä u s c h e*. Man müßte einmal eine Monographie über Geräuschwörter im Ostpreussischen schreiben.

Für die Augen der Schriftleitung mag ich in diesem Referat über die ungewöhnlich anregungsreichen Lieferungen 13—16 schon zuviel gesagt haben. In Wirklichkeit ist viel zu wenig über den Hochwert dieses Wörterbuches ausgesagt, das als wissenschaftliche und als heimatkundliche Leistung, als Heimatbuch möchte ich geradezu sagen, für Ost- und Westpreußen in jeder stammesbewußten Familie dieses deutschen Vorpostengebietes, unter allen Umständen aber in jeder Gemeinde- und Schulbibliothek als wichtigstes Informationsdokument für die Kenntnis preussischer Geschichte und preussischen Menschentums vorhanden sein sollte. Dem Sechziger Walthers Ziesemer, der vor ganz kurzem die 19. Lieferung des Wörterbuches abgeschlossen hat, — am 7. Juni reichte sich Ziesemer den Sechzigern ein, jünger wie viele in den zwanziger Jahren — aber sei der dankgetragene Wunsch ausgesprochen, er möge dem Wörterbuch der treue Eckehart sein bis zur Vollen dung. Otto Mauser (+).

Hedwig Böhne-Fischer: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit.

Eine vorgeschichtliche Landeskunde. Schriften der Albertus-Universität, herausgeg. vom Ostpr. Hochschulkreis. Naturwissenschaftl. Reihe, Bd. 2. VII, 156 S., 14 Bl. Abb., 2 Taf. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr) und Berlin, 1941.

Seitdem im Jahre 1918 Ernst Wahle seine Arbeit „Ostdeutschland in jung-neolithischer Zeit“ mit dem Untertitel „ein prähistorisch-geographischer Versuch“ veröffentlichte, geschieht es zum erstenmal, daß eine ostdeutsche Landschaft, nämlich Ostpreußen, gleichzeitig vom geographischen und vorgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet wird. Dies war um so mehr erwünscht, als die Wissenschaft im letzten Jahrzehnt wesentliche Fortschritte gemacht hatte, die vor allem dem Zusammenwirken von Naturwissenschaft und Vorgeschichte verdankt werden. Im besonderen die neuen Ergebnisse der Blütenstaubuntersuchung (Pollenanalyse) haben unsere Auffassung von Bodengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt weit zurückliegender Zeitabschnitte und damit von den gesamten Lebensverhältnissen vorgeschichtlicher Menschen auf eine breite und zuverlässige Grundlage der „Urlandschaftsforschung“ gestellt, auf welcher der Vorgeschichtlicher seine geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Schlüsse aufbauen kann.

Im allgemeinen Teil behandelt die Verfasserin die Natur der Steinzeit in Ostpreußen: Oberflächenformen, Boden, Bewässerung, Pflanzenwelt, Klima und Tierwelt; ferner die wirtschaftliche Kultur der Steinzeit (Wirtschaftsformen; Wald als Lebensraum; Handel und Verkehr). Im besonderen Teil werden die einzelnen Lebensräume umschrieben und gekennzeichnet; als solche

werden unterschieden zwei größere: die mittelostpreussische Grundmoränenlandschaft und das Seengebiet des preussischen Landrückens, sowie mehrere kleinere (Kurische Nehrung, Memelniederung, Samland, Küstengebiet des Frischen Haffes und Nogatgebiet). In der Tat haben diese Landschaften nicht nur ihre besondere geographische Eigenart, sondern auch, wie die Betrachtung der Siedlungskarten Abb. 43 und 44 erkennen läßt, ihre Besonderheiten hinsichtlich der steinzeitlichen Besiedlung (dazu wären jetzt auch die Karten 1—3 bei Engel und La Baume, Atlas der ost- und westpreussischen Landesgeschichte, Teil I, zu vergleichen, bei deren Erscheinen die Arbeit der Verfasserin bereits im wesentlichen abgeschlossen war). Lage und Umgebung zahlreicher steinzeitlicher Fundstellen werden durch Karten wiedergegeben und durch Lichtbilder anschaulich gemacht. Ein vollständiges Verzeichnis aller steinzeitlichen Fundplätze (ohne Einzelfunde, die nicht berücksichtigt sind) ist zum Nachschlagen um so mehr willkommen, als darin für jeden Fund Schrifttumsnachweis, Meßtischblattnummer und Angaben über die Lage verzeichnet sind. Daß die Verfasserin bemüht gewesen ist, nicht nur das vorhandene Schrifttum zu verwerten, sondern mit Hilfe des Landesamtes für Vorgeschichte auch nichtveröffentlichte Funde zu erfassen, ist besonders anerkennenswert.

So bildet das Buch von Fischer-Bohne eine gedrängte Zusammenfassung alles dessen, was bis jetzt über steinzeitliche Siedlungs- und Grabfunde aus Ostpreußen bekannt ist. Ein weiterer großer Wert des Buches liegt in der von der Verfasserin gewählten Betrachtungsweise, die sich bemüht, die äußeren Bedingungen und Gegebenheiten, unter denen die steinzeitliche Besiedlung erfolgte, herauszuarbeiten, und zu erklären versucht, wie sich der Mensch jener Zeit mit der Natur so in Einklang zu bringen wußte, daß er seine Existenz sicherte. Die starken Wandlungen der natürlichen Bedingungen und ihre Auswirkung auf die menschlichen Siedlungen, gegeben durch wesentliche Veränderungen des Klimas und ihrer Folgen im Laufe der Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit, kommen in der Darstellung klar heraus. Mit Recht betont die Verfasserin, daß die aus der ältesten Zeit menschlicher Besiedlung Ostpreußens (der Altsteinzeit) vorliegenden Funde noch nicht ausreichen, die Beziehungen des Menschen zu der ostpreussischen Landschaft, in der er lebte, festzustellen; sind doch solche Funde erst in den letzten Jahren vorwiegend durch die Untersuchungen von H. Groß ihrem Alter nach erfasst worden (auch konnte bisher noch keine Ansiedlung dieser Zeit durch Ausgrabung untersucht werden). Die mittelsteinzeitlichen Bewohner — wie ihre Vorgänger noch Jäger, Fischer und Sammler — bevorzugten die bewaldeten Ufer der Seen und siedelten in der mittel-ostpreussischen Landschaft auf leichtem und mittelschwerem Lehmboden, im Seengebiet des preussischen Landrückens auf sandigen Anhöhen und Binnendünen; sie lebten von der Jagd und vom Fischfang; unter den Nahrungspflanzen hatten die Wassernuß (damals noch reichlich in Seen vorhanden), ferner Haselnuß (in dichten Beständen auftretend) und Eicheln besondere Bedeutung. Das trocken-warme Klima der Mittelsteinzeit wandelte sich in der Jungsteinzeit; es wurde etwas feuchter und kühler, mit dem Ansteigen des Grundwassers vernäßte der Boden und die Verlandung der Gewässer nahm zu; alles das wird, wie die Verfasserin mit Recht annimmt, eine Verlagerung der Siedlungsräume bedingt haben. Nur im Seengebiet des preussischen Landrückens zeigt sich ein Festhalten an den alten Siedlungsräumen, den sandigen Uferhöhen der großen Seen; die jungsteinzeitlichen Siedler folgen im übrigen Gebiet den Flußläufen. Als Ackerbauer und Viehzüchter siedeln sie sich nun auch auf den mittelschweren Böden an; die ganz schweren Böden im Bereich der Staubeckenzone werden dagegen gemieden, da sie zu naß sind. Die neuen Ergebnisse der Urlandschaftsforschung werden be-

sonders auch in der Auffassung von der Bedeutung des Waldes erkennbar: die Verfasserin schließt sich der Ansicht an, daß die steinzeitlichen Bauern auf Waldlichtungen, die z. B. durch Brandrodung gewonnen wurden, ihr Feld bauten, und daß der Wald ihnen nicht feindlich war, wie die ältere Anschauung glaubte, sondern als lichter Eichenmischwald Nahrung für Menschen und Vieh lieferte.

So ist im ganzen genommen das vorliegende Buch mit seiner sorgfältigen Zusammenfassung und übersichtlich-klaaren Darstellung unserer heutigen Kenntnis auf verschiedenen Wissensgebieten in der Tat das, als was es die Verfasserin im Untertitel bezeichnet hat: eine vorgeschichtliche Landeskunde Ostpreußens.

R ö n i g s b e r g (Pr).

W. L a B a u m e.

Joachim Hoffmann: Die spätheidnische Kultur des Memellandes (10. bis 12. Jahrh. n. d. Zw.). Schriften der Albertus-Universität, herausgegeben vom Ostpreussischen Hochschulkreis. Geisteswissenschaftliche Reihe, Bd. 29. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr) und Berlin, 1941. X, 189 S., 12 Bl. Abb.

Wenn der Verfasser über den Stand der Forschung (S. 3) sagt, das Memelland sei für die Vorgeschichtsforschung „ein fast völlig unbearbeiteter und unbekannter Boden“, so ist das in dieser allgemeinen Fassung nicht zutreffend. Er selbst führt zahlreiche Arbeiten ostpreussischer Vorgeschichtsforscher an, welche memelländischen Fundstoff behandeln, und es dürfte wohl feststehen, daß über dessen zeitliche Einordnung und kulturelle Stellung im wesentlichen Klarheit bestand. Wichtig ist dagegen, daß es bisher noch keine Arbeit gab, die den gesamten, sehr umfangreichen Fundstoff irgendeines bestimmten Zeitabschnittes aus dem Memelland vollständig erfaßt und ausgewertet hätte, aus dem einfachen Grunde, weil die wenigen wissenschaftlichen Kräfte des Prussia-Museums bzw. des Landesamtes für Vorgeschichte bei dem außerordentlich großen Umfang der in Ostpreußen zu bewältigenden Aufgaben zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen monographischer Art bisher nicht gekommen sind. Erst die Errichtung eines planmäßigen Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Albertusuniversität ergab die Möglichkeit, jüngere Vorgeschichtler mit solchen Arbeiten zu betrauen, deren eine die vorliegende Doktorarbeit von J. Hoffmann bildet.

Wie umfangreich der Fundstoff aus nur drei Jahrhunderten (9. bis 12. J.) ist, die, wie in Ostpreußen seit langem üblich, als spätheidnische Zeit zusammengefaßt werden, läßt Hoffmann's Buch erkennen; es muß gleich noch dazugesagt werden, daß vom Verfasser lediglich der nördliche Teil des Memellandes behandelt wurde. Dies hängt mit dem ersten wichtigen Ergebnis der Untersuchung zusammen: die spätheidnische Kulturhinterlassenschaft — überwiegend Grabfunde — an der Ostküste des Kurischen Haffes läßt nämlich zwei räumliche Gruppen erkennen, von denen die nördliche in der Gegend von Heydekrug ihre Südgrenze findet, während die südliche, nach einem Zwischenraum ohne Funde, erst in der Gegend von Pogegen beginnt und sich um Eilsit als Zentrum herumlagert. Das zweite Hauptergebnis ist die Bestätigung der schon von anderer Seite geäußerten Vermutung, daß die nördliche Gruppe den Kuren, die südliche (um Eilsit und Ragnit) den Schalauern zuzuweisen ist.

Die Gräberfelder der Nordmemelgruppe zeigen in der spätheidnischen Zeit einen erstaunlichen Reichtum an Funden; Beigaben verschiedenster Art, wie Waffen, Ausrüstungsstücke und Schmucksachen sind in großer Zahl und Mannigfaltigkeit vertreten. Ihre formenkundliche Gliederung und zeitliche Zuteilung wird ausführlich vom Verfasser dargelegt, vieles davon wird abgebildet, erfreu-

licherweise zumeist in Zeichnungen, welche die Verzierung der Waffen, des Schmuckes und der Tongefäße deutlicher erkennen lassen, als es bei Lichtbildwiedergaben der Fall zu sein pflegt. Unter den Gräbern sind ältere und jüngere unterscheidbar; die Körpergräber der vorausgehenden Jahrhunderte, die für das Memelgebiet so kennzeichnend sind (im übrigen Ostpreußen herrschen Brandgräber), werden im 9. Jh. von Brandgräbern abgelöst. Aus diesen Tatsachen und den typologischen Kennzeichen der Beigaben, die besonders an den zahlreich vertretenen Armbändern gut herausgearbeitet werden konnten, ergibt sich eine Gliederung der spätheidnischen Zeit in zwei Abschnitte: I. Ältere Hauptgruppe mit Körpergräbern (Leitformen sind vor allem Armringe ohne Eierkopfsenden); II. Jüngere Hauptgruppe, vorwiegend mit Brandgräbern (Leitformen sind Armringe mit Eierkopfsenden und solche mit rautenverzieren Enden). Gruppe I entspricht A. Bezzenbergers Stufe G, Gruppe II der Stufe H. Letzgenannte Stufe konnte Hoffmann noch weiter zeitlich teilen. In Zahlen ergab sich folgende Ansetzung: Stufe G nach Bezzenberger = 850/900—1050/75; Stufe H₁ = 1050/75—1100; Stufe H₂ = 1100—1200. Stufe F, die der spätheidnischen Zeit vorausgeht (erste Hälfte des 9. Jh.), ist von Hoffmann nicht mitbehandelt worden.

Auch die Beziehungen der Nordmemellkultur zu den Nachbarkulturen sind vom Verfasser ausführlich behandelt worden. Nach Süden hin, zu der Gruppe um Eilsit mit dem Hauptgräberfeld Linkuhnen, das durch Veröffentlichungen von C. Engel bekannt wurde, ergaben sich im Bestattungsbrauch und in den Beigaben so starke Verschiedenheiten, daß unmöglich beide Gruppen e i n e m Volksstamm zugeschrieben werden können. Dagegen zeigt die nordmemelländische Kulturgruppe nächste Verwandtschaft zu den Funden aus dem angrenzenden litauischen Flachland und aus Lettland, besonders aus dem Südteil der alten Landschaft Kurland, was bereits früher von C. Engel und auch von lettischen Forschern betont worden ist. Damit ergibt die archäologische Untersuchung eine Bestätigung der schon von Historikern und Sprachforschern ausgesprochenen Annahme, daß die Bevölkerung im nördlichen Memelgebiet, ebenso wie die im nördlich anschließenden Küstengebiet der Ostsee bis Nordkurland herauf, kurisch gewesen ist. Eine litauische Besiedlung kommt für die spätheidnische Zeit jedenfalls überhaupt nicht in Frage, vielmehr ist das nordmemelländische Gebiet zur Zeit des Deutschen Ordens ein im wesentlichen unbesiedeltes Waldgebiet („Wildnis“) gewesen, und erst später ist litauische Zuwanderung erfolgt. Um 1200 hat die memelländische Kultur ihr Ende gefunden durch Abwanderung nach Kurland, wie G. und S. Mortensen als wahrscheinlich erwiesen haben, jedoch nicht nach und nach, sondern ziemlich plötzlich nach Erreichung des Kulturhöhepunktes gegen Ende des 12. Jhs.

Eine Übersicht über die Gräberfelder des Memellandes und des angrenzenden Niederlitauen (Semaitien) schließt das Buch von J. Hoffmann ab, das in erster Linie eine klare formenkundliche und zeitliche Aufgliederung des nordmemelländischen Fundstoffes aus der spätheidnischen Zeit erbracht und damit die Vorgeschichtsforschung in Ostpreußen wesentlich gefördert hat, darüber hinaus aber einen bedeutenden Beitrag zur Klärung der Bevölkerungs-geschichte im ostpreußischen Raum darstellt.

R ö n i g s b e r g (P r.).

W. L a B a u m e.

Wilhelm Jost: Der Deutsche Orden im Rhein-Main-Gebiet. Ein Quellenbuch für Namensforschung. Gießen 1941. 412 S. und 1 Tafel. (= Gießener Beiträge zur deutschen Philologie 80.)

Aus archivalischen Funden im Wiener Deutsch-Ordens-Archiv, das jetzt im Wiener Reichsarchiv beruht, bringt der Verfasser Quellen zur Geschichte der

Romturi Sachsenhausen: Regesten der bisher unveröffentlichten Urkunden, ein Anniverfar und ein Urbar von 1331. Wir gewinnen einen tiefen Einblick in den reichen Grundbesitz dieser Kommende und die Art seiner Bewirtschaftung; dieser weicht von der in Preußen üblichen ab, ist aber doch wichtig, um die Eigenart der Ordensverwaltung im alten Reich und in Preußen miteinander vergleichen zu können. Daher diese Anzeige in den Altpr. Forschungen. Einige kleine Notizen haben unmittelbaren Bezug auf Preußen.

Regest 159: 1403, Oktober 31. Bürgermeister und Rat der Stadt Friedberg verkaufen dem Hochmeister Conrad von Jungingen ihre Mühlen. Diese Originalurkunde bezieht sich jedenfalls auf Friedberg in der Neumark. Bekanntlich ging der Orden nach dem Erwerb der Neumark Juli 1402 planmäßig mit dem Ankauf der städtischen Mühlen vor. Joachim Repertorium der . . . Urkunden zur Geschichte der Neumark 1895, bringt die Kaufverträge mit 5 neumärkischen Städten, unter denen Friedberg noch fehlte. Wie diese Urkunde nach Sachsenhausen geraten ist, wird jetzt schwer zu ermitteln sein.

Regest 311: 1521 März 22. Eberhard Graf zu Königstein u. a. bekunden, daß der Hochmeister Albrecht von Brandenburg im Jahre 1519 sechs Hauptleute als Söldnerführer erworben habe. Der Sold ist rückständig; das deutsche Gebiet übernimmt die Zahlung. Ähnlich ist Nr. 310 vom vorhergehenden Tage, nur wird hier der Marschall Georg von Elz statt des Hochmeisters genannt.

Regest 215. Bischof Caspar Linke von Pomesanien (1440—1463) war auch Gesandter auf dem Konzil von Basel (1431—49) gewesen und urkundet mit diesem Titel noch am 24. Mai 1453 in Marienwerder. Cramer, Geschichte des vormaligen Bistums Pomesanien 1884, erwähnt hiervon nichts.

Besonders wertvoll ist das Anniversarienbuch des 14. Jahrh., das in seinen älteren Zeilen wohl die Abschrift einer älteren Aufzeichnung des 13. Jahrh. ist und leider einige alte Lesefehler enthält. Wir haben noch andere Kalendare dieser Art. Mag Perlbach hat sie 1877 in den Forschungen zur Deutschen Geschichte XVII unter dem Titel „Deutsch-Ordens Necrologe“ veröffentlicht. Ottomar Schreiber hat diese Daten 1913 in seiner Arbeit über die Personal- und Amtsdaten der Hochmeister verwerft¹⁾, und die von ihm so festgestellten Todestage entsprechen zumeist auch den Angaben im Sachsenhäuser Anniverfar. Nur bei Conrad von Feuchtwangen besteht eine Differenz, das Kalendarium einer Königsberger Statuten-Handschrift hat III Non. Jul (= 5. Juli) als Todestag, Sachsenhausen aber V Non. Jul., also den 3. Juli²⁾. Der Landmeister Hermann Balko ist nach dem Altenbiesener Nekrolog am V. Nov. Mart. = 3. März verstorben, nach dem Sachsenhäuser Anniverfar aber am 6. März. Zum 21. Januar wird der Tod des Hellwig von Goldbach vermerkt. Dieses Datum war bisher nicht bekannt. Vgl. Lampe's Aufsatz „Hellwig von Goldbach, Marschall, Landmeister und Landkomtur des Deutschen Ritterordens“³⁾.

Die größte Überraschung bot der Eintrag zum 18. März: „fr. Fredericus de Huslin episcopus Cholmensis⁴⁾ in cuius anniversario fratribus debetur una marca den. singulis annis pro pictancia de domo sua in civitate Frankenfordensi dicta zu der Ruse.“

Friedrich von Hausen war Priesterbruder des D. und Bischof von Kulm; die zweimal im Register gegebene Ortsangabe Köln ist unzutreffend. Sein

1) Oberländische Geschichtsblätter XV Königsberg Pr. 1913.

2) Nach ergänzenden Mitteilungen des Reichsarchivs Wien, Abt. Haus-, Hof- und Staats-Archiv, dem für diese Auskunft besonders gedankt sei.

3) Historische Vierteljahresschrift XXVI, Dresden 1931.

4) richtiger „Colmensis“.

Todesstag wird in einem Berliner Exemplar der Ordensstatuten zum 18. März vermerkt, sein Todesjahr im Bischofs-Katalog als 1274 angegeben!). Hiernach kann das Datum des 18. März 1274 als gesichert gelten. Daß er aus Frankfurt stammte und dort ein Haus besaß, war bisher nicht bekannt.

Bemerkenswert ist es, daß die Zählung der Hochmeister von der des Peter von Dusburg erheblich abweicht. Die fünf ersten Hochmeister sind vollzählig angegeben, wie bei Dusburg, dann folgt als Nr. VI Heinrich von Hohenlohe und Nr. VII Günther, die beide bei Dusburg fehlen. Die nächsten 4 Hochmeister, Dusburg Nr. 6—9 fehlen hier, zu ihnen müßten die in Sachsenhausen fehlenden VIII und IX gehört haben. Jetzt kommt als Nr. X Conrad von Feuchtwangen, der bei Dusburg dieselbe Nr. 10 hat. Dan wird Nr. 11 Gottfried von Hohenlohe, um den 1303 ein Streit im Orden ausbrach, ausgelassen, Nr. XI ist Siegfried von Feuchtwangen, Nr. XII Karl von Erier, Nr. XIII Werner von Orseln, die bei Dusburg Nr. 12, 13 und 14 haben. Es ist also, was auch die Erwähnung Helwigs von Goldbach vermuten läßt, ein thüringischer Nekrolog benutzt und zur Zeit Luthers von Braunschweig (1331—1335) in das Sachsenhäuser Anniverfar übernommen worden. Die späteren Hochmeister wurden nicht mehr berücksichtigt, und jetzt nur noch Personen aus dem engeren Umkreis von Frankfurt aufgenommen, mit anderen Worten: die persönlichen Beziehungen zu Preußen waren nun erloschen.

Mar i e n b u r g (W e s t p r.)

B e r n h a r d S c h m i d.

G o t t h o l d R h o d e: Brandenburg-Preußen und die Protestanten in Polen 1640—1740. (Deutschland und der Osten, Band 17.) S. Kirzel, Leipzig 1941. VIII, 258 S.

Interventionen zu Gunsten konfessioneller „Minderheiten“ haben sich in der europäischen Geschichte an zwei Brennpunkten entzündet: an der Verquickung machtpolitischer und religiöser Motive im Zeitalter der Religionskämpfe und an dem Schutzbestreben europäischer Mächte, vor allem Frankreichs, gegenüber den Christen der Türkei. Hierzu kommt schließlich das lebhafteste Interesse der russischen Politik seit Peter d. Gr. für die orthodoxen Glaubensgenossen im Osmanenreich und in Polen, das im späteren 18. Jahrhundert unter Katharina II. immer mehr nur ein Vorwand machtpolitisch-imperialer Absichten wird. Das von G. Rhode vorgelegte Material über die brandenburgisch-preußische Schutzpolitik gegenüber den Protestanten Polens führt ganz in den ersten Bereich einer konfessionell bestimmten Außenpolitik, wie sie vor allem im frühen 17. Jahrhundert vorherrschend war. Wie in Polen ein intoleranter „Staatskonfessionalismus“ sich länger als in West- und Mitteleuropa erhielt, so auch die Mittel und Bestrebungen, ihm zu begegnen. Darum kann Vf. den Zeitraum seiner Untersuchung füglich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ausdehnen, er hätte zweckmäßigerweise sogar noch die von ihm anderswo behandelten Jahrzehnte bis zur großen Wendung der Dissidentenlage in Polen im Jahre 1768 hinzunehmen können.

Rhodes Abhandlung bietet viel, mit großem Fleiß gesammeltes Material auch für das Detail seines Problems. Wenn es auch nicht gelungen ist, die Masse der Einzelheiten darstellerisch zu bewältigen, so lassen sich die Stadien politischer Einflußnahme Preußens auf das Los der Evangelischen in Polen doch, vor allem nach der zusammenfassenden Schlußbetrachtung, klarer überblicken. Die vom Vf. etwas weitgehend als „Schutzherrschaft“ des brandenburgisch-preußischen

1) Woelfky, Urkundenbuch des Bistums Culm I Danzig, 1884, S. 56.

Staates bezeichnete Unterstützung, die die preußischen Herrscher den Glaubensgenossen im polnischen Nachbarstaat angedeihen ließen, läßt sich nach R. auf den Großen Kurfürsten zurückführen, steigert sich unter dem ersten König vor allem durch den Anteil des Hofpredigers Daniel Ernst Jablonski, der zugleich Senior der Großpolnischen Union gewesen ist, und erreicht im ersten Regierungsjahrzehnt Friedrich Wilhelms I. bis zur Thorer Krise 1724 ihren Höhepunkt. Sie ist in verschiedenen Formen wirksam geworden: als finanzielle Förderung einzelner Gemeinden, Bereitstellung von Freistellen in preußischen Schulen und Hochschulen und schließlich in diplomatischen „Interzessionen“ zugunsten der allgemeinen und rechtlichen Lage der Dissidenten. Eine formale Rechtsgrundlage hat sie nicht besessen, da die Bemühungen um eine Dissidentenschutzbestimmung in den Olivaer Friedensverhandlungen und später im zweiten Nordischen Krieg gescheitert sind. So war Polen völkerrechtlich nur in der Behandlung der Protestanten in Westpreußen gebunden.

In der Widerlegung der Hauptthese der polnischen Geschichtsschreibung ist Rhode der überzeugende Nachweis gelungen, daß die Interzessionspolitik der Hohenzollern keine eigentlich politischen Motive hatte und nicht zur Tarnung eigensüchtiger Interessen diente, sondern ausreichend aus ihrem „konfessionellen Verbundenheitsgefühl“ erklärt werden kann. Daß dies geradezu der „Staatsräson“ des preußischen Staates widerstreben konnte, wird nirgends sichtbarer als im preußischen Verhalten während der Thorer Krise, in der Friedrich Wilhelm I. wie so oft als der „reine Tor“ erscheint und im Ernste an ein kriegerisches Eingreifen gedacht hat. Die Hoffnung auf ein gleichlaufendes und gemeinsames Vorgehen mit den protestantischen Seemächten mußte dabei fehlschlagen — der König hat in diesem Zusammenhang seiner Meinung von den „Engelmännern“ drastischen Ausdruck verliehen — und es bot sich nur noch die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit dem orthodoxen Rußland, die seit 1722 gegeben ist, aber zunächst auch nicht für eine wirksame Aktion ausreichte. In der Erweiterung des Dissidentenbegriffes auf die griechische Kirche war erst später die Voraussetzung einer aktiven politischen Zusammenarbeit zwischen beiden Mächten geschaffen, auf der die gemeinsamen Aktionen der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts beruhen.

Rhode hat u. a. auch die Frage nach den volkspolitischen Gründen und Ergebnissen der preußischen Schutzpolitik aufgeworfen und will wenigstens einen bedeutenden Anteil unbewusster völkischer Gemeinsamkeit festhalten, da die evangelischen Glaubensgenossen in Polen zumeist auch Volksgenossen gewesen seien. Sicher wird man auch volksgeschichtlich in den Hilfsmaßnahmen der preußischen Regierung für einzelne deutsch-evangelische Gemeinden einen der Kanäle ausfindig machen können, durch die volkstumpolitische Einflüsse in einem Zeitalter möglich wurden, das von anderen Grundsätzen bestimmt wurde.

Königsberg (Pr).

Eh. Schieder.

Andreas Hohlfeld: Versailles und die russische Frage 1918/19. Hansseatische Verlagsanstalt Hamburg 1940. 79 [+1] S. Schriften d. Reichsinstituts f. Geschichte d. neuen Deutschlands.

Als im Jahre 1918 mit den Waffenstillständen für Deutschland und seine Verbündeten das gewaltige Ringen des Weltkrieges zuungunsten des Vierverbündeten verlaufen war, erhob sich vor den in Paris versammelten Staatsmännern nicht nur die Aufgabe, die Friedensbedingungen mit Deutschland und seinen Verbündeten festzulegen. Die Welt war aus den Fugen geraten und ver-

langte nach einer neuen Ordnung. Die verschiedensten nationalen und übernationalen Gewalten durchdrangen sich und strebten nach Durchsetzung ihrer letzten Ziele. Dabei wird, an den Machtverhältnissen des Jahres 1914 und des Weltkrieges gemessen, dem sorgsamem Beobachter besonders die führende Rolle Frankreichs auffallen, die ihm im Rahmen der Siegermächte damals zukam. Ich konnte in meiner Arbeit „Der Waffenstillstand von Compiègne und die Rheinfrage 1918/19“ (Bonn 1940) darauf hinweisen, wie dieser Aufstieg Frankreichs sowohl an die Persönlichkeit des französischen Ministerpräsidenten, Clemenceau, an die Ausschaltung Deutschlands durch den Waffenstillstand wie die in seinem Gefolge heraufgeführte Machtstellung Frankreichs am Rhein gebunden war. Wie dadurch Frankreich im Westen die Traditionen seiner Rheinpolitik belebte, so ging es gleichzeitig daran, seine überlieferte Ostpolitik aufs neue zu verwirklichen. Der gemeinsame Untergrund beider Machtbestrebungen ist das 1918 mit aller Gewalttätigkeit erneut durchbrechende französische Hegemoniestreben, das nach wie vor in der Niederhaltung Deutschlands seinen beherrschenden Mittelpunkt erkennt, darüber hinaus nach einer solchen Schwächung Rußlands strebt, daß es als Verbündeter Deutschlands nicht in Frage kommt. Denn von diesem jahrhundertealten Ringen Frankreichs mit Deutschland um die Führung in Europa, deren Erringung, wie erst kürzlich wieder Hermann Heimpel dargelegt hat, seit dem Mittelalter der letzte Sinn der deutsch-französischen Auseinandersetzung ist, empfängt erst die französische Ostpolitik ihren Sinn. Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir auch den Einfluß Frankreichs in Osteuropa 1918/19 verstehen. Dabei wird dem um Sicherung und Ausbau seiner kontinentalen Stellung kämpfenden Frankreich das Verhältnis zum Bolschewismus zu einer zentralen Frage seiner Hegemonialpolitik, sowohl was ihre politisch-militärische Durchschlagskraft und Reichweite wie die sie tragenden Kräfte betrifft.

Mit dem Ausbruch der Bolschewisten aus der alliierten Front setzten die Versuche der Entente um die Wiederaufrichtung einer Ostfront gegen Deutschland ein. Gerade unter der Abwehr dieser Gefahr müssen wir auch die deutsche Ostpolitik des Jahres 1918 sehen, ein Gesichtspunkt, der im Weltkrieg deutscherseits viel zu wenig oder kaum beachtet wurde.

Wenn auch die Beziehungen der Entente noch jetzt bis in das bolschewistische Lager hineinreichen und von dort aus gepflegt werden (Trozk!), so nimmt doch die ungehinderte Unterstützung des Unabhängigkeitsstrebens der Völker der russischen Westgebiete und der Interventionspolitik den Vorrang ein. Nach der Niederzwingung Deutschlands bezweckt die Interventionspolitik, Rußland unter das System der Siegermächte zu bringen. Dabei wird allerdings auch hier die latent bereits im Krieg zwischen den Alliierten sich erhebende Auseinandersetzung um die Auswertung des Sieges sichtbar, wenn auch noch überdeckt vom gemeinsamen Streben in Rußland Fuß zu fassen.

Wie einstens das Herzogtum Warschau, so hatte auch die im Herbst 1918 entstehende Balkanfront nach Niederkämpfung der Türkei und Bulgariens eine doppelte Funktion: Als Südoostfront mit der Stoßrichtung gegen Deutschland war ihr die große Aufgabe zugeordnet, zusammen mit dem von Marschall Foch im Westen erstrebten Durchbruch Deutschland in ein Cannäe größten Stiles zu verwickeln — Operationspläne, die auch bei den Waffenstillstandsvorverhandlungen Ende Oktober 1918 in Versailles ins Auge gefaßt wurden. Benesch erzählt, wie Clemenceau von der Aussicht, Berlin von Prag aus zu bombardieren, entzückt war. Allerdings blieben solche Erwägungen schon im Jahre 1918 rein theoretischer Natur, und erst mit zunehmenden zeitlichem Abstand schienen ihre Erfolgsaussichten in den Augen mancher französischen Soldaten zu wachsen.

Nach der Waffenniederlegung Deutschlands trat nun an der Südostfront die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus beherrschend in den Vordergrund. Der Vormarsch nach Südrussland, nach Odessa und der Krim begann, immer in enger Verbindung mit den Engländern, die sich nach der Besetzung des Mossulgebietes die kaukasischen Erdölquellen zu sichern trachteten. Ziel der Politik Frankreichs war es nun, die ihm verbündeten Mächte zum Waffengang mit dem Bolschewismus zu gewinnen. Allerdings wird man dabei auch bei Frankreich die wirtschaftspolitischen Gesichtspunkte beim Fassfassen in Sowjetrußland nicht außer acht lassen dürfen. Hand in Hand mit diesen politisch-diplomatischen Zielsetzungen verband sich eine intensive Propaganda, die in der Presse oder von der Tribüne der Kammer den Kampf gegen den Bolschewismus führte, wobei die Abwehr der den Siegermächten aus einem deutsch-russischen Bündnis, aus der bolschewistischen Zerfetzung drohenden Gefahren eine der hervorstechendsten Parolen war.

Das Ringen der französischen politischen und militärischen Führung um diesen Waffengang gegen den Bolschewismus ist Gegenstand der Arbeit Hohlfelds. Dabei ist seine Fragestellung, die uns die innersten Triebkräfte der französischen Politik sichtbar macht, in der Tat in der deutschen Literatur bislang nicht beachtet worden. Wichtige Quellenveröffentlichungen sind allerdings erst in den letzten Jahren bereitgestellt worden, wobei vielleicht gesagt werden darf, daß Hohlfeld in der sich auferlegten Beschränkung beim Heranziehen von Literatur doch vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Man wird vielleicht auch bedauern, daß der Verfasser auf die Darlegung der weiteren und engeren Vorgeschichte seines Problems verzichtet hat, da gerade die Fragen der französischen Ostpolitik noch vielfacher Durchleuchtung bedürfen. Ich selbst hoffe noch an anderer Stelle zu diesem Fragenkreis mich äußern zu können. Aber indem Hohlfeld seine Darstellung ganz auf die entscheidenden Wochen und Monate konzentriert und aus den Auseinandersetzungen selbst die letzten französischen Ziele sichtbar zu machen versteht, gewinnt seine Arbeit ungemein an Geschlossenheit, Durchschlags- und Überzeugungskraft, sodaß sie zweifellos zu den bedeutendsten Darstellungen der letzten Jahre über das Weltkriegsende zählt. Und wie in meiner oben erwähnten Arbeit drängt sich auch hier wieder die Erkenntnis auf, daß erst das Zusammensehen der Kämpfe und Auseinandersetzungen unter den Völkern mit den Entscheidungen der Versailler Friedenskonferenz uns die Entstehung des heute überwundenen europäischen Systems der Siegermächte von Versailles erkennen läßt.

So schildert uns Hohlfeld in seiner Darstellung den Kampf Frankreichs um die Verwirklichung seiner antibolschewistischen Politik, bis Ende März das Scheitern dieser Kampfpolitik offensichtlich ist. Dabei hat sich die französische Politik mit dem Widerstand, der von den Bundesgenossen Frankreichs, besonders von Amerika, wie von den Bolschewisten ausgeht, auseinanderzusetzen. Während es Clemenceau gelingt, allen Widerständen zum Trotz die alliierte Einheitsfront gegen Deutschland über die Unterzeichnung des Friedensvertrages hinaus zusammenzuhalten, womit er eine seiner bedeutendsten diplomatischen Leistungen vollbringt, versagt die Geschlossenheit der Verbündeten vor der russischen Frage. Damit war gleichzeitig Ende März, als nach immer neuen Anläufen, wobei die Franzosen selbst vor den stärksten Methoden wie Vorschubleistung der Bolschewisierung Ungarns nicht zurückschreckten, um die Gefahr des Bolschewismus ihren Verbündeten in möglichst drastischer Weise vor Augen zu führen, die antibolschewistische französische Kampfpolitik die Alliierten nicht mit sich fortzureißen konnte, mit dem Versagen an der Lösung der bolschewistischen Frage das Wort über das neue Zeitalter französischer Hegemonie, über das Werk der Sieger-

mächte von 1919 gesprochen. Stärker als es bei Hohlfeld geschieht, wird man die Frage der antibolschewistischen Aktion allerdings in den Gesamtzusammenhang der Auseinandersetzungen auf der Pariser Friedenskonferenz hineinstellen müssen. Denn in denselben Wochen und Tagen des März 1919, da Foch als Vorkämpfer Clemenceaus um seinen Rußlandfeldzug ringt, der ihn als den „Napoleon“ der Entente an die Spitze ihrer Truppen zum Kampf gegen den Bolschewismus nach Rußland führen soll, sehen wir das Ringen Frankreichs um die Verwirklichung seiner Rheinpolitik wie um den Aufbau seines östlichen Vasallenstaatensystems einem ersten Höhepunkt zueilen. Es hatte den Anschein, als ob die Konferenz in die Luft fliegen würde. Es ist weniger die unaufhörliche Rivalität Clemenceaus und Fochs als die beherrschende Mittelpunktstellung, der Vorrang der antideutschen Politik vor den russischen Plänen, der Clemenceau zu dem Verzicht auf die Durchkämpfung der letzteren treibt.

So erwachsen neben dem Widerstand der Verbündeten, neben der auf die Dauer gesehen doch verhältnismäßig schmalen Basis, die die neue französische Hegemonie trägt, aus deren Grundlagen selbst, aus ihrem reaktionären, rückwärts gewandten, rein imperialistischen Charakter die wesentlichsten Ursachen des Versagens Frankreichs vor dem Bolschewismus. Ebenso wenig verfügte Frankreich über ein neues soziales Programm, um den Bolschewismus in seinen inneren Voraussetzungen zu treffen, der Werbekraft seiner Parolen das Bild einer neuen Ordnung entgegenzusetzen zu können. Frankreich hatte sich damit 1919 nicht anders wie einst unter Ludwig XIV. um den Beruf gebracht, Vorkämpfer gegen die Europa bedrohende östliche Gefahr zu werden und damit die innere Berechtigung seiner Hegemonie selbst preisgegeben.

R ö n i g s b e r g (Pr).

E r n s t R e i t.

Wilhelm Freiherr von Gahl: Ostpreußen unter fremden Flaggen. Ein Erinnerungsbuch an die ostpreußische Volksabstimmung vom 11. Juli 1920. Gräfe und Unzer Verlag Königsberg (Pr), o. J. [1940]. 323 S.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Weltkriegserinnerungen besitzen wir nur ganz wenig Memoirenwerke über die Nachkriegszeit. Wir begrüßen darum um so mehr das Erinnerungswerk des Reichskommissars für die ostpreußische Volksabstimmung vom 11. Juli 1920. Die großen inneren und äußeren Vorzüge, die Gahls Schrift auszeichnen, erhöhen die Freude über diese „Denkwürdigkeiten“, die gleichermaßen im politischen wie wissenschaftlichen Schrifttum der Nation einen ehrenvollen Platz beanspruchen. Sie sind geprägt durch die Persönlichkeit des Verfassers, der in anschaulicher und erschöpfender Weise einen Rechenschaftsbericht über seine Wirksamkeit vom Januar bis August 1920 in Ostpreußen gibt. Und doch scheint es ein Kennzeichen, in wie starkem Maß der Verfasser hinter sein Werk zurücktritt: es ist ausgezeichnet durch eine Sachlichkeit, die dem Bericht etwas Monumentales verleiht und die wir als eigentümlich preußisch empfinden. Indem auf alle äußeren Mittel literarischer Darstellung verzichtet und der Verlockung einer allzu persönlichen, auf Wirkung bedachten Hergangsschilderung widerstanden wird, erhalten wir ein Bild, das dem Wesen und der Eigenart dieses Kampfs im deutschen Nordosten am meisten entspricht. Die deutsche Abwehr, so charakterisiert der Verf. diesen Kampf selbst (S. 113 f.), „war kein Werk amtlicher Stellen, sondern ging aus dem bedrohten Volksteil hervor . . . Das Heldentum der Abstimmungszeit zeigte sich nicht in blutigen Fehden, sondern in der Stille täglichen, aufreibenden Kampfes mit feindseliger Nachbarschaft, bei nächtlichen Botengängen für den Heimatdienst durch weite und dunkle Wälder und im offe-

nen Festhalten einsamer Frauen an ihrem Deutschtum inmitten leidenschaftlich erregter Umwelt. Die Geschichte dieser Volksabstimmung kennt daher keine Beispiele leuchtender Heldentaten, aber desto mehr Leistungen in den umkämpften Gegenden, die als stilles Heldentum zu werten sind."

Der Verf. schildert in einem ersten Teil „Land und Leute, Geschichte des Abstimmungsgebietes, Zustände in Deutschland und Ostpreußen, Vorgeschichte und Überblick über den Verlauf der Volksabstimmung“. In einfacher und klarer Gliederung, die sich dem Ablauf der Ereignisse anschmiegt, folgen die Teile „Reichskommissar in Allenstein“, „Polnischer Angriff“, „Deutsche Abwehr“, „Die Interalliierte Kommission“, „Sturmzeit“, „Nach dem Sieg“ und „Wertung der Abstimmung“. Hinter diesen Überschriften verbirgt sich nicht nur eine Fülle an geschichtlichem Rohstoff, den uns der Verf. übermittelt. Von ihr zeugen die zahlreichen eingestreuten Schriftstücke und Quellen, die wörtlich abgedruckt werden: Briefe und Notizen des Vf.s. (S. 44 ff., 84, 210, 241), Auszüge aus polnischen Denkschriften und Darstellungen (S. 72 ff., 76 ff.), Polizeiberichten (S. 88 f.), litauische Stimmen (S. 91), Kundmachungen und Verordnungen der Interalliierten Kommission (S. 137, 165, 167), Ansprachen ihres Präsidenten (S. 134 f.), des deutschen Regierungspräsidenten (S. 133), des polnischen Generalkonsuls Lewandowski (S. 203), Brief des Generals von Estorff, des „alten Römers“ (S. 212 f.), Auszug aus der Abstimmungsverordnung vom 14. Apr. 1920 (S. 227 f.) u. a. m. Doch all dieses Quellenmaterial bleibt durchaus dienendes Glied gegenüber der Hauptquelle: der Darstellung des Verfassers, die dadurch zwar bereichert, in ihrer Gegenständlichkeit und Beweiskraft noch verstärkt wird, die ihr Wesentlichstes aber doch ganz aus Eigenem zieht: aus der überaus reichen, Großes wie Kleines umschließenden Erinnerung des Verf.s., aus seiner intimen Landes-, Personen- und Sachkenntnis, aus seinem überlegenen und immer gerechten Urteil, vor allem aber aus der Tatsache, daß er als leitender Mann der Abstimmung wie kein Zweiter sie übersehen und mitgestaltet hat.

Daß er bei seiner Arbeit nur sehr begrenzt von dem Vertrauen, geschweige der tätigen Mithilfe der Berliner Regierungskreise getragen war, wird aus dem Buche klar deutlich. Obwohl seit dem Mai 1919 bekannt war, daß in Masuren eine Volksabstimmung stattfinden würde, zögerte die Reichsregierung bis zum Januar 1920, einen Abstimmungskommissar zu ernennen. Der Grund dafür war, daß v. Gayl, der von Winnig (auf Batodzis Rat) vorgeschlagen war, der örtlichen SPD. mißfiel, vor der wieder die Berliner Minister Angst hatten. Und zu den Hemmungen des neuen Staats kamen auch noch die Vorurteile des alten: als v. Gayl sich am 20. Januar endlich als berufen ansehen konnte, da zögerte sich aus kleinlichsten Rangbedenken die Ernennung so lange hinaus, daß beim Eintreffen der Entente-Kommission in Allenstein kein offizieller Vertreter des Deutschen Reiches zugegen war. v. Gayl hat dann trotzdem mit der Kommission und ihrem Präsidenten Rennie, für dessen persönlicher Loyalität, aber auch politischer Schwäche der Verf. interessante Belege gibt, gut zusammengearbeitet; das Verdienst hierfür und für die Tatsache, daß sowohl im Verkehr der Deutschen untereinander wie mit den Fremden es in Masuren und Ermland reibungsloser herging als in irgendeinem anderen Abstimmungsgebiet, wird man wohl entscheidend in der Persönlichkeit Gayls suchen müssen. Die „schwerste Belastungsprobe“ (S. 203) für die Abstimmung war zweifellos der Ausbruch des Rapp-Dutschke, dem gegenüber v. Gayl die für das Abstimmungsgebiet einzig mögliche Parole der Aufrechterhaltung des Burgfriedens ausgab. Das ganze Maß an seelischem und politischem Druck, an wirtschaftlicher Not, sozialem Verfall, das die Nachkriegsjahre kennzeichnet, mußte sich in dem nationalen Notstandsgebiet, wo es eine eindeutige und mannhafte politische Entscheidung zu treffen galt, be-

sonders störend auswirken. Nur wenn wir uns dieser Belastungen erinnern: der nicht endenwollenden Streikbewegungen, der Lohnkämpfe, der zersetzenden Heze der U.S.P., des Parteienkampfes, der Schmach der Niederlage und Entwaffnung, der Trennung Ostpreußens vom Reich, werden wir die völkische Tat, die in dem nahezu hundertprozentigen Abstimmungsieg dennoch erzielt wurde, in ihrer ganzen Bedeutung ermessen können.

Sie war nur möglich dank der vorbildlichen Haltung der Bevölkerung und ihrer ebenfalls vorbildlichen Erfassung durch die deutsche Organisation. Der Verf. zeigt, wie verfehlt die polnische Organisation war, die beim völligen Fehlen aller eigenen Anknüpfungspunkte in dem kerndeutschen Land allenthalben auf den Rückgriff auf Posen und galizische Polen oder aber auf den Abschaum der Bevölkerung angewiesen war. Darum war die polnische Kampfschar, die Bojunktka, ein käuflicher „Romdyhaufen“ (S. 89), der übrigens noch vor der Abstimmung aufgelöst wurde und seine Dienste den Deutschen anbot. Die Träger der deutschen Organisation waren der Masuren- und Ermländerbund, der auf eine Anregung des Johannsburg Superintendenten Paul Hensel zurückging und es binnen weniger Monate auf über 150 000 Mitglieder und über 1000 Zweigvereine brachte, und die aus einem Arbeitsausschuß erwachsene Allensteiner Bezirksstelle des Ostdeutschen Heimatdienstes, die zum eigentlichen Kopf der deutschen Abwehr wurde. Mit beiden hat Vf. aufs engste zusammengearbeitet. Das eigentliche Kennzeichen der Organisation aber war — sehr im Gegensatz zu den anderen Abstimmungsgebieten — die Ausschaltung der Parteien. Hier wird man (ähnlich wie bei den Bromberger Volksräten) das grundsätzlich Bedeutungs- und Zukunftsvolle des östlichen Volkstumskampfes — weit über die östliche Entscheidung hinaus — zu suchen haben. Es gab hier keine „paritätischen Ausschüsse“, sondern nur eine „vom Parteiwesen völlig gelöste Organisation. Die Parteien standen . . . vor vollendeten Tatsachen“ (S. 108). Vergeblich suchten sie, voran der Königsberger Stadtrat Borowski, dies zu ändern oder doch — in freilich in recht „lustlosen“ Versammlungen der Minister Hirsch und Ernst (S. 110) — wenigstens den schlechten Eindruck zu ver Wischen.

Der Stab des Reichskommissars und der Abwehrorganisation war „eine innige Einheit des Denkens und Handelns“ (S. 107), aufs fruchtbarste wirkte sich aus, daß seine Glieder in echter Kameradschaft nicht nur zusammen kämpften, sondern zusammen lebten. Der Verf. betont immer wieder, daß es allein die Kraft dieser Gemeinschaft war, aus der heraus jegliche Leistung erwuchs und die auch seinen Anteil an dem Werke trug. Auf seine Mitarbeiter bezieht er den Großteil seines Erfolges, und von manchem der Helfer in Allenstein oder draußen im Land gibt er lebendige Bilder — allen voran von Marj Worgizki, aber auch Männern wie dem Geh. Rat v. Serin, seinem Stellvertreter, dem Fabrikbesitzer Kurt Thiel, dem Regierungsrat Marks u. a. Unter denen, die als verantwortliche Leiter der Kreisstellen entfangungsvolle und wichtige Arbeit unter stärkstem Einsatz geleistet haben, steht die Lehrerin Maria Lehmann voran, die vom französischen Bevollmächtigten Couget als „Jeanne d'Arc de Bischofsburg“ bezeichnet wurde (S. 104). Von der treuen Haltung des masurischen Landvolks, von seinen dunklen Tagen und Volksfesten, von seiner Selbsthilfe und Selbstdisziplin wird ansprechend berichtet. Gelegentlich auch von Auftritten, in denen sich der gerade und schlichte Sinn dieses Volks gegen polnische oder französische Überheblichkeit Bahn brach, wobei der Schmied von Ganshorn (Kr. Osterode) sich eine Art mythischer Berühmtheit erwarb. (S. 150 ff.) Eine Meisterleistung der Organisation, aber auch eine einzigartige Rundgebung des nationalen Willens war die Fahrt von Zehntausenden von abstimmungsberechtigten Deutschen aus allen Teilen des Reichs in ihre Heimat. Man stelle sich vor, was für das arme,

kleine Land der Zustrom von etwa 200 000 Menschen bedeuten mußte, die seine Bevölkerung um etwa ein Drittel vermehrten! Etwa 100 000 davon kamen mit der Bahn; als die Polen im Korridor durch Schikane, Aufhaltung von Zügen und dergl. den Zustrom hemmten, entschloß man sich zum Einsatz von Torpedobooten und (von den Polen freilich beschossenen) Flugzeugen. Die ganzen Hemmungen des deutschen Lebens im Augenblick der Entscheidung erhellen aus der Tatsache, daß der am 2. Juli ausbrechende Danziger Hafenarbeiterstreik ein weiteres Hindernis für die Anfahrt der Abstimmungsberechtigten war. Und doch führte die Bezwingung all dieser Schwierigkeiten nicht nur zum Abstimmungssieg, sondern gleichzeitig zu einem moralischen Sieg für das schwer daniederliegende Selbstbewußtsein des deutschen Volks. „Die Abfahrten [der Sonderzüge] inmitten des roten Berlin waren erste Massenkundgebungen des vaterländischen Empfindens“ (S. 269); „die Fahrt der Auswärtigen durch Ostpreußen war ein Triumphzug . . . Die Nächte hallten wider vom Klang der Vaterlands- und Heimatlieder“ (S. 270).

Es würde über die Aufgabe der Besprechung hinausgehen, all die einzelnen Züge, Tatsachen und Einsichten aufzureihen, die dieses Erinnerungsbuch in solch reicher Fülle enthält, daß nur die eigene Lektüre einen vollen Begriff davon geben kann. Der Verfasser hat sich mit diesem Rechenschaftsbericht den Dank nicht nur seiner Landsleute, sondern der Geschichtswissenschaft und des deutschen Volks verdient.

Münster i. W.

Kurt von Raumer.

Harald Laeuen: Polnisches Zwischenspiel. Eine Episode der Ostpolitik.

Hans von Hugo Verlag Berlin (1940). 350 S.

Harald Laeuen, der seine Vertrautheit mit östlichen und polnischen Verhältnissen schon mehrfach nachgewiesen hat, hat uns aus dem unmittelbaren Erlebnis des Zusammenbruches des Versailler Polens auf Grund seiner langjährigen Kenntnis des Warschauer politischen Lebens und einer eingehenden Beschäftigung mit der polnischen Publizistik und der politischen Literatur einen Überblick über die vergangenen zwanzig Jahre polnischer Geschichte gegeben. Unverkennbar, daß das Schwergewicht der Darstellung auf der Entwicklung der letzten Jahre ruht. Je mehr die Zeit fortschreitet, um so breiter wird die Darstellung, bis dann die Schilderung der Ereignisse vom März 1938 (Ultimatum an Litauen) bis zum Untergang Polens fast die Hälfte des Raumes einnimmt, wobei sich die Darstellung seit dem Sichtbarwerden des Einschwenkens Polens in die Front der englischen Einkreisung wieder einer besonderen Beschleunigung befleißigt. Besteht somit im Werk Laeuens eine innere Unausgeglichenheit, so scheint sie uns doch vom Inhaltlichen her bedingt zu sein. Eigentlicher Gegenstand der Darstellung ist, wenn man es einmal überspitzt ausdrücken darf, der mit Marshall Piłsudski gegebene Versuch, zur Verwirklichung einer eigenständigen polnischen Politik vorzubringen, die im Außenpolitischen in der Gestalt des Ministers Beck ihren sichtbarsten Ausdruck fand. So rückt die Politik dieses Mannes unwillkürlich in den Mittelpunkt der Darstellung — an ihr Können und Vermögen sehen wir das Geschick Polens gebunden.

Beck hatte es der von ihm vertretenen Politik als Programm gesetzt, Polen von der westeuropäischen Bevormundung zu befreien, ihm zwischen Deutschland und Rußland einen eigenen Führungsraum zu schaffen, was ja in gleicher Weise eine Verkenning der polnischen Möglichkeiten wie der sich in der deutschen Entwicklung seit 1933 und besonders seit 1938 verkündenden Dynamik bedeutete. So

wurde auch Beck in die Reihen der seit 1934 nur mühsam zurückgedrängten und nun wieder zur vollen Geltung gelangenden Vertreter der vollen Zusammenarbeit mit den Westmächten hineingeführt, um sich mit an die Spitze der Kräfte zu setzen, deren Durchbruch er nicht hatte hindern können und die den polnischen Staat in die Katastrophe des Herbstes 1939 steuerten. Durch die Herausarbeitung dieser aus der polnischen Geschichte aufsteigenden, durch die führenden Männer des vergangenen Polens vertretenen Entwicklungstendenzen dringt die Darstellung Laeuens über eine bloße Schilderung zu einer, aus tiefem Erfassen des polnischen Wesens schöpfenden Deutung vor, die trotz der umfassenden deutschen Altveröffentlichung des Auswärtigen Amtes, die Laeuen nicht mehr benutzen konnte, und noch kommender Altenaufschlüsse ihren Wert behält.

Königsberg (Pr.).

Ernst Reit.

Bodo Ehardt: Der Seedienst Ostpreußen im Zeitgeschehen. Volk und Reich Verlag 140 [+ 16] S. Mit 16 Abb. u. 14 Taf. Berlin.

Wer es noch nicht wußte, daß der „Seedienst Ostpreußen“ ein vorwiegend politisches Werkzeug ist, dem wird diese bemerkenswerte Tatsache beim Lesen des vorliegenden Buches immer wieder vor Augen geführt. Selbst sonst so trockene Angaben wie Mitteilungen über Fahrpläne und Tarife erhalten hier warmes Leben; denn sie sind mitten hineingestellt in das quirlende Geschehen der Zeit. Das ganze letzte Vierteljahrhundert deutscher Geschichte wird lebendig. So gewinnt das Buch Allgemein-Bedeutung: wohl erstmalig zeigt es, wie der neuzeitliche Verkehr, von politischen Ereignissen angetrieben, selbst zu einem politischen Instrument wird.

Verfaßtes, die Abschneidung Ostpreußens, der Verlust Danzigs und des Memellandes, der Raub der deutschen Flotte, polnische Verkehrsrisiken, Revolte, Inflation, Streiks, Kohlenmangel, Volksabstimmung im deutschen Nord-Ost, Wirtschaftsniedergang, die deutsche Erhebung 1933, die Blicklenkung Deutschlands auf seinen Osten, die Drosselung des Verkehrs im polnischen Korridor, der siegreiche Feldzug der achtzehn Tage, schließlich die Rückführung der Baltendeutschen, — kurz: Es gibt kein Ereignis in der Nachweltkriegsgeschichte des deutschen Ostens ohne maßgebliche Beteiligung des „Seedienstes Ostpreußen“. Mit innerer Anteilnahme liest man, wie in politischer Wirrzeit wagemutige Privatunternehmer versuchen, den politisch und verkehrsmäßig vom Mutterland abgeschnürten deutschen Nordosten wenigstens über See mit dem „Reich“ zu verbinden. Das ganze Elend jener Tage wird wach. Einst bescheidene Schiffe sind nach der Wegnahme unserer stolzen Flotte die besten Seefahrzeuge Deutschlands. Sie sollen den Verkehr zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich aufrechterhalten. Welch ein bescheidener Anfang! Zu Beginn des Jahres 1920, bei strengem Frost, wird der „Seedienst Ostpreußen“ zwischen Swinemünde und Pillau eröffnet. Aber auf der ersten Fahrt schon, mit 24-stündiger Verspätung angetreten, friert die Wasserleitung des Schiffens ein. Der Kapitän muß mit seinem nur halb manövrierfähigen Schiff bei stürmischer See Stolpmünde als Nothafen anlaufen, — um „einen steifen Brog zu trinken“ . . . Eine Meisterleistung, daß, allen Anfangsschwierigkeiten zum Trotz, die 160 000 Menschen zur Volksabstimmung 1920 befördert werden können. Mehr und mehr nimmt sich das Reich — Dank der Einsicht einiger Männer im neuen Reichsverkehrsministerium — des „Seedienstes Ostpreußen“ an. Die ersten reichseigenen Fahrgastschiffe werden gebaut, Fahrplan und Tarif werden ausgewogen, von Kiel bis Memel dehnt sich das Verkehrsnetz, baltische Häfen und selbst Finnlands Hauptstadt werden angelaufen.

Hunderttausende befördert der „Seedienst Ostpreußen“. Seine schmucken Schiffe sind bald im ganzen Reich bekannt und beliebt, namentlich bei der deutschen Jugend, der durch den „Seedienst Ostpreußen“ die landschaftlichen Schönheiten und die kulturellen, geschichtlichen und politischen Merkwürdigkeiten des Ostens erschlossen werden.

Reichseigen sind die Schiffe des „Seedienstes Ostpreußen“, jedoch an jene Reedereien verchartert, die den Seedienst mit aufgebaut haben. So entwickelte sich ein politisches Staatsunternehmen besonderer Art, wobei das Reich die Führung fest in der Hand behält, gleichzeitig aber die Privat-Initiative und die Unternehmungsfreudigkeit der deutschen Reeder zu fördern weiß. Diese einmalige fiskalisch-private Zusammenarbeit festigte sich von Jahr zu Jahr, wuchs mit dem Ansteigen des Verkehrs und bewährte sich in guten wie in bösen Zeiten. Oft wurde sie auf eine harte Probe gestellt. So, als die Polen im Februar 1936 über Nacht den Korridor-Verkehr rücksichtslos droffelten, und fast der ganze Ostpreußen-Verkehr, dazu mitten im Winter, über See geleitet werden mußte; als in den Augusttagen 1939 Tausende von Tannenbergr-Kämpfern, die zur Teilnahme an der 25-Jahrfeier aus dem Reich nach Ostpreußen gekommen waren, angesichts der drohenden Kriegsgefahr unter Umgehung des Korridors schleunigst heimgebracht werden mußten; als dann der Krieg begann und der Seedienst nach Abgabe seiner eigenen Schiffe einen völligen Neuverkehr mit Behelfsfahrzeugen ohne Verzug aufbauen mußte, bei gleichzeitiger Übernahme des Güterverkehrs, da der gesamte Ostpreußen-Verkehr über Land durch die polnischen Brückensprengungen lahmgelegt war; als, urplötzlich, die Rückführung von rund 70 000 Baltendeutschen nebst ungeheurem Umzugsgut dem „Seedienst Ostpreußen“ übertragen wurde.

Überraschungen durfte es für den „Seedienst Ostpreußen“ nicht geben und gab es auch nicht! Alle Möglichkeiten und Sonderanforderungen waren im voraus planmäßig erwogen und die erforderlichen Maßnahmen in vorbereiteten Erlassen des Reichsverkehrsministers festgelegt. Ein Griff in den Geheimschrank und ein Rund-Telegramm genügt, um der neuen Lage sofort gerecht zu werden. Welche Summe von Sachkenntnis, Arbeit, Aufopferung, Weitblick, Verantwortungsbewußtsein und Entschlußfreudigkeit darin liegt, fühlt der Leser immer wieder. Der Verfasser, Ministerialrat Dr. Ehardt im Reichsverkehrsministerium, verschmäht jedoch in echt preußischer Bescheidenheit auch den leisesten Hinweis darauf, daß er der Kopf und der gute Geist des Ganzen war. Hier aber soll und muß es gesagt werden: der „Seedienst Ostpreußen“ ist auch ein hohes Lied auf den verantwortungsbewußten, stets uneigennütigen Staatsbeamten und auf die frohe Tatkraft des deutschen Seemanns.

Das Buch von Bodo Ehardt ist mehr als eine wohlgelungene Schilderung der verwickelten Geschichte eines großen deutschen Verkehrsunternehmens; es ist und bleibt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Nordostens, der dem „Seedienst Ostpreußen“, seiner häufig einzigen Verbindung mit dem Mutterland, so außerordentlich viel verdankt.

Nun aber steht der „Seedienst Ostpreußen“, nachdem die Ostsee wieder ein deutsches Meer geworden ist, vor neuen, schönen und großen Aufgaben. Mit vollem Recht sagt daher Gauleiter und Oberpräsident Erich Koch in seinem Vorwort zu dem Buch: „Jetzt ist Ostpreußen die nördliche Flankenstellung einer großen, zusammenhängenden Aufbaufront im Osten geworden. In ihr müssen die stärksten Aufbaukräfte zum Einsatz kommen. Die Bindungen mit den nördlichen Völkern werden um so stärker sein, je größer die Kräfte sind, die das deutsche Volk in Ostpreußen einsetzt. Neue Aufgabe des Seedienstes wird es sein,

das Gewicht unserer aufbauenden Kräfte noch entscheidender nach dem Nordosten zu werfen. Möge das bisher Erreichte ein Unterpfand für eine noch größere Zukunft des Seedienstes nach siegreich beendetem Krieg sein!“

R ö n i g s b e r g (Pr.)

P a u l R e f e l s.

Friedrich Mager: Wildbahn und Jagd Ostpreußens im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte. Verlag J. Neumann, Neudamm und Berlin 1941. Mit 1 Karte, 5 Textabbildungen, 8 Lichtbildern, 319 S.

In zehnjährigen archivalischen Studien von geradezu erschöpfendem Ausmaß hat Verf. ein ungeheures Material zur Kulturgeschichte des ostpreussischen Waldes zusammengetragen, um ein nordostmärkisches Waldwerk darauf aufzubauen. Die hier vorgelegte Geschichte der Wildbahn und Jagd in Ostpreußen stellt einen Ergänzungsband zu dem noch zu erwartenden Hauptwerk dar. Sie geht nicht nur den Jäger und Forstmann an; jedem, der an der Tierwelt, der Kulturgeschichte und Wirtschaftsentwicklung unseres Raumes Anteil nimmt, wird diese Studie hochwillkommen und unentbehrlich sein.

Vom Marienburger Treßlerwerk, also von 1399 ab, dürfte dem Verf. kaum eine archivalische Quelle entgangen sein. Den Anschluß an die Jetztzeit findet er durch Befragung der Forstämter sowie des jagdlichen, naturwissenschaftlichen und heimatkundlichen Schrifttums. Eine Verknüpfung mit den neueren pflanzensoziologischen Ergebnissen einschließlich denen der Moorforschung, Pollenanalyse usw., die sehr geeignet wären, die urkundlichen Angaben zu ergänzen und nachzuprüfen, ist nicht versucht worden. So bleiben vor allem die einleitenden Abschnitte über den Landschaftscharakter und die Wildbahnneigung des Preußenlandes durch die Jahrhunderte, die Darstellung des Charakters der „Großen Wildnis“, der Zurückdrängung des Waldes seit der Ordenszeit, des Wandels der Bestandzusammensetzung des Waldes in den letzten 700 Jahren usw. etwas im Allgemeinen. Wie wir hoffen, werden die beiden zu erwartenden Waldbände diese Lücke schließen und das den Archiven Entnommene auf eine auch naturwissenschaftlich voll gesicherte Basis stellen.

Es folgen Abschnitte über die Zusammensetzung des Wildbestandes unter dem Einfluß der Umwelt, insbesondere der Besiedlung, von Kriegen und Seuchen, der extensiven Waldwirtschaft, des schlechten Wildbahnschutzes, Tiefstand um 1800 und die folgende unter Rückschlägen bis heute fortgehende Hebung des Wildstandes, Jagdrecht, Jagdarten, Jagderträge im Lauf der Jahrhunderte.

Anschließend behandelt der Verf. die Wildarten einzeln nacheinander, auch hier wieder ganz vorwiegend auf die archivalischen Quellen gestützt, denen er sich z. B. sogar in Fragen anvertraut, die heute rein naturwissenschaftlich zu entscheiden wären, z. B. Fragen der Artunterschiede und Lebensführung des Wildes. Wohl bemüht er sich z. B., das Durcheinander zu lichten, das die Alten schon rein sprachlich zwischen Ur und Wisent anrichteten, indem sie beide abwechselnd als Auerochsen bezeichneten, was ja leider auch heute noch vielfach geschieht. Der Vorteil der Belegung und Unmittelbarkeit, den die äußerst zahlreichen wörtlichen Zitate aus den alten Urkunden zweifellos bieten, kann bei falscher Namengebung zur Verwirrung führen. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die Beschriftung des unteren Lichtbildes auf Tafel 3 („Luz Beck's Auerochsenzucht“) nicht ganz zutreffend, denn diese lebenden Tiere hat der Genannte oft genug in Photos festgehalten, während er hier in der Farbzeichnung eines Künstlers den ausgestorbenen Ur selbst in einem Idealbilde zeigen wollte, wie es unseren naturwissen-

haftlich gedanklichen Rekonstruktionen entspricht. Dessen ungeachtet bieten diese Kapitel wie alle folgenden geradegu unverfälschte Aufklärung in überraschender Fülle, wie sie auf anderem Wege als eben über die Archive nie zu gewinnen gewesen wären. Sehr ausführlich behandelt sind der Elch, das Rot- und Damwild mit ihren gewaltigen Bestandswechseln. Es folgen Wildschwein, Reh, Hase und Kaninchen. Der Tragödie des Ures (vernichtet seit Anfang des 16. Jahrhunderts) und des ostpreussischen Wisent (letztes Stück 1755 erlegt) schließt sich die des heimischen Bibern an, dessen letzte Stücke 1805, 1806 und 1844 erlagen, genau so wie auch heute noch jedes aus einer Farm ausgebrochene Stück, so sehr es sich draußen bei uns behagt, alsbald der engstirnigen Jagdier des Menschen sogleich zum Opfer fällt. Während sich der Fischotter noch hält, ebenso die Marder, scheint auch der für Ostpreußen sicher nachgewiesene Nerz ebenfalls verschwunden. Die letzten Bären fielen 1802 und 1839 in den Kreisen Neidenburg und Ortelsburg. Wölfe wechseln auch heute noch aus dem Osten zu uns herein, weit seltener der Luchs. Die letzte Wildkatze wurde 1817 bei Johannisburg erlegt.

In den folgenden Kapiteln über Federwild und Raubvögel, wo begreiflicherweise die archivalischen Quellen weit spärlicher fließen und naturwissenschaftlich noch angreifbarer sind, stützt Verf. sich mit Recht ausgiebiger als bei den Säugern auf unsere beste heutige Quelle, das bewundernswerte Werk von Friedrich Fischer über Ostpreußens Vogelwelt, jedoch leider nur in erster Auflage von 1914; die neue, die die alte um vierfache allein an Umfang übertrifft, erschien etwa gleichzeitig mit dem Buch des Verf. Ein ausführliches Kapitel über die altpreussische Falknerei unserer Vorfahren sei besonders hervorgehoben.

Den Beschluß machen die Entwicklung des Jagdschutzes und der Wildhege, die landesherrlichen Jagdschutzbestimmungen und hegerischen Maßnahmen, endlich das Wildererunwesen und seine Bekämpfung.

Auch wenn wir eine gewisse Zurückhaltung des Verf. gegenüber dem heutigen Wissen und Streben der Biologie bedauern, die stets mit dem Jäger und Forstmann auf gutem Fuße stand und, je mehr die Zusammenarbeit sich zu beiderseitigem Nutzen vertieft, um so mehr mitzureden berufen ist (Forstbotanik; Bevölkerungsstatistik, Wanderungen bzw. Ortsstetigkeit, Rassenbildung und Tierpsychologie des Wildes, Wirkung der Hege im Vergleich zur Domestikation, usw. usw.), so wird doch jeder Leser dem Verf. aufrichtigen Dank für seine unsäglich mühevollen und erfolgreichen Arbeit wissen. Er erhält ein äußerst anschauliches Bild der Jagdgeschichte unserer Heimat durch die Jahrhunderte, vom Orden beginnend. Erschüttert ermaßen wir aus sicheren Urkunden den Grad der Verarmung und Vereinsseitigung des Wildstandes als leider unausbleibliche Folge der kulturellen Erschließung unserer Heimat und empfinden um so ernster die Verpflichtung, das noch Lebende zu schützen, es schonend und einfühlsam zu hegen, zu mehren und unseren Nachfahren als unverfälschte Quelle edelster Freude am lebendigen Geschöpfe für immer zu erhalten.

Rönigsberg (Pr).

D. Roehler.

Viktor Falkenhahn: Der Übersetzer der litauischen Bibel Johannes Brekke und seine Helfer. Beiträge zur Kultur- und Kirchengeschichte Ostpreußens. (= Schriften der Albertus-Universität, hrsg. vom Ostpreussischen Hochschulkreis, Geisteswiss. Reihe Band 31). Königsberg Pr. und Berlin W 62 (Ost-Europa-Verlag) 1941. XVI + 488 S., 37 Tafeln, 1 Karte, 1 Tabelle.

Die vorliegende Arbeit, eine an Umfang und Qualität ungewöhnliche Doktor-dissertation, bietet vornehmlich viererlei: 1. Beiträge zur Entstehung der älteren litauischen Sprach- und Literaturdenkmäler; 2. eine Kulturgeschichte ostpreussischer Pfarrhäuser der deutsch-litauischen Übergangsbezirke im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert; 3. das quellenmäßig erschöpfend dargestellte Leben und Wirken des bedeutendsten Schöpfers und Anregers altlitauischen Schrifttums, des evangelischen Pfarrers Johannes Bretke (geb. 1536 in Bammeln bei Friedland in Ostpr., gest. 1602 in Königsberg an der Pest); 4. die Identifizierung und Charakterisierung der 13 Korrektoren und Helfer an Bretkes Bibelübersetzung, Gesangbuch und Postille.

Träger des kulturellen Lebens waren, nicht nur im 16. Jahrhundert, nicht nur in (Ost-)Preußen, neben der wesentlich theologisch „ausgerichteten“ Universität und der (herzoglichen) Regierung in der Hauptsache die evangelischen Pfarrer. Noch niemals ist in so tiefdringender Weise in das Leben des preussischen Pfarrhauses im 16. Jahrh. hineingeleuchtet worden wie durch Falkenhahn: Wir erleben Geburt, Schulbesuch, Universität (deren Besuch keineswegs unumgänglich war), frühe Heirat, zahlreiche Kinder, Tod; wir begleiten den Pfarrer im Kirchendienst, bei Pfarrerkonferenzen, auf dem Wege zur Richtstätte an der Seite der Verurteilten; wir wissen nicht, ob die von seinen Feinden in der Gemeinde verbreiteten Gerüchte über Bigamie nur Verleumdungen sind oder auf Wahrheit beruhen; wir erfahren von kräftigen Prügeleien und Prozessen, etwa mit dem Schullehrer des Ortes, von verbotenen Handelsgeschäften der Pfarrer, und vor allem von den ständigen Sorgen vieler Pfarrer um die dringendsten leiblichen Bedürfnisse. Freilich, es ist wie überall und immer: Bretke, ein wissenschaftlich gerichteter Mann, und seine adlige Gattin, geb. von Werthern, kommen nie aus den Sorgen und Schulden heraus, während z. B. der Pfarrer von Ragnit, S. Waifchnarus, und seine Frau Anna, „ein Muster hausfräulicher Tüchtigkeit“ (S. 405), zu beachtlichem Wohlstand gelangen. Falkenhahns Buch führt uns in Pfarrhäuser in Königsberg (Bretke, Nachfolger Willents!), Labiau (Bretke), Laukschken (Gallus), Silsit (3. Blothno d. A.; 17. Jh.: J. Rehfa, Dan. Klein), Ruckerneese (A. Radunius), Ruß (Siautil), Ragnit (Gedkant, Höpfner, Waifchnarus), Georgenburg (Zielaut), Schirwindt (Höpfner), Insterburg (Höpfner), Prökuls (Masalski), Willkallen = Schloßberg (Musa) u. a. Sehr reichlich läßt der Verfasser die Quellen im Originalwortlaut sprechen, die nicht nur durch das ganze Werk hin verstreut sind, sondern außerdem einen beträchtlichen Anhang (S. 413—460) ausmachen¹⁾.

An der Spitze der litauischen Sprach- (und Literatur-) Denkmäler stehen bekanntlich, wenn man von weniger bedeutenden Splitttern absieht, die Bücher Mosvids (ab 1547), den in volles Licht erst die Forschungen und die glücklichen Funde G. Gerullis' gerückt haben²⁾. — Im gleichen Jahr, 1579, erscheint dann des Königsberger Pfarrers Willent litauisches Enchiridion und beginnt der damals in Labiau wirkende Pfarrer Bretke seine große Übersetzung der ganzen Bibel ins Litauische, die er teils mit fieberhaftem Fleiß, teils nach mehrjährigen Pausen 1590 abschließt. Von dieser seiner Hauptlebensarbeit hat Bretke trotz aller Bemühungen nichts im Druck gesehen. Erst 1625 gibt J. Rehfa den Psalter in Bretkes Übersetzung mit einigen eigenen Korrekturen heraus. Im übrigen ruhen die acht gewaltigen Bände bis heute in der Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek als kostbare Handschrift. Als 1734/5 die ganze Bibel zum

¹⁾ Die Sorgfalt, die in dem ganzen Buche waltet — in Falkenhahns Text auf über 500 Seiten fand ich nur 27 Druckfehler —, läßt den Schluß zu, daß auch diese Urkunden mit philologischer Akribie wiedergegeben sind.

²⁾ Gerullis hat das vorliegende Werk angeregt; ihm hat es der Verfasser gewidmet.

ersten Male in litauischer Sprache erscheint, ist Bretkes Arbeit nicht einmal zum Vergleich herangezogen. Bretke erlebte nur die Veröffentlichung zweier weniger bedeutsamer Übersetzungsarbeiten: des mit andern preußischen Pfarrern zusammengestellten Gesangbuchs (1589) und der etwas hastig zusammengeschriebenen dicken Postille (1591).

Falkenhahns Ziel ist es, die Sprache Bretkes nach Graphik, Lauten, Formen, Syntag, Dialekt wissenschaftlich festzustellen. Das vorliegende Werk bildet die Vorarbeit für dieses Ziel und will u. a. folgende Fragen beantworten: Woher stammte Bretke (Heimat, Volkszugehörigkeit der Eltern)? Wann und wo lernte er Litauisch (Elternhaus, Umgebung, früh oder später)? Welche Motive führten ihn zu seinen litauischen Übersetzungsarbeiten? Welche Lebensumstände begünstigten oder erschwerten diese Arbeiten? Warum, in welcher Weise und von wem wurden seine litauischen Arbeiten korrigiert? — Auf diese Fragen gibt Falkenhahn derartig gründliche und ausführliche Antworten, daß unter der Fülle und Breite der Einzelheiten, der häufigen zwar fesselnden, aber abseits führenden Abschweifungen die leitenden Gedanken und zwingenden Ergebnisse manchmal etwas zurücktreten.

Falkenhahn erweist mit Sicherheit, daß Bretke von einer (alt)preußischen Mutter abstammt, daß sein Vater wahrscheinlich Deutscher, auf keinen Fall aber Litauer war, daß Bretke zwar schon in seiner engeren Heimat (bei Friedland) Litauisch zu lernen Gelegenheit genug hatte, daß ihm aber der literarische Schluß im Litauischen irgendwie im Osten jenseits der Grenzen des damaligen Herzogtums mittelbar oder unmittelbar zuteil geworden ist. Bretke wollte, entsprechend der Forderung Luthers, die Heilige Schrift auch den Litauern in ihrer Muttersprache zugänglich machen, wobei ihn weniger der persönliche Ehrgeiz als eine besondere wissenschaftliche Neigung unterstützte.

Mit glücklichem Spürsinn und großer Geduld hat sich Falkenhahn um die Identifizierung der Persönlichkeiten bemüht, die in das Bibelmanuskript Bretkes ihre Bemerkungen eingetragen haben. Sieben verschiedene Schriftzüge hat Falkenhahn festgestellt; Hinweise, wessen Händen sie gehören, finden sich nicht. Also war Falkenhahn darauf angewiesen, alle möglichen in Betracht kommenden Persönlichkeiten ins Auge zu fassen, nach Spuren ihrer Handschriften in den Archiven zu suchen und durch Schriftvergleiche Schlüsse zu ziehen. Diese Mühe ist von vollem Erfolg gekrönt worden: sämtliche Randbemerkungen sind ihren Urhebern zugewiesen worden. Herumgebessert haben an Bretkes Bibelübersetzung diejenigen Pfarrer, die in seiner näheren und ferneren Nachbarschaft als Kenner des Litauischen galten und deren Urteil für die Drucklegung (und Honorierung) in Betracht kommen konnte. Unter diesen Helfern usw. sind für die Geschichte des litauischen Schrifttums besonders wichtig: Dan. Klein, S. Waischnarus und J. Rehša. Der praktische Wert dieser Identifizierungen wird sich erst dann in seiner ganzen Kraft zeigen, wenn Falkenhahn im späteren Hauptteil der Arbeit die Sprache Bretkes und seiner Helfer analysiert; auch dazu ist die wesentlichste Vorarbeit in der Feststellung der Herkunft, Heimat, Bildung usw. der Helfer nunmehr bereits geleistet.

Einen besonderen Ton legt Falkenhahn auf die solide Stabilisierung und auf die Erklärung der Namen der von ihm behandelten Personen. Es ist auch richtig, daß im 16. Jahrh. der Familiename über die Volkszugehörigkeit oft mehr aussagt als manche andere Momente. So wird man künftig nicht mehr, wie bisher, den Namen Rehša oder Rhesa mit Rh— als Rhesa mit humanistisch-gräzifizierender Färbung schreiben, sondern entsprechend seiner eigenen Gepflogenheit und deutschen Abstammung nur noch als Rehša. — Eine chronologische Tabelle am Schluß des Buches behandelt die Schreibung des Namens Bretke. Wenn

bisher üblicherweise, z. B. in Bezzenbergers Darstellung der litauischen Literaturgeschichte (Kultur der Gegenwart I, IX, 358) oder im neuesten Großen Brockhaus XI, 1932, 484, die Namensform „Bretkunas“ allein oder primär (neben Bretknius und Bretke) gültig war, so ist nach Falkenhahn eine solche Gepflogenheit gänzlich verfehlt. Er selbst nennt sich zu Beginn und am Schluß seines Lebens „Bretke“, dagegen in meist lateinischen Zusammenhängen im letzten Lebensdrittel „Bretknius“, erst seit 1579, und zwar nur in seinen litauischen Texten „Bretkunas“. Erklären möchte Falkenhahn den Namen entweder vom niederdeutschen „Brett“, Brettk (= Brettschen)“ oder vom slavischen „brat, bratko“ (= Bruder) (S. 165). Die zweite Alternative scheint mir nicht richtig zu sein, weil der Wandel von a zu e in der Stammsilbe unbegründet ist. Wenn aber Bretkes Vater auch einmal Pratkke genannt wird, so weist diese Schreibung auf die schon damals übliche, sehr offene Aussprache des e hin; selbst unser Bretke schreibt einmal statt ergastulum fälschlich, aber offenbar entsprechend seiner Aussprache „argastulum“ (S. 81). Es bleibt daher nur die Erklärung des Namens Bretke aus dem Deutschen, und mit vollem Recht nennt auch aus den übrigen Gründen der Verfasser seinen Helden im Vorwort einen „deutschen Sohn altpreussischer Erde“, dessen entsagungsvolle, unter ständigen Sorgen um die nächsten Bedürfnisse des Lebens geleistete Arbeit uns überaus sympathisch anmutet.

Rönigsberg (Pr.)

Karl S. Meyer.

Rurt Gerlach: Die Dichtung des deutschen Ostens. Umriß zu einer ostelbischen Literaturgeschichte. Berlin: Junfer und Dünnhaupt 1941. 303 S.

Der Titel des Buches läßt eine gedrängte Darstellung der Dichtung erwarten, die aus dem deutschen Osten hervorgegangen ist, sei es, daß die Dichter selbst aus dem Osten stammen oder doch in ihm heimisch geworden sind. Das Vorwort des Verfassers belehrt uns jedoch, daß es ihm nicht darauf ankommt, eine vollständige Geschichte der ostdeutschen Literatur zu geben, sondern daß er — wenigstens für die neuere und neueste Zeit — vor allem das volkhafte Element zur Darstellung bringen will. So werden die Dichter nur von diesem Blickpunkte aus beurteilt (der Reformers Opitz ist volksfremd und traditionslos, der Reformers Gottsched ist volksnaher Ostpreuße!), und von den neueren werden diejenigen, bei denen der Verfasser dieses volkhafte Element vermißt (Gerhart Hauptmann, Sudermann!) einfach übergangen, wobei sich der Verfasser aber doch wenigstens bei Hauptmann veranlaßt fühlt, dieses Verfahren besonders zu begründen und zu rechtfertigen. So sehr man diese Einstellung dem Grundsatz nach anerkennen kann, so müssen doch im einzelnen in vieler Hinsicht Bedenken erhoben werden. Zunächst ist es nicht richtig, dem Süden und Westen unseres Vaterlandes das volkhafte Empfinden überhaupt abzusprechen. Vielleicht war das in dieser Schärfe auch gar nicht die Absicht des Verfassers, aber beim Lesen seines Buches hat man durchaus den Eindruck, als wäre es so. „Volkhaft“ ist ihm gleichbedeutend mit „überpersönlich, gemeinschaftsgebunden“; demgegenüber steht der Geist des Westens, dessen Streben dahin geht, die Persönlichkeit aus der Bindung der Gemeinschaft zu lösen und nur ihren Eigenwert gelten zu lassen. Man kann aber doch Gerhart Hauptmann nicht allein nach seinem dem Geiste der Systemzeit verhafteten Till Eulenspiegel beurteilen, sondern man muß auch den Emanuel Quint berücksichtigen, der doch nur auf dem Boden der schlesischen Mystik möglich ist. Sodann aber verleitet den Verfasser seine grundsätzliche Einstellung auch dazu, in unsern Hochklassikern nur die Vertreter des von ihm als volksfremd gestempelten westlichen Geistes zu sehen und demgemäß über sie abzuurteilen. Wo

Goethe und Schiller erwähnt werden, da geschieht es stets mit einem bald leisen, bald recht vernehmlichen Inter- und Nebenton der Abwertung. Zugegeben, daß der Götz in sehr viel höherem Maße „volkhaft“ ist als Iphigenie; wollen wir aber deshalb dieses herrliche Bild edelster Menschlichkeit wirklich so gering bewerten, wie es der Verfasser tut?

Die Darstellung umfaßt im wesentlichen nur die drei Landschaften Ost- und Westpreußen, Schlesien mit der Lausitz und die Mark Brandenburg. Nur einmal kommt in Ernst Moritz Arndt auch das literarisch weniger fruchtbare Pommern zu Wort. Eine eingehende historische und geistesgeschichtliche Herausarbeitung einer gemeinsamen Grundlage, die die Zusammenfassung dieser drei Landschaften überhaupt erst rechtfertigt, vermessen wir jedoch; es dürfte wohl auch schwer sein, sie herzustellen, denn die Tatsache allein, daß wir in den drei Landschaften „Neufiedelstämme“ vor uns haben, kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Ostpreußen und Schlesier im Grunde doch Menschen von recht verschiedener Geisteshaltung sind, was — wie der Verfasser es selbst auch einmal ausspricht — darauf zurückzuführen ist, daß Ostpreußen mit Gewalt, Schlesien auf friedlichem Wege kolonisiert worden ist, und daß Schlesien lange Zeit unter dem Einfluß des ganz anders gearteten südbösterreichischen Geistes stand, zu dem der im übrigen durchaus „volkhaft“ Oberschlesier Eichendorff eine bemerkenswerte Brücke bildet. Es ist auch sicher kein Zufall, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein die Blütezeiten der Dichtung in Ostpreußen und Schlesien nie zusammenfallen, sondern sich immer abwechseln, während die Mark Brandenburg überhaupt erst spät, im 18. Jahrhundert, bedeutsam in Erscheinung tritt, dann allerdings in Kleists Riesengestalt alles andere weit hinter sich lassend.

Uns interessiert hier naturgemäß in erster Linie die Darstellung der ostpreußischen Dichtung. Diese setzt im 1. Kapitel „Deutschordensdichtung“ bedeutungsvoll ein. Hier hatte der Verfasser in Ziefemers Aufsatz „Geistiges Leben im Deutschen Orden“ in der großen Ostpreußen-Festschrift von 1931 (Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande) ein ausgezeichnetes Vorbild, über das er in seiner Darstellung tatsächlich auch nicht hinausgekommen ist. Auch für die spätere Zeit ist er dem zweiten Aufsatz Ziefemers an derselben Stelle (Geistiges Leben im 16. und 17. Jahrhundert) zutiefst verpflichtet, ebenso wie später Nadlers Beiträgen in dem gleichen Werke, in denen die literarischen Erscheinungen in viel stärkerem Maße geistesgeschichtlich unterbaut sind als es bei Gerlach der Fall ist. In den nächsten Kapiteln (Zeit der Reformation und des Humanismus und Martin Opitz) steht Schlesien im Vordergrund. Liebevoll ist dann der Königsberger und Danziger Dichterkreis behandelt. Die folgenden Kapitel sind wieder Schlesien und der Mark gewidmet, bis mit dem Reformator Gottsched wieder Ostpreußen die Führung übernimmt. Dann kommt der mit allen Vorbehalten behandelte Aufklärer Lessing. Man möchte sich beinahe wundern, daß der Verfasser diesem doch wirklich nicht in seinem Sinne „volksnahen“ Vertreter der „freien Poesie“ (wie es in der Kapitelüberschrift heißt) ein besonderes Kapitel widmet. Mit Hamann und Herder übernimmt dann Ostpreußen entschieden die Führung, und auch in dem Kapitel „Die volkshafte Romantik“ überwiegen mit Schenckendorf, Werner und Hoffmann die Ostpreußen neben dem Pommern Arndt, dem Märker Arnim und dem Oberschlesier Eichendorff. Dazwischen steht das Kapitel, das dem größten Dichter des deutschen Ostens, Kleist, gewidmet ist. Diese drei Abschnitte bilden das Kernstück des ganzen Buches. Daß Kleist hoch über Goethe gestellt wird, entspricht der Grundeinstellung des Verfassers. Wir tun Kleist nicht Unrecht, wenn wir hier nicht ganz mitgehen. Auffallend ist, wie gering in dieser ganzen Dichtung des Ostens der

Einfluß Rants in Erscheinung tritt. Bei Kleist ist er am stärksten, aber in negativer Weise; das Studium der Rantschen Philosophie führte ihn schon am Anfang seiner dichterischen Laufbahn hart an den Rand des seelischen Zusammenbruchs. Nach diesen Kapiteln wendet sich der Verfasser den Märkern Alexis und Fontane zu, wobei Fontane sehr mit Vorbehalt behandelt wird. Im letzten Kapitel „Die volkhafte Dichter der jüngsten Zeit“ stehen wieder die Ostpreußen Agnes Miegel, Arno Holz und der Westpreuße Max Halbe neben dem Schlesier Hermann Stehr und dem als Vertreter des Baltikums eingeführten Henry von Heiseler (der aber genau genommen nicht Balte, sondern Petersburger Rußland-deutscher ist) im Vordergrund.

Über die Bewertung dieser Hauptvertreter, neben denen noch viele andere Namen genannt und übergangen werden, läßt sich im einzelnen streiten. Ernst Wichert z. B. verdient eine bessere Würdigung, und gegen die Art, wie Gustav Freytag übergangen wird, muß geradezu Einspruch erhoben werden.

Der Verfasser kommt in der stammhaften und volkhafte Betrachtungsweise von Nadler her; ein neues Zeichen dafür, wie siegreich sich diese anfangs so vielumstrittene Literaturauffassung durchgesetzt hat. Am so auffälliger ist es, daß im Literaturverzeichnis Nadlers Hauptwerk ebensowenig genannt ist wie seine Berliner Romantik von 1921. Um aber auch mit einer Anerkennung abzuschließen, soll hervorgehoben werden, daß das Buch flüssig und fesselnd geschrieben ist und namentlich in den Abschnitten Hamann-Herder und Volkhafte Romantik (in dem die Romantik des Ostens wirkungsvoll gegen die Bildungsromantik der Brüder Schlegel und ihres Kreises abgehoben ist) die Einstellung des Verfassers überzeugend zur Geltung kommt.

R ö n i g s b e r g P r.

C a r l D i e s c h.

Herbert Schöffler: Deutscher Geist im deutschen Osten. Von Martin Opiz zu Christian Wolff. (Das Abendland. Forschungen zur Geschichte europäischen Geisteslebens. Hgg. von Herbert Schöffler, Band III.) Vittorio Klostermann Frankfurt/Main 1940. 245 S.

Dieses Buch ist seit Nadlers Berliner Romantik zweifellos der kühnste, in seinen Thesen und Folgerungen überraschendste Beitrag zur Geschichte der geistigen Entwicklung Ostdeutschlands. Schöffler geht es um die Deutung „eines der Rätsel unserer Geistesgeschichte“, der erstaunlichen Tatsache nämlich, daß ein großer Teil unseres Geisteslebens zwischen 1620 und 1740 von einer Landschaft: Schlesien getragen wurde. Ein solcher Versuch zur Aufhellung landschaftsgebundenen Geisteslebens wird nun nicht mit den Mitteln und Methoden stammeskundlicher Schrifttumforschung unternommen, wie sie am wirksamsten Josef Nadler angewandt hat, sondern geht aus von der Frage nach den „kulturoziologischen Voraussetzungen“. Es soll hier nicht dieses Verfahren in seinen Möglichkeiten und Grenzen grundsätzlich erörtert werden; daß es, wenn es sich nur seines Charakters als Hilfsinstrument geschichtlicher Erkenntnisbildung bewußt bleibt, zu ansehnlichen Ergebnissen führen kann, scheint mir durch die geistvolle Unterfuchung Schöfflers in vieler, wenn auch nicht in jeder Hinsicht bezeugt zu werden.

Geben wir rasch den Gedankengang des Buches: in einer, man wird sagen dürfen, bisher noch nicht erreichten Klarheit stellt Sch. die Besonderheit des schlesischen Schicksals hinsichtlich seiner konfessionspolitischen Voraussetzungen dar: kein durchschlagender Erfolg der Gegenreformation aus den verschiedensten Gründen, Fortbestand evangelischer Teillandschaften wie der piastischen Fürsten-

tümer, z. B. mit kalvinistischen Herren und lutherischem Kirchenvolk. Und unter den unmittelbaren Wirkungen des, wie Sch. meint, in der „Weltgeschichte jener Jahrhunderte einzigartigen Falles“, daß Hunderttausende von Untertanen in geschlossener Siedlung einer anderen Weltanschauung angehören als die sie beherrschende Dynastie nennt er vor allem die folgenden: Durcheinanderwohnen der Bekenntnisse und verschiedenartiges — positives und negatives — Aufeinanderwirken, zumindest intensiveres Kennenlernen untereinander als anderswo; stärkeres Hervortreten des radikalen Spiritualismus in dieser geistig zerklüfteten Landschaft als in den konfessionspolitisch straff geleiteten Territorien. Und schließlich ein nicht minder wichtiger Grund Sachverhalt: Schlesiens Protestantismus bleibt die eigene Landesuniversität versagt; seine Söhne studieren in der Ferne, in Leyden und Wittenberg, später in Jena. „Es ist eine nicht annähernd genug betonte Tatsache größter Folgen, daß das blühende, volkreiche, protestantische Schlesien in der gesamten Dauer der Gegenreformation keine Möglichkeit hat, seiner Jugend im Lande die Bildung zu gewähren, die allein den Zutritt zu Hunderten von Ämtern theologischer und juristischer Natur, zur Ausübung der Heilkunde, zu jedweder Bildung literarischer Art gewährte.“ (Schöffler S. 32.) Aus diesen geistesgeschichtlich bedeutsamen Tatbeständen zieht Sch. weiterreichende Folgerungen. Während Deutschland „geistig durchparzelliert“ worden sei, habe Schlesien allen europäischen Strömungen offen gestanden. „Die gegenreformatorische Arbeit im Lande brachte Italien und Spanien und alle Bildungsfülle Südeuropas und des Katholizismus über Schlesien, das niederländische Studium (in Leyden) brachte Holland und Westeuropa, brachte Frankreich und England, Calvinismus und schließlich Cartesianismus näher an Schlesien heran als an irgendeine andere geistige Landschaft Deutschlands. Unerhörter Reichtum, nie gesehener Segen ward über dieser einen Landschaft, ward nur über ihr ausgegossen. . . Das protestantische Schlesien erlebte Luther durch Muttergebet und Schule, erlebte Rom durch Straße, Kloster- und Kirchnähe und durch katholisches Denken im gesamten öffentlichen Leben, erlebte Genf durch Leyden.“ (S. 69.) Protestantische „Ichzentralität“ und katholische summistisch-encyklopädische Elemente begegneten sich im schlesischen Denken, führten beim einzelnen Dichter des großen Barockjahrhunderts zu einer Mischung zweier Lebenssysteme, die oft zu einem schrillen Mißklang, jenem barocken Gemisch von Sehnsucht und Gelerntem, von Gefühl und Wissen, von Ausdruck des Leids und Zier der Aussage, zu jener Neigung zum Schwulst, zu Extremen, zur Geschmacksunsicherheit ausartete, wie Sch. es an zahlreichen exemplarischen Gedichten des Barockzeitalters eindrucksvoll nachweist. Vieles von dem, was die schlesische Barockdichtung oft so schwer ertragbar macht, wird überzeugend aus dem Fehlen einer ästhetisch erziehenden, geschmacksregelnden Hofgesellschaft abgeleitet. Gryphius, Hofmannswaldau, Lohenstein, Chr. Günther erscheinen in diesem Zusammenhang in einem oft überraschend neuem Lichte, und in der Tat vermag die Anwendung „konfessioneller Kategorien“, wie sie Sch. vornimmt, für die Deutung eines in erster Linie konfessionell bestimmten Zeitalters unzweifelhaft einleuchtende Ergebnisse zu schaffen; ob sie aber noch für das 18. Jahrhundert ausreicht, möchte ich doch sehr in Frage stellen. Ich gestehe offen, daß sich diese Zweifel vor allem auf die an sich interessante und besonders anregende Interpretation Christian Wolffs beziehen, in dessen Lebensgang und Werk Sch. die drei schlesischen Elementgruppen: „die lutherische der Erziehung, die katholische der Erziehungsbeeinflussung, die westlich-cartesianische des späteren Werdegangs“ feststellen will. Wohl wird man Wolff mit gebotener Vorsicht als „den ersten großen Systematiker des Luthertums“ wenigstens in säkularisierter Form bezeichnen dürfen, aber Schöfflers Versuch, ein an sich schwer nachweisbares und auszu-

sonderndes katholisches, neuscholastisch-summistisches Element bei Wolff aus der Begegnung des Breslauer Gymnasiasten mit dem katholischen Lebens- und Denksystem herzuleiten, überzeugt mich nicht. Liegt hier nicht doch eine „Überanstrengung“ der konfessionellen Kategorien vor, von der Vf. einmal spricht?

Man scheut sich, in einem so geistvollen Buch gleichsam mit dem Kofstift umzugehen; Übersteigerungen und Zuspißungen gehören untrennbar mit einer temperamentvoll vorgetragenen These zusammen. Indessen soll in diesem Bericht doch auf einen Einwand nicht verzichtet werden, um die Meinung zu unterstreichen, daß die kultursoziologische Methode allein doch nicht zu restlos befriedigenden Schlüssen führen kann. Sch. spricht häufig von der Einmaligkeit der schlesischen Situation hinsichtlich der Vermengung der Konfessionen, des Fehlens einer Hochschule usw., einer Einmaligkeit nicht nur im deutschen, sondern auch im europäischen Bereich. Trifft dies in der Tat zu? Die konfessionspolitische Lage in Deutschland seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert kennt Duzende anderer ähnlich gelagerter Beispiele konfessioneller Mischung innerhalb einzelner Territorien. So wird man kaum sagen können, daß der konfessionelle und kirchenpolitische Bestand Breslaus eine Bunttheit aufweist, „wie wir sie so in keiner einzigen größeren Stadt Deutschlands treffen.“ Man denke etwa an Augsburg oder in bestimmter Hinsicht an Dresden! Auch für das Fehlen einer evangelischen Landeshochschule gibt es sogar im engeren Bereich Ostdeutschlands Parallelen: das evangelische Deutschtum des westlichen, unter polnischer Oberhoheit stehenden Preußen, das natürlich dem schlesischen an zahlenmäßiger Stärke nicht gleichkam, hat sich jahrhundertlang umsonst um eine eigene Universität bemüht. Auch das geistesgeschichtlich bedeutungsvolle siebenbürgische Deutschtum entbehre eine solche. Damit soll nur eines deutlich gemacht werden: aus gleichen soziologischen Ursachen entstehen nicht immer dieselben Wirkungen und das Entscheidende bleibt doch das vor allen äußeren Umständen Vorhandene: die Artung des Geiststrägers, des Menschen und in höherer Einheit: der Stämme und Völker. Daß das frühere Erwachen Schlesiens zu geistiger Eigenkraft unter den Landschaften des mittleren und nördlichen Ostens u. a. auch auf die Tatsache älterer Siedlung, früherer Ausbildung zu stammlicher Individualität z. B. gegenüber Altpreußen zurückzuführen sein wird, wird man vermuten dürfen.

Die Bezüge des Schöfflerischen Buches zur altpreussischen Geistesgeschichte sind zahlreiche, wenn auch manche naheliegende, so der ganze Umkreis des Verhältnisses Schlesiens zur Königsberger Albertus-Universität fehlen. Was schlesische Befruchtung im 17. Jahrhundert vor allem für Danzig bedeutet hat, ist allgemein bekannt. Auch hierzu bietet Sch. Anregendes genug, um den schlesischen Einstrom in das Weichselland neu zu deuten. — Der letzte Abschnitt „Von Wolff zu Kant“ leitet über zur großen altpreussischen Zeit um die Wende des 18.ten zum 19. Jahrhundert. Die Voraussetzungen dieses Zeitalters und dieser altpreussischen Blüte zu klären, liegt außerhalb der Absichten Schöfflers. Kant deutet er nur allgemein aus dem geistigen Klima Brandenburg-Preußens der 30er und 40er Jahre des 18. Jahrhunderts, das durch die Synthesis von Pietismus und Wolffianismus ausgezeichnet gewesen sei. Man wünschte sich, daß Sch. auch diesem Gegenstand so viel Geist zuwenden wie seinem schlesischen Buche. Vielleicht könnte die kultursoziologische Methode auch für die Landschaft und die Epoche Kants, Hamanns und Herders neue aufhellende Hinweise geben.

Königsberg Pr.

E. h. Schieder.

Carl Jantke: Preußen, Friedrich der Große und Goethe in der Geschichte des Deutschen Staatsgedankens. Max Niemeyer Verlag Halle 1941. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft 17. Jahrb. Geisteswissenschaftl. Klasse, Heft 3. VII, 116 S.

Diese kluge, anregende und ungewöhnlich belebte Schrift nimmt ihr Hauptthema von einem umfassenden Begriff des „Politischen“ her, sie will die großen Persönlichkeiten Friedrichs II. und Goethes in einer höheren Einheit zusammen sehen, um dem deutschen Staatsgedanken ein wesentliches neues Element hinzuzufügen, ja, vielleicht sogar diesem eine neue Constitution zu geben. Es handelt sich also um eine historische und eine systematische Aufgabe, wenn auch diese nicht so stark in Erscheinung tritt, wie jene. Es sind sehr hohe Dinge, um die es hier geht, und man wird dem Verf. gern sagen, daß er seiner Aufgabe auf einer sehr beachtlichen Höhe entgegengetreten ist und nichts veräuhte heranzuführen, was ihm in seinem Geschäft nur irgendwie dienen konnte. Die einleitenden Kapitel sind somit auf das Solideste durchgearbeitet. Die Probleme des Territorialstaates, die Fragen des deutschen Naturrechts, wie der scharf herausgestellte Gegensatz deutschen Staatsdenkens zur westlichen Demokratie, besonders Frankreichs, diese und andere Dinge bieten die Grundkräfte für die eigentliche Auseinandersetzung. Die Methode, deren Verf. sich bedient, ist der Höhenlage seiner Problemstellung durchaus angemessen. Er fordert „die Bereitschaft des echten Historikers, jene tiefere Übereinstimmung vermeintlicher geschichtlicher Gegensätze zu erkennen, die jenseits aller vordergründigen staatlichen Ereignisse und Möglichkeiten vor allem in der einheitsstiftenden Kraft der größten Repräsentanten dieser Epoche für unser Volk beruht.“ Diese Forderung verlangt einen ungewöhnlichen historischen Takt, denn die Gefahr, den Geist der Zeiten mit der Herren eigenem Geist zu verwechseln, liegt bei einem solchen Unterfangen besonders nahe. Es handelt sich mit wenigen Worten darum, daß Friedrich II. und Goethe in ihrer Deutschtät auf einen Nenner zu bringen sind trotz der von beiden Seiten unbestritten vorliegenden gegensätzlichen Behauptungen; Politik und Bildung sollen eine Einheit bilden. In des Verfassers Auffassung von Friedrich II. ist sicherlich richtig, daß er den König nicht isoliert sieht, sondern das heroische Element seines Wesens wirksam sein läßt auch in seiner literarischen Leistung. Ein anderes ist aber von großer Wichtigkeit für die Beurteilung Friedrichs II., das ist seine Stellung zum Reichsgedanken. Es ist fraglich, ob er sich je vom Reichsgedanken seiner Zeit in dem Maße löste, wie Luther bewußt aus dem Verband der katholischen Kirche ausschied, und doch erst so zur entscheidenden Wirkung kam. Man kann sagen, daß dieses Verlangen an Friedrich ein unbilliges ist, wie wenn man von Bismarck die Lösung der deutschen Frage aus völkischem Gesichtspunkt fordern will. Aber der Reichsgedanke seiner Zeit hat Friedrich II. verhindert, die Deutschtät in der Tiefe zu sehen, wie die Männer, die er literarisch bekämpfte. Andererseits ist bis zu Goethe wenig Verständnis für das machistaatliche Wesen zu finden, gerade hierfür bringt Verf. eine Fülle von Belegmaterial, die eine bewundernswerte Kenntnis des Goetheschen Schrifttums zeigen. Der historische Schnittpunkt von Politik und Bildung ist in dieser Arbeit vielleicht zu früh angesetzt; ja man könnte die Frage aufwerfen, ob er überhaupt schon aus dem Zustand der Forderung herausgetreten ist. Diese Unklarheit nimmt ihren Ursprung ganz allgemein aus der Ungeklärtheit des Begriffs der Politik überhaupt. Es ist sicher, daß diesem Zustand auch die vorliegende Schrift ihren Tribut hat zollen müssen, Verf. ist sich dessen wohl auch bewußt. Das wird ihr nicht zur Last gelegt, wie ihr auch nicht zum Schaden gereichen kann, daß sie eine eindeutige Lösung ihres Problems ver-

missen läßt. Bedeutsam ist an ihr der große Mut, mit dem der Verf. an diese ganz schwierige und von ihm zentral gefohene Frage herangegangen ist. Er hat die Diskussion nachhaltig belebt, und die Literatur wird seine wertvolle und umsichtige Arbeit niemals missen mögen.

Königsberg (Pr.).

W. v. Selle.

Botho Rehberg: Geschichte der Königsberger Zeitungen und Zeitschriften. I. Von der Herzogszeit bis zum Ausgang der Epoche Kant-Hamann. Alt-Königsberg, Band 3. Ost-Europa-Verlag, Königsberg-Berlin 1942. VII, 152 S. m. Abb.

Als Rehberg an die Behandlung dieser umfangreichen Aufgabe ging, lagen bereits einige Arbeiten zu diesem Thema vor, z. B. die von Gehse, Röhrdanz und Hartung; aber der größere Teil dieser Einzeluntersuchungen, z. B. die von Czjgan und Flögel, hatte zunächst die Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts in Angriff genommen. Hier wird erstmalig ein Führer durch den ganzen gestaltreichen, anziehenden, aber auch sehr ausgedehnten Blätterwald der Königsberger Presse geboten, d. h. vorerst bis etwa 1800, doch stellt der vorliegende Band eine Fortsetzung bis in die Gegenwart in Aussicht. Der Verfasser holt weit aus, er beginnt mit den „neuen Zeitungen“, die sich z. B. Hochmeister Albrecht von seinen auswärtigen Freunden in Briefen geben ließ, geht dann zu solchen chronikartigen Aufzeichnungen wie Zerers „Neuer Zeitung“ über und kommt über die Legion von Flugblättern und Pasquillen, die der Buchdruck begünstigte, zu den sehr frühen Anfängen dessen, was wir heute Königsberger Zeitung nennen. Rehberg gibt seiner Arbeit den Untertitel: Persönlichkeiten und Entwicklungsstufen. Der gewaltige Stoff hat sein sichtigendes Erfassen nicht erdrückt, stets weiß er herauszuhören, was an dem einzelnen Organ zeitbedingt ist, was durch die Persönlichkeit gegeben ist und welche Einstellung hinter der uns ungewohnt gewordenen Sprache früherer Jahrhunderte mitschwingt. Der Verfasser hat auch alle die Stoffquellen erschöpft, die ihm Material lieferten zur Ab- und Rundung der Persönlichkeiten von Herausgebern und Mitarbeitern. Interessant ist die Gestalt des Strimesius, des ersten echten Königsberger Journalisten, herausgearbeitet, menschlich ergreifend ist sein Kampf mit Reußner und sein endlicher Sturz, der auch den Gegner mitriß. Mittelpunkt der Darstellung ist aber unbedingt die vom Staate erzwungene Mitarbeit Kants und Hamanns und anderer Univeritätsprofessoren an der Gestaltung unserer Zeitungen. Ich glaube kaum, daß sich eine andere deutsche Tageszeitung Mitarbeiter solchen Ausmaßes rühmen konnte, wie sie die „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen“ in den Benannten besaßen. Eine Geschichte der Zeitungen ist gleichzeitig eine Geschichte des Drucks, der Zensur und des Kampfes gegen sie. Darüber hinaus spielen hinein die politischen Ereignisse, die Wünsche der Souveräne und der Zeitgeschmack des Publikums. Das alles hat der Verfasser gewandt berücksichtigt; sein größtes Geschick entwickelt er aber in der Kennzeichnung des Wollens und der Eigenart der einzelnen Blätter. Er gebraucht dabei oft einen humorvollen, krausen Stil Jean-Paulscher Prägung. Aber er dient nur dazu, den etwas spröden Stoff zu schmeidigen. Überhaupt schreitet Rehberg nicht auf dem Rothurn gepreizter Gelehrsamkeit, sondern bietet, dem Sinn der Sammlung entsprechend, auch dem sich an der Geschichte seiner Vaterstadt erfreuenden Laien viel Anziehendes. Die zahlreich beigegebenen Abdrucke von Titellupfern und Schriftproben dienen demselben Zweck und verstärken den Eindruck des durch das Wort Gesagten. Ausführliche Zitate unterbrechen oft die Darstellung und gehen auf dasselbe Ziel. Aus der eingehenden Behandlung der Leistungen eines Lilienthal

und Baczko — denn auch die wissenschaftlichen Monats- und Wochenblätter finden Berücksichtigung — ist die Freude des Verfassers darüber zu spüren, einen Beitrag zur Geschichte seiner engeren Heimat liefern zu dürfen. Zeitgemäß ist Rehbergs Nachweis, daß eine Reihe von Königsberger Verlegern und Journalisten Vorkämpfer des Antisemitismus waren. Besonders dankbar werden ihm alle an der Geschichte und Literatur Preußens Interessierten für die Angabe der umfangreichen Literatur und für die chronologische Aufzählung aller bis etwa 1800 in Königsberg erschienenen Zeitschriften und Zeitungen sein und über die Auskunft darüber, wieweit und wo sie noch vorhanden sind.

Königsberg (Pr.).

Walther Franz.

Oetlef Krannhals: Die Weichsel. Nordostschriften der Publikationsstelle, hgg. von Johannes Papritz u. Wolfgang Rohde. 53 S., 9 Abb. u. 1 Karte. Verlag S. Hirzel. Leipzig 1942.

Die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten in den eingegliederten Ostgebieten des Deutschen Reiches. Im Auftrage der Haupttreuhandstelle Ost u. des Reichsführers SS, Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums, hgg. von Walter Geisler. Bd. 3: **Otto Dröschner: Die Weichsel — Hermann Thomse: Danzig als Handels- und Wirtschaftszentrum.** 38 S. Volk und Reich Verlag Berlin 1941.

Noch immer nimmt im Bewußtsein des deutschen Volkes die Weichsel nicht den Platz ein, der ihr gebührt. Und wenn auch viele die Weichsel als Glied der großen „Fünffstromreihe“ kennen, so wissen doch wenige um das deutsche Gesicht der Stromlandschaft und um die Leistung unseres Volkes in der Bewältigung dieses Stromes. Das große und grundlegende Werk über „Die Weichsel, ihre Bedeutung als Strom und Schifffahrtsstraße und ihre Kulturaufgaben“, das von Prof. Richard Winkel herausgegeben wurde, ist für weite Kreise zu umfangreich. So ist es zu begrüßen, daß der Verfasser des geschichtlichen Teils in diesem großen Sammelwerk, Oetlef Krannhals, die Forschungsergebnisse einmal kurz zusammengefaßt und herausgegeben hat. Nach einer geographischen Einleitung beschreibt der Verfasser die Rolle der Weichsel in der Wirtschaftsgeschichte des Ostens, wobei er besonders auf die Nutzung des Stromes durch den Orden eingeht, Danzigs Stellung als „Königin der Weichsel“ beleuchtet und Blüte und Verdegang des Handels im 17. Jahrhundert beschreibt. Die Sorge Brandenburgs-Preußens für die Weichsel und Ausbau des Unterlaufs vor dem Weltkrieg zeigen, was hätte geleistet werden können. Aber das Weichselstromgebiet gehörte damals zum Verwaltungsraum dreier Staaten. Heute — nach dem polnischen Intermezzo — liegt die Weichsel ganz im deutschen Machtbereich, und zum ersten Male kann eine Planung einsetzen, die sich auf den gesamten Strom bezieht.

Von den Zuständen bei der Übernahme der unteren Weichsel 1939 und den geplanten Arbeiten berichtet Heft 3 der Reihe „Die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten in den eingegliederten Ostgebieten des deutschen Reiches“. Oberregierungsrat Dröschner von der Wasserstraßen-Direktion Danzig zeigt die Notwendigkeit eines großzügigen Ausbaus der Weichsel als Schifffahrtsweg. Neben der Schiffsraumfrage muß besonders die Heranziehung geeigneter Binnenschiffer aus dem Reich rechtzeitig ins Auge gefaßt werden, damit der Verkehr auf der Weichsel in den Händen deutscher Menschen liegt. Die der Hafengemeinschaft Danzig-Gotenhafen gestellten Aufgaben beschreibt Hafenoberverwal-

tungsrat Dr. Hermann Thomßen im gleichen Heft, dem auch ein Vorwort des Gauleiters und Reichsstatthalters im Reichsgau Danzig-Westpreußen, Albert Forster, beigefügt ist.

Ebing, 3. St. Berlin.

W. Puls.

Reinhold Heuer: Thorn. — Deutsche Lande, deutsche Kunst, 2. Aufl.
Deutscher Kunstverlag Berlin 1941. 34 S., m. Abb.

Verfasser gibt auf etwa 21 Textseiten einen Überblick über die politische Geschichte und die künstlerische Entwicklung der über 700 Jahre alten Stadt. Soweit es in diesem knappen Rahmen möglich ist, werden die wichtigsten Ereignisse kurz geschildert, für den ersten Besuch in Thorn eine gute Einführung. Den Hauptteil des Werkes bilden die 48 Abbildungen, die auch nur eine Auslese aus dem großen Reichtum der Stadt an Kunstwerken darstellen; doch lassen die hier abgebildeten Stücke hohen Wertes erkennen, wie wichtig Thorn für die deutsche Kunstgeschichte ist. Die Auswahl ist gut, die Marienfigur in St. Johann, eines der schönsten Bildwerke Deutschlands, kommt in drei Bildern hervorragend zur Geltung. Die Zerstörung der mittelalterlichen Stadtbefestigung und auch der neupreußischen Wälle wird S. 29 mit Recht getadelt. Thorn hat dadurch viel verloren. Das abfällige Urteil über die Baukunst 1880—1918 ist aber doch zu scharf ausgefallen, zum mindesten konnten die „wenigen Ausnahmen“ erwähnt werden; eine solche ist in Abb. 38 im Turm der Altstadt, evang. Kirche wenigstens abgebildet. Zu S. 33 Nr. 34 noch eine kleine Ergänzung. In der Predella des Wolfgang-Altars standen nur 2 alte Figuren, die Maria Magdalena und nochmals ein St. Wolfgang. Die fünf anderen, also auch das Vesperbild, sind 1911 von D. Trillhase in Erfurt geschnitten. Sie fügen sich gut in den Kreis der alten Plastiken ein, ohne deren Stil zu kopieren.

Heuers Schrift wird dem alten Thorn viele neue Freunde erwerben, der Stadt, die nach 20 schweren Jahren glücklich zum Vaterlande heimgekehrt ist.

Marien burg Westpr.

Bernhard Schmid.

Danzig-Westpreußen. Ein deutsches Kulturland. Bildende Kunst /
Schrifttum / Musik. Danziger Verlags-Gesellschaft (Paul Rosenberg)
Danzig 1940. 165 S.

Als Band 3 der von August Goergens herausgegebenen Kulturpolitischen Schriftenreihe für den Reichsgau Danzig-Westpreußen erscheint nunmehr eine kurze Übersicht über die Geschichte der bildenden Kunst, des Schrifttums und der Musik auf westpreußischem Boden, die, für einen breiteren Leserkreis bestimmt, ein Bild der deutschen kulturellen Leistung über alle Wandlungen des politischen Schicksals hinaus aufzeigt. Die drei Einzelbeiträge stammen von Willi Drost, Heinz Otto Burger und Hugo Socnik, aus denen die enge geistige Verflechtung beider Teilgebiete des einstigen Ordensstaates auch in den Zeiten politischer Trennung gut zum Ausdruck kommt. Besonders schön sind die Bildbeigaben, namentlich zur Verdeutlichung der kunstgeschichtlichen Entwicklung im Kernland der Ordensarchitektur, die dem Leser in den westlichen Reichsgebieten 3. T. Neues bieten werden.

Königsberg (Pr), 3. St. Berlin.

Hans Joachim Schoenborn.

Herbert Kopittke: Der Kreis Lauenburg in Pommern. Entstehung und Leistung von Großgrundbesitz und Bauerntum. 1. Teil. Der Siedlungsraum. F. Hirt Breslau 1940. (= Wirtschaftsgeographische Arbeiten, hrsg. von E. Scheu. Heft 4.) 113 S.

Den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift bildet eine Untersuchung über die Entwicklung des bäuerlichen und gutherrlichen Besitzstandes im Kreise Lauenburg. Um die Begründung eines leistungsfähigen Bauernstandes hat sich der Deutsche Orden, über dessen siedlerische Tätigkeit wir recht gut unterrichtet sind, in den 150 Jahren seiner Herrschaft ein großes geschichtliches Verdienst erworben. Er hat nicht allein von sich aus neue Dörfer gegründet und bestehende Ortschaften zu deutschem Recht umgelegt, sondern auch dafür Sorge getragen, daß zahlreiche Angehörige des grundbesitzenden Adels die deutsche Wirtschaftsweise übernahmen, indem sie auf ihrem Grund und Boden deutschrechtliche Dörfer anlegten und den darin wohnhaften Bauern, die in jeder Beziehung den Bauern der Ordensdörfer gleichgestellt waren, ihr Ländereien gegen einen entsprechenden Zins zur Bewirtschaftung übertrugen. Als Lauenburg nach dem Thorner Frieden an Pommern gefallen war und dann nach einem kurzen polnischen Zwischenspiel mit Brandenburg vereinigt wurde, setzte unter dem Eindruck tiefgreifender Umwälzungen im gesamteuropäischen Wirtschaftsleben eine rückwärtige Entwicklung im bäuerlichen Besitzstand ein. Nachdem schon die pommerschen Herzöge in einigen Amtsdörfern Vorwerke hatten einrichten lassen, ging auch der grundbesitzende Adel, dessen Schwergewicht sich nach dem Ankauf von einigen geistlichen und landesherrlichen Besitzungen weiterhin verstärkt hatte, ganz systematisch dazu über, bäuerliche Ländereien einzuziehen und selbst unter den Pflug zu nehmen. So vollzog sich Schritt für Schritt der Übergang von der Grundherrschaft zur Gutsherrschaft, deren Wesenszüge auf besitzrechtlichem und wirtschaftstechnischem Gebiet allgemein bekannt sind.

Nachdem im Laufe der Zeit zahlreiche Bauernstellen in den von dieser Entwicklung besonders nachhaltig betroffenen Gutsdörfern eingezogen worden waren, hat schließlich die sogenannte Bauernbefreiung entscheidend zur Erweiterung des gutherrlichen Besitzstandes beigetragen. Sie bedeutet den markantesten Punkt in der Geschichte des modernen Gutsbesitzes. Ein großer Teil des bäuerlichen Landes fiel bei der Regulierung der gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisse auf gesetzlichem Wege an die Gutsbesitzer, andere Bauernstellen, die sich den wirtschaftlichen Krisen der Folgezeit nicht gewachsen zeigten, wurden aufgekauft, sodaß der bäuerliche Besitz in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. eine ganz beträchtliche Schrumpfung erfuhr. Im Lauenburger Gebiet sind nicht weniger als 480 Bauernstellen untergegangen, während der Gutsbesitz einen Mehrgewinn von rund 60 000 Morgen verbuchen konnte. In vielen ehemaligen Gutsdörfern ist dabei der ganze Bauernstand vernichtet worden. Wie in vielen andern Landschaften des deutschen Ostens ist demnach auch in Lauenburg die eigentliche Vormachtstellung des Großgrundbesitzes erst im Verlauf des 19. Jahrh. begründet worden: dies ein weiterer Beitrag zur Beurteilung des preußischen Reformwerks, dessen ungünstige Auswirkungen auf diesem Gebiet bisher viel zu wenig beachtet worden sind.

Gegen Ende des 19. Jahrh. befanden sich 3 Viertel des Lauenburger Landes in gutherrlichem Besitz. Inzwischen ist durch die verschiedenen Siedelvorhaben der Vor- und Nachkriegszeit ein so großer Teil des gutherrlichen Landes wieder in bäuerliche Hand überführt worden, daß sich heute der bäuerliche und der gutherrliche Besitz etwa die Wage halten. Diese Stärkung des Bauerntums erwies sich im Lauenburger Kreise, der wegen seiner Grenzlage bis zum Jahre 1939 stark

gefährdet war, aus nationalpolitischen Gründen als erforderlich und hat, wie man nicht bezweifeln darf, segensreiche Folgen gehabt. Dagegen ist die Frage nach den Rückwirkungen, die dieser Vorgang auf das wirtschaftliche Leben und die Entwicklung der landwirtschaftlichen Erzeugung gehabt hat, vom Verf. leider nur kurz angeschnitten worden. Hoffentlich wird uns der 2. Teil nähere Aufklärungen bringen; es wäre doch einmal sehr interessant, an Hand von Statistiken die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Kreises in der Zeit von 1890 mit der des Jahres 1930 zu vergleichen. Wenn wir uns schließlich noch einer anderen Fragestellung zuwenden, so hat Verf. nachgewiesen, daß sich das durch die Kulturarbeit des Deutschen Ordens geschaffene Siedlungsbild im Gesamtaufriß wie auch in den Siedlungsformen der Einzelortschaften mit verhältnismäßig geringen Änderungen bis zum Beginn des 19. Jahrh. hin gehalten hat. Erst nach der gutsherrlich-bäuerlichen Regulierung und der damit bedingten Separation sind grundlegende Änderungen eingetreten. Am schärfsten traten sie bei den Gütern in Erscheinung, wo sich die typische Siedelform des landwirtschaftlichen Großbetriebes herausprägte. In den landesherrlichen Dörfern, den eigentlichen Bauerndörfern, ist die Zahl der Hoffstellen in den letzten 100 Jahren rasch angestiegen, und der Umfang der Ortschaften erheblich erweitert worden. War das Landschaftsbild bislang durch die in sich geschlossenen Ortschaften bestimmt, so entstanden fortan über das flache Land verstreut zahlreiche „Abbauten“, eine Entwicklung, die in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. durch die Einrichtung von Zeit- und Erbpachtshöfen im Südteil des Kreises und die Anlage der modernen Siedlungen in der unmittelbaren Vergangenheit einen erheblichen Auftrieb erfahren hat.

Alles in allem eine gediegene Arbeit, der wir eine dankenswerte Bereicherung unseres Wissens in einem für die Geschichte des deutschen Nordostens lebenswichtigen Fragenkreis verdanken.

Karl Raschke (†).

Hans Jakob Schmitz: Geschichte des Neze-Warthelandes, insbesondere der Grenzmark Posen-Westpreußen. Grenzmärkische Forschungen 4. S. Hirzel, Leipzig 1941. Mit 39 Textarten, 324 S.

Hans Jakob Schmitz, der seit vielen Jahren auf dem Gebiet der grenzmärkischen Geschichte gearbeitet und sich daneben ein außerordentliches Verdienst um die Organisation des wissenschaftlichen Lebens in der Grenzmark erworben hat, ist nunmehr mit einer größeren zusammenfassenden Darstellung hervorgetreten. Man kann sie ohne Übertreibung als Krönung seines bisherigen Werks bezeichnen, dies um so mehr, als sich der neuen Aufgabe fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Die ehemalige Grenzmark Posen-Westpreußen, deren Geschichte Schmitz anfangs hatte aufzeichnen wollen, reichte vom Baltischen Höhenrücken bis hinunter zum niederschlesischen Tiefland. Sie umfaßte Gebiete, die früher einmal den verschiedensten Territorien angehört hatten und vielfach ihre eigenen Wege gegangen waren, bis sie sich vorübergehend in dem einmaligen Rahmen der Provinz Posen-Westpreußen zusammensanden. Man wird darum starke Bedenken äußern müssen, ob es sachlich tragbar ist, die Geschichte eines im höchsten Maße unorganischen Gebildes zu schreiben, das nie zuvor auch nur in ähnlicher Form historische Gestalt angenommen hatte. Schmitz hat trotz allem das Wagnis unternommen und uns gezeigt, daß grenzmärkische Geschichte nicht unbedingt nur ein Konglomerat von brandenburgischer, schlesischer, ordensstaatlicher und polnischer Territorialgeschichte zu sein braucht. Er findet die innere Rechtfertigung für sein Vorhaben in der Erkenntnis, daß das ganze

Land vom Baltischen Höhenrücken hinunter bis nach Niederschlesien ein großes gemeinsames Schicksal gehabt hat: es lag „zu allen Zeiten im Schnittpunkt der geschichtlichen Ereignisse des Ostens“. Es bildete den Hauptschauplatz der jahrtausendealten deutsch-slawischen Auseinandersetzung, sodas seine stets wechselnde politische Gestaltung und staatliche Zugehörigkeit geradezu symbolhaft den jeweiligen Stand des schicksalhaften Ringens zwischen den beiden Völkern zu erkennen gibt. Stärker noch als in den andern Landschaften des deutschen Ostens ragt die allgemeine Reichsgeschichte als bestimmender und tragender Faktor in den provinziellen Bereich hinein. Sie ist in diesem Falle mehr als eine Kulisse, vor der sich die provinzielle Sonderentwicklung des Neze-Warthelandes abspielt.

Der große Vorzug der vorliegenden Darstellung beruht darin, das Schmitz es verstanden hat, seiner Aufgabe nach beiden Richtungen hin gerecht zu werden. Die großen geschichtlichen Zusammenhänge sind mit einem feinen Instinkt für das Wesentliche herausgearbeitet, während die Abschnitte über die innere Entwicklung des Landes ein gründliches Einzelwissen und eine souveräne Beherrschung der weit verstreuten einschlägigen Literatur verraten. So befinden sich alle Teile des Buches auf der gleichen Ebene wissenschaftlicher Ausgeglichenheit und stilistischer Reife. Und doch wird man nicht zögern, als den eigentlichen Höhepunkt des Buches die Abschnitte über die Geschehnisse der letzten 150 Jahre zu bezeichnen, in denen sich die Darstellung fast unbemerkt mehr und mehr auf den Bereich der Provinz Posen verlagert hat. Mit einer ungeheuren Spannung verfolgt der Leser die Schilderung der Ereignisse seit jener Zeit, da Preußen den entscheidenden Schritt über die Grenzen des verfallenden polnischen Staates hinweg tat und damit eine neue Epoche in der Geschichte des Ostens einleitete. Das Auf und Ab der preussischen Polenpolitik, die Entstehung der Volksbewegungen im deutschen und polnischen Lager, die entscheidenden Vorgänge der Nachkriegsjahre, all das hat hier eine außerordentlich lebendige Darstellung gefunden.

Wenn dieses Buch wie kaum ein anderes über diesen Fragenkreis einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck hinterlässt, dann sicherlich nicht allein deswegen, weil es wissenschaftlich bis auf einige wenige Punkte, in denen man anderer Meinung sein kann, unantastbar ist. Am meisten wirkt die Gewissheit, das hier ein Mann zu uns spricht, der selbst in den dunkelsten Jahren der deutschen Vergangenheit mit der Waffe in der Hand um seine grenzmärkische Heimat gekämpft, mit heißem Herzen das Geschehen der letzten Jahre verfolgt und nun den Rest seines Lebens dem strengen Dienst der wissenschaftlichen Forschung geweiht hat.

Karl Raski (+).

Baltische Lande. Hrsg. v. Albert Braekmann und Carl Engel. Bd. 1: Ostbaltische Frühzeit, hrsg. v. Carl Engel. X u. 498 S. Hirzel, Leipzig, 1939.

Unter allen ehemals außendeutschen Volksgruppen hat wohl kaum eine derart hohen Anteil an der deutschen wissenschaftlichen Leistung auf allen Gebieten genommen wie das baltische Deutschtum. Begründet auf ein stolzes Erbe, hat die deutschbaltische Wissenschaft auch unter den schwierigsten Verhältnissen nach 1919, in den Zeiten politischen Druckes und schwindender wirtschaftlicher Basis, die Fortführung namentlich der landesgeschichtlichen Forschungsarbeit als hohe Verpflichtung empfunden und in vorbildlicher Zusammenarbeit Ergebnisse erzielt, deren Bedeutung sich keineswegs auf den engen Raum der damaligen baltischen Randstaaten beschränkt hat. In zusammengefasster Form sich über die in zwanzigjähriger Arbeit errungenen Erkenntnisse Rechenschaft abzulegen, sie auch

äußerlich stärker noch in den Mittelpunkt der neuen, nun auch innerhalb der Reichsgrenzen zum vollen Durchbruch gelangten volksgeschichtlichen Diskussion zu rücken, das sollte die Aufgabe der Schriftenreihe: Baltische Lande sein, als deren erster Band (gleichzeitig mit der ersten Lieferung des an diesem Ort bereits besprochenen vierten Bandes) das vorliegende Werk noch knapp vor Ausbruch des neuen Krieges und damit unmittelbar vor dem schicksalvollen Abschluß der historischen Mission des Baltendeutschtums erschienen ist. Sie zielte keineswegs ab auf eine enzyklopädische Erfassung des geschichtlichen Gesamtgeschehens im baltischen Raum, sondern sollte vor allem diejenigen Probleme der baltischen Vergangenheit behandeln, die der volksgeschichtlichen Fragestellung unmittelbar entspringen und zudem auch in der Auseinandersetzung mit den z. B. äußerst fragwürdigen Ergebnissen der durchweg unkritischen Forschung in den jungen Staaten im Vordergrund standen. So sollten die ersten drei Bände der Vor- und Frühgeschichte vorbehalten sein, deren außerordentlich wichtige Probleme in erheblichem Maße auch unsere ost- und westpreussische Landesforschung, darüber hinaus allgemeine Grundfragen der nordosteuropäischen Volks- und Kultur-grenzen berühren.

Dieser sehr umfassenden Aufgabenstellung entspricht der Inhalt des vorliegenden Bandes in positiver Weise. Der Begriff: Ostbaltische Frühzeit ist inhaltlich erfreulich weit gefaßt; der Geograph kommt genau so zu Wort wie der Sprachwissenschaftler und Rassenkundler, obwohl das Schwergewicht naturgemäß auf den besonders komplizierten und noch keineswegs in jeder Hinsicht gelösten siedlungs- und bevölkerungsgeschichtlichen Fragen dieses entscheidend wichtigen Zeitabschnitts liegt. Überhaupt darf es als ein besonderes Positivum gewertet werden, daß in den 17 Einzelbeiträgen des Werkes die gelegentliche Verschiedenartigkeit der Ausgangspunkte und Ergebnisse keineswegs künstlich eingeebnet worden ist, sondern bei einheitlicher Grundhaltung das Entstehen eines wissenschaftlichen Gesamtbildes im besten Sinne verdeutlicht wird!

Es ist naturgemäß nicht möglich, die Fülle des Gebotenen auch nur andeutungsweise auf beschränktem Raume auszuschöpfen; im folgenden kann darum nur ein ganz grober Überblick vermittelt werden. Die beiden grundlegenden geographischen Beiträge stammen von Paul W. Thomson und Werner Gierke, ersterer mit einer Übersicht über die nachweiszeitliche Entwicklung des ostbaltischen Gebiets; der junge, im Polenfeldzug gefallene Königsberger Geograph in einem Aufsatz über Raum und Besiedlung im frühgeschichtlichen Alt-Livland, anknüpfend an seine, in dieser Zeitschrift niedergelegten Gedanken von den Grundformen ländlicher Siedlung im indogermanischen Nord- und Nordost-europa. Es folgen zwei auch den Nichtfachmann fesselnde Beiträge Valentin Kiparsky-Helsinki über die Ostseefinnen im Baltikum sowie die Baltischen Sprachen und Völker (in dem auch die Preußen behandelt sind); die von E. E. Karsten-Helsinki in einer interessanten Studie: Altgermanisches Sprachgut in den ostbaltischen Ländern gegebenen Deutungsversuche von Ortsnamen in Lettland samt ihren siedlungsgeschichtlichen Folgerungen scheinen allerdings noch nicht das letzte Wort in dieser Frage zu sein. Als besonders verdienstlich muß der erstmalig (von Sophie Ehrhardt-Berlin) unternommene Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der rassenkundlichen Verhältnisse der baltischen Länder und Ostpreußens bezeichnet werden, in dem ein reiches Untersuchungs- und Bildmaterial ausgewertet wird, wenn auch die Verfasserin sich im wesentlichen auf die Beschreibung der körperlichen Merkmale beschränkt hat. Eine grundlegende Übersicht über den Gesamtbestand geographischer, historiographischer und diplomatischer Quellen für die Frühgeschichte der ostbaltischen Länder (die mit Recht bis zum Ende des 13. Jahrhunderts geführt wird) gibt Leonid Ar-

b u s o w , in der besonders die Berücksichtigung der ältesten russischen und skandinavischen Chronistik sowie seine sehr eingehend begründete, positive Bewertung des Chronisten Heinrich hervorzuheben ist.

Noch stärker dringen in die frühgeschichtlichen Spezialfragen der baltischen Einzellandschaften die Beiträge Heinrich L a a k m a n n s (Estland und Livland), Paul J o h a n s e n s (Kurlands Bewohner zu Anfang der historischen Zeit), Albert B a u e r s (Semgallen und Upmale) und Hans M o r t e n s e n s (Landschaft und Besiedlung Litauens) ein, unter denen besonderes Interesse gerade auch für den preußischen Raum Johansens neuartiger Lösungsversuch der Kurlandfrage beansprucht; den Kernpunkt dieses viel erörterten Problems sieht er in der Frage nach der Stellung der Liven in Kurland, die dort als eine den Wikingern konkurrierende Erobererschicht aufzufassen seien; an zahlreichen livischen bzw. livisch beeinflussten Orts- und Personennamen wird die Ausdehnung des livischen Siedlungs- und Herrschaftsbereiches bis tief ins ostpreußische Nemelgebiet hinein nachgewiesen, Kurland als Ganzes als Gebiet ausgeprägter livisch-lettischer Mischkultur erkannt. Man darf gespannt sein, welche Stellung die vorgeschichtliche und sprachwissenschaftliche Forschung gegenüber dieser zunächst überraschenden, zugleich aber in vielen Punkten einleuchtend erscheinenden These Johansens einnehmen wird.

Ein dritter Hauptabschnitt des Buches gilt schließlich den Anfängen des Deutschtums in den baltischen Ländern, eingeleitet durch eine knappe, wiederum L a a k m a n n zu verdankende Skizze der Gründungsgeschichte Rigas, die in schlüsselfigster Form die lettische Fabel eines vordeutschen Hafensorts Riga widerlegt. Als vielleicht bedeutendster, gedankenreicher und in dieser umfassenden Form erstmalig dargebotener Beitrag schließt sich A r b u s o w s Untersuchung über die deutsche Einwanderung im 13. Jahrhundert an, in der insbesondere der wichtigen Herkunftsfrage nachgegangen, dabei u. a. die überspitzte These von der Lübecker Zwischensiedlung der nordwestdeutschen städtischen Auswanderer berichtigt und für die baltischen Städte erheblich eingeschränkt wird; auch die Erforschung der sozialgeschichtlichen Struktur namentlich des deutschbaltischen Bürgertums erfährt zahlreiche, wertvolle Anregungen für ihre weitere Aufgabestellung. Ein Beitrag Luß M a c k e n s e n s behandelt weiter die literarischen Denkmäler des 13. Jahrhunderts in Alt-Livland, in dem vor allem die Livländische Reimchronik einer eingehenden Untersuchung unterzogen wird, während die kunsthistorischen Leistungen des baltischen Deutschtums in den beiden Aufsätzen von Hubert S c h r a d e und Karl Heinz C l a s e n eine Würdigung für den Gesamtzeitraum des Mittelalters finden; unter ihnen ist Schrades Spezialuntersuchung über das Problem der Hallenkirche, ausgehend von der Baugeschichte des Rigaer Doms, wiederum von allgemeiner Bedeutung. Der zusammenfassende Überblick über die Gesamtentwicklung der baltendeutschen Kunstgeschichte war ursprünglich Heinz L ö f f l e r zugeacht; nach seinem unerwartet frühen Tode hat Clasen diese Aufgabe übernommen, zu der ihn seine grundlegenden Arbeiten aus dem preußischen Raum besonders prädestinierten; in der Tat ist gerade durch den ständigen Vergleich mit den verwandten preußischen Entwicklungslinien die charakteristische Sonderstellung namentlich der deutschbaltischen Architektur eindrucksvoll herausgearbeitet worden.

Den Abschluß des Werkes schließlich bildet eine tieferschöpfende Ausdeutung des baltischen Schicksals durch Reinhard W i t t r a m , gleichsam exemplifiziert an den Wandlungen des Landesnamens von den Anfängen Alt-Livlands bis zur Gegenwart, der man gerade heute, nach dem tatsächlichen Abschluß der deutschbaltischen Aufgabe in ihrem historischen Lebensraum, nicht ohne innere Bewegung zu folgen vermag.

Ein besonderes Wort muß noch der äußeren Ausstattung des Werkes gelten. Die zahlreichen Karten (sehr instruktiv namentlich die Beispiele für die Eigenart lettischer und estnischer Siedlung) sind zum großen Teil ad hoc gefertigt und Werner Horn zu verdanken; eine schmerzlich vermißte kartographische Übersicht über die frühgeschichtlichen Verhältnisse im Gesamtraum war für den 2. Band der Baltischen Lande vorgesehen. Ebenso vermag die Auswahl des Bildmaterials, zu der namentlich Werner Giere und Karl Heinz Elsen aus Eigenem beigetragen haben, zum Verständnis der landschaftlichen Grundlagen wie namentlich auch der kunstgeschichtlichen Entwicklung höchsten Ansprüchen zu genügen.

Die „Ostbaltische Frühzeit“ wird auf sehr lange Zeit hinaus Grundlage aller weiteren Forschung über die Anfänge der historischen Zeit im baltischen Raum bleiben, auch da, wo die Probleme vorerst noch zur Diskussion gestellt sind; darüber hinaus aber ein unvergängliches Zeugnis geistiger Leistung des Baltendeutschtums im Vorfeld des Reiches, die sich nunmehr auch in einem neuen Arbeits- und Lebensbereich nicht versagen wird.

Königsberg (Pr), 3. St. Berlin.

Hans Joachim Schoenborn.

Reinhard Wittram: Livland. Schicksal und Erbe der baltischen Deutschen. Berlin, Volk und Reich Verlag 1940. 99 S.

Nicht eine Geschichte der baltischen Deutschen, auch nicht eine Geschichte des Baltikums will dieses Buch geben, sondern eine Zusammenschau von beidem, indem es die wesentlichen Schicksalslinien einer deutschen Volksgruppe zeichnet, die in einem ganz bestimmten Lande so und nicht anders wurde und als deutsches Gemeinwesen auf nicht-deutschem Boden ihren von der Geschichte vorgezeichneten Weg gegangen ist.

Es ist eine ähnliche Aufgabe, wie sie sich derselbe Verfasser bereits in seiner „Geschichte des baltischen Deutschtums“ stellte, Wesentliches aufzuzeigen, „Grundzüge und Durchblicke“ zu geben. Nur ist im vorliegenden Buch eine noch straffere Konzentration vorgenommen, das allgemein Gültige und Wichtige schärfer betont, das geschriebene Wort durch ein gut gewähltes Bildmaterial unterstützt. Allen, die ein Verständnis für die beiden wichtigsten Probleme des baltischen Deutschtums während seiner Entwicklung gewinnen wollen: warum das alte Livland kein volksdeutscher Boden geworden ist und in welcher Art die Auseinandersetzung mit dem Russentum stattgefunden hat, wird dieses Buch gute Dienste leisten. Es wird damit aber auch einen jeden, der teilnimmt an den Gegenwarts- und Zukunftsfragen unseres neu entstehenden Reiches auf grundlegende Probleme hinführen, die sich bei einer Neuordnung des europäischen Nordostens durch Deutschland ergeben.

3. St. im Felde.

B. Sielmann.

Wilhelm Lenz: Umvolkungsvorgänge in der ständischen Ordnung Livlands. Posen, W. F. Häcker 1941. 58 S. (Heft I der Quellen und Forschungen zur baltischen Geschichte, herausgegeben von der Sammelstelle für Baltendeutsches Kulturgut in Posen.)

Die vorliegende Arbeit von Lenz behandelt ein Thema, das in der Tat gerade heute unsere besondere Beachtung verdient. Es handelt sich um den Übergang von Bestandteilen eines undeutschen, in diesem Falle lettischen Volkstums ins Deutschtum der baltischen Ostseeprovinzen. Lenz behandelt an Hand eines für diesen Zweck bisher kaum benutzten Quellenmaterials (Kirchenbücher,

Revisionslisten) das livländische Gebiet während der Zeit nach 1710 bis ungefähr 1880. Wie schwierig eine solche Arbeit infolge der unendlich feinen Verästelung des Quellenmaterials ist, wird am besten derjenige beurteilen können, der selbst auf diesem Gebiete tätig gewesen ist. Denn nur nach Sichtung und Erfassung einer Unmenge kleiner Einzelteile läßt sich ein einigermaßen plastisches Bild gewinnen. Und doch sind gerade solche Arbeiten auf dem Gebiete der Volksforschung notwendig, weil es erst durch sie möglich sein wird, größere Bausteine für eine ganzheitliche Volksgeschichte zu gewinnen. Weitere Hefte der obengenannten Reihe dürften besonders in Ostpreußen auf Interesse rechnen, weil sie der hiesigen Volksforschung über das Methodische hinaus sicher manche Anregung und Anhaltspunkte darüber geben könnten, in welcher Art sich Eindeutschungsvorgänge auf kolonialem Boden abgespielt haben.

Das Bild, das wir durch vorliegende Arbeit vom baltischen Deutschtum in der Mitte des 18. Jahrhunderts gewinnen, ist in wesentlichen Zügen ein ganz neuartiges und entspricht keineswegs der bisher häufigen Vorstellung, als ruhten Adel und Geistlichkeit des damals noch vorwiegend ländlichen Deutschtums in Livland als „Oberschicht“ ohne Zusammenhang über einer bäuerlichen, lettischen „Unterschicht“. Die führenden deutschen Schichten ruhten tatsächlich auf einem breiten Fundament eines ländlichen deutschen Mittelstandes, der der besondere Gegenstand der Forschungen von Lenz ist. Dieser Mittelstand machte 60—80 vom Hundert des Deutschtums auf dem Lande aus und bestand aus verschiedenen Berufsschichten, die in folgender Aufstellung eine gewisse Rangordnung bilden. 1. ländliches Handwerkertum, (Schuster, Schneider, Schmiede, Maurer, Tischler, Weber, Gerber, Müller, Krüger). 2. Schulmeister, Küster, Organisten. 3. Gutsbeamte (Rechnungsführer, Förster, Diener). 4. Gutsverwalter (soq. Disponenten). 5. Gutspächer (Arrendatoren). Der Stand des Arrendators war gewöhnlich die Vorstufe zum Akademiker („Literaten“), der Literat war bereits Glied der politisch tragenden deutschen „Oberschicht“ in ihrem eigentlichen Sinne.

Allerdings war dieses Fundament des ländlichen Mittelstandes kein bäuerliches. Ein deutsches Bauerntum fehlte im Baltikum bekanntlich. Was dem deutschen Mittelstande seine um so größere Bedeutung gegeben hat, war die Tatsache, daß er während seines Bestehens im Laufe von rund 150 Jahren (1710 = Ende des Nordischen Krieges bis 1880 = Beginn der Russifizierung) dauernd lettisches Volkstum aufgesogen, assimiliert und dem Bestande des Deutschtums bis in die obersten sozialen Schichten zugeführt hat. Der Aufstieg vom bäuerlichen Letten bis zum deutschen Akademiker war nur möglich, weil der landische Mittelstand eine zusammenhängende soziale Stufenfolge bildete, vom Handwerkertum, das jedem fähigen Letten offenstand bis zum akademischen Beruf. Ein Aufstieg auf dieser Bahn war bis 1819 jedem freigelassenen, nach 1819, dem Jahr der Bauernbefreiung in Livland, jedem einzigen Letten möglich. Voraussetzung war der eigene Wille zum Aufstiege, d. h. persönliche Aktivität und Befähigung. Der Antrieb zum Aufstiege lag aber — und das ist das Wesentliche — im Wertbewußtsein des Deutschtums, lag darin, daß der Deutsche als der Bessere, der Höhere, der Wertvollere, als „der Herr“ galt. In wie hohem Maße dieses deutsche Wertbewußtsein anziehend gewirkt hat, zeigt die Arbeit von Lenz ganz besonders deutlich. War es doch so, daß der lettische Nationalismus (also ein eigenes lettisches Wertbewußtsein!) solange gegen diese Anziehungskraft machtlos war, bis ihm zum Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine politische Großmacht zur Hilfe kam — das Russentum. Die Russifizierung, die das Deutschtum aus seiner politisch führenden Stellung im Lande gewaltsam ausschaltete, hatte zur Folge, daß der Aufstieg ins Deutsch-

tum nicht mehr Aufstieg in eine herrschende Schicht bedeutete, mithin nicht mehr erstrebenswert war.

Die Russifizierung und ihre Folgen gehören nicht mehr zum eigentlichen Thema der Arbeit, sie sind mehr andeutungsweise behandelt. Wichtig ist eine andere Frage, die sich aus der Arbeit ergibt: Wäre eine vollständige Germanisierung des Lettentums möglich gewesen? Ziehen wir die Schlussfolgerung aus den Tatsachen, die Lenz darlegt, so müssen wir diese Frage bejahen, indem wir folgendes feststellen: Für eine Germanisierung ist eine, und zwar unserer Meinung nach die entscheidende Vorbedingung vorhanden gewesen, nämlich die *Bereitschaft*, auf dem Wege des Aufstieges Deutscher zu werden. Bejaht man aber theoretisch die Möglichkeit einer vollständigen Germanisierung des Lettentums, so kann man es nicht tun, ohne sich der praktischen Verhältnisse zu erinnern, wie sie nun einmal tatsächlich gegeben waren. Als Prozeß einer natürlichen Auslese war diese, wenn man sie so nennen will „Selbstgermanisierung“ (eine Germanisierung von oben hat es im Baltikum nicht gegeben) auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt. Vollenden hätte sie sich nur können in einer Zeit lange anhaltenden äußeren politischen Friedens oder aber mit staatlicher Nachhilfe. Beide Fälle sind nicht eingetreten, das Deutschtum wurde durch die russische Nationalitätenpolitik nach 1880 in eine Abwehrstellung gedrängt. Es ist aber sehr bezeichnend, daß nach 1905 und dann wieder zur Zeit der deutschen Okkupation während des Weltkrieges, also in Zeiten, in denen das Deutschtum wieder zur Geltung kam, der Prozeß eines Übergangs vom Lettentum ins Deutschtum von neuem begann.

z. Zt. im Felde.

Bernhard Sielmann.

Die Geschichte der Rigaer Stadtbibliothek und deren Bücher. Band II der nachgelassenen Schriften von Dr. phil. h. c. **Nicolaus Busch**, Stadtbibliothekar zu Riga, redigiert von **L. Arbusow**. Herausgegeben von der Riga'schen Stadtverwaltung 1937. 97 S.

Daß sich die lettische Stadtverwaltung zu Riga 1937 zur Herausgabe dieser, von L. Arbusow nach zurückgelassenen Manuskripten des am 13. Oktober 1933 verstorbenen letzten deutschen Stadtbibliothekars Nicolaus Busch, redigierten Schrift entschlossen hat, ist nur ein Zeugnis dafür, daß die wissenschaftliche Tätigkeit Buschs auch von lettischer Seite anerkannt wird. Wie keiner seiner Vorgänger hat Busch seine 30jährige Tätigkeit an der Riga'schen Stadtbibliothek (1903—1933) für wissenschaftliche Forschungen und Studien ausgenutzt. Leider hat er eine geplante Gesamtgeschichte der Riga'schen Stadtbücherei nicht vollendet. So sind die in der vorliegenden Schrift veröffentlichten Abhandlungen nur Fragmente eines größeren Werkes.

Die für uns bleibende Bedeutung der Schrift liegt darin — und darum soll ihrer hier Erwähnung getan werden, weil sie uns in den beiden Abschnitten „Einführung in die Geschichte der Rigaer Stadtbibliothek und ihre Bestände“ und „Die mittelalterlichen Bücher der Rigaer Stadtbibliothek“ ein anschauliches, mit Liebe und wissenschaftlicher Sorgfalt gezeichnetes Bild einer deutschen Kultursammlung gibt, die heute nicht mehr besteht. Als nach Ausbruch des deutsch-russischen Krieges im Sommer 1941 deutsche Truppen sich Riga näherten, wurde das Rathaus, in dem sich die Rigaer Stadtbibliothek befand, zusammen mit den beiden sichtbarsten deutschen Wahrzeichen Rigas, der Petrikirche und dem Schwarzhäupterhause, niedergebrannt. Dabei sind fast sämtliche Bestände der Bibliothek vernichtet worden, vor allem die mittelalterliche Abteilung. Es handelt

sich dabei um Handschriften aus sämtlichen Gebieten mittelalterlicher Gelehrsamkeit: Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaften, Geschichte, Naturwissenschaften und Medizin; Werke von über 200 Autoren lagen in Inkunabeln vor. Was sonst noch an Handschriften (erwähnt seien ein Schreiben Luthers aus d. J. 1540 sowie ein Brief Melancthons 1546) Urkunden, Sammlungen, vor allem aber an deutschen und russischen Bücherbeständen für immer zu Grunde gegangen ist, wird sich wohl niemals ganz abschätzen lassen.

Die Rigaer Stadtbibliothek war eine deutsche Schöpfung. Während der vier Jahrhunderte ihres Bestehens hat sie ihren deutschen Charakter immer behalten. Man konnte wohl äußerlich die Bibliothek in lettischen Besitz nehmen, es ist aber bezeichnend, daß die lettische Kraft nicht ausreichte, dieses deutsche Werk zu lettifizieren und in der Stunde der Gefahr zu schützen. Nicht als ein lettisches, sondern als ein Denkmal deutschen Geistes und deutscher Kultur ist die Stadtbibliothek untergegangen. Wir wollen hoffen, daß sich unter deutscher Herrschaft Kräfte finden, anknüpfend an die alte Tradition, auf diesem Gebiet von neuem aufzubauen.

3. 3t. im Felde.

B. S i e l m a n n.

Quellen zur schlesischen Handelsgeschichte bis 1526. 1. Bd., 1. Fg., bearb. v. Marie Scholz-Babitsch und Heinrich Wendt. (= Codex dipl. Silesiae II. Reihe, 1. Abt., Bd. 1.) XX u. 232 S. Breslau 1940.

Im Rahmen der weitgespannten Publikationsvorhaben der Schlesischen Landesforschung liegt mit der hier anzuzeigenden Quellensammlung nunmehr — noch vor dem Erscheinen des Schlesischen U.B.'s — die erste Lieferung eines Werkes vor, das es sich zur Aufgabe gesetzt hat, in möglicher Vollständigkeit die Quellen zur Handelsgeschichte Schlesiens im weitesten Sinne von den Anfängen bis zur Gegenwart zu erschließen. Es ist das ein Vorhaben, das in seiner Bezogenheit auf einen geschlossenen landschaftlichen Raum (Schlesien im Umfang von vor 1742, unter Einfluß von Glatz, Lebus, Schwiebus usw.) zum ersten Male und, wie sich in der praktischen Benutzung erweisen wird, mit Erfolg unternommen wurde, wozu freilich der schlesische Raum als Durchgangsgebiet wichtiger Fernhandelslinien besonders geeignet erscheint. Daß gerade in der frühen Kolonisationsperiode — die vorliegende Lieferung reicht bis zum Jahre 1290 — speziell handelsgeschichtliche Tatbestände vornehmlich aus rechts-, siedlungs- und allgemein wirtschaftsgeschichtlichen Quellen zu erschließen sind, braucht ebenso wenig hervorgehoben zu werden wie die Tatsache, daß nahezu das gesamte hier veröffentlichte Material bereits gedruckt ist; es konnte darum mit Recht für die Edition die Regestenform (insgesamt sind 397 Nummern ausgeworfen) gewählt werden, die sich eng an die Gliederung der „Regesten zur schlesischen Geschichte“ anschließt. Die Hauptleistung, der sich die Herausgeber in jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit unterzogen haben, beruht vielmehr einerseits auf der Auswahl eines außerordentlich verstreuten Stoffmaterials, dann aber besonders in der Beigabe eines erfreulich ausführlichen Anmerkungsapparats, dessen Schwerpunkt allerdings auf die sachlichen Erläuterungen und bibliographischen Nachweise und mit Recht weniger auf die Urkundenkritik verlegt ist. Das unumgänglich notwendige Register steht noch aus; es soll der 2. Lieferung beigegeben werden.

Im Einzelnen begegnen Beziehungen zwischen Schlesien und P r e u ß e n in Nr. 57 (1214, mögliche Handelsverbindung Breslaus mit Nowgorod über P r e u ß e n), im Anhang zu Nr. 77 (1226, wo über den Sklavenhandel gesprochen wird),

in Nr. 98 (Regest betr. Kulmer Handfeste, Erörterung wirtschaftlicher Zusammenhänge zwischen Schlesien und Preußen), in Nr. 121 (1243, = Cod. dipl. Pruss. I, Nr. 55; Verlauf der sogenannten großpolnischen Straße Guben-Thorn), in Nr. 194 (1257, = Pr. U.B. I, 2, Nr. 37, schlesische Bürger als Zeugen einer Thorner Urkunde), in Nr. 207 (1260, Verlauf der Straße Kalisch-Thorn), in Nr. 371 (1287, = Pr. U.B. I, 2, Nr. 512, Übertragung des Patronats der Kirche in Freistadt NS. an den D.). Mit Rücksicht auf die im 14. Jahrhundert sich wesentlich verdichtenden Beziehungen des Ordenslandes zu Schlesien wird gerade auch die ost- und westpreußische Landesforschung, die aus den verschiedensten Gründen z. Zt. zu einer analogen Edition noch nicht in der Lage ist, an der baldigen Weiterführung des verdienstvollen Quellenwerks höchlichst interessiert bleiben.

Königsberg (Pr), z. Zt. Berlin.

Hans Joachim Schoenborn.

Werner Conze: Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weißrußland. 1. Teil: Die Hufenverfassung im ehemaligen Großfürstentum Litauen. (= Deutschland und der Osten Bd. 15). S. Hirzel. Leipzig 1940. 249 S.

Auf Grund russischer und litauischer Publikationen, deutscher, russischer und polnischer Literatur und auf Grund von Archivstudien in Wilna, Berlin und Königsberg hat C. in überzeugender methodischer Forschung ein klares Bild der Agrarverfassung und der sozialen Schichtung im Großfürstentum Litauen für die Zeit von etwa 1400—1800 geschaffen und der deutschen Wissenschaft ein grundlegendes Werk über ein von ihr bisher noch nie zusammenfassend behandeltes und sehr schwieriges Arbeitsgebiet geschenkt.

Das Gesetz Sigismunds II. August von 1557 über die Hufenverfassung hat dem 1. Teil des Werkes den Titel gegeben und bildet den Kernpunkt der Darstellung. Dies Gesetz schuf nicht eigentlich Neues, sondern legte mehr den Zustand gesetzlich fest, der in der 1. Hälfte des 16. Jahrh. namentlich von der italienischen Mutter des Königs, Bona Storza, in dem Bestreben geschaffen war, die Macht und die Einkünfte des Großfürsten in einer Zeit zu steigern, in der der wachsende Druck Moskaus auf Litauen eine Stärkung der Staatsgewalt erzwang. Zugleich galt es wohl auch, die beiden Reichshälften wirtschaftlich aneinander anzugleichen, wenn die einst unter deutschem Einfluß in Polen eingeführte Hufenverfassung auf das wirtschaftlich rückständige Großfürstentum Litauen ausgedehnt wurde.

Bis dahin hatten die Litauer in ziemlich kleinen Weilern gewohnt, deren Ackerfläche ohne Vermessung wechselnd genutzt wurde und zu der auch vereinzelte Ackerflächen in den angrenzenden Wäldern gehörten. Um 1400 gehörte zu jedem „Dienst“, d. h. der Einheit für militärische und steuerliche Leistungen, ein Bauernhof, während rund 100 Jahre später die Gleichheit Bauernhof-Dienst zwar noch nicht verschwunden war, aber als Regel doch wohl gelten kann, daß 2, jedenfalls nicht mehr als 4 Bauern einen „Dienst“ leisteten, während im slavischen Gebiet des Großfürstentums die Zerpitterung sehr viel weiter ging. C. zieht aus dieser Entwicklung den berechtigten Schluß, daß im eigentlichen Litauen — im slavischen Gebiet war die Entwicklung infolge der Großfamilienverfassung eine andere — eine erhebliche Bevölkerungsvermehrung erfolgt war, und er meint daher, daß von einer ausgeprägten Feldgraswirtschaft mit wandernden Acker- und Brandkulturen im 15. und 16. Jahrh. in Litauen keine Rede mehr sein könne. So überzeugend dieser Schluß auch ist, so hat die Neigung zu solcher Wirtschafts-

weise den Litauern doch gelegen. Es darf hier vielleicht auf eine Äußerung des Tilsiter Amtshauptmanns von 1531 hingewiesen werden: Etlliche Bender (wohl die „Sälftner“ in Litauen) wollten ins Angerburgische ziehen; dort wären schöne Eichenwälder, die sie nach ihrer Art umbrennen würden. „Der Bruder Litauer ist, wo er hingerät, ein rechter Holzmörder“ (Et. Min. 138 p). — Die Bevölkerung Litauens berechnet C. für 1528, indem er sechs Menschen auf eine Familie annimmt, auf 1 236 000. Damals begann der planmäßige Landerwerb durch die Königin zwecks Einführung einer geregelten Getreideüberschußwirtschaft, während Litauen bis dahin nur für den eigenen Bedarf Getreide erzeugt hatte. Die Pflichten und Rechte der Bauern und der Gutsverwalter, ihre Abgaben und Scharwerksverpflichtungen, wurden genau geregelt, und wenn die Freizügigkeit der Bauern immer schärfer eingeschränkt wurde, so erhielten sie anderseits Schutz gegen jüdische Exzessionen und Hilfe bei Notstand. 1549 wurde auf den großfürstlichen Besitzungen nach polnischem Vorbild endlich auch die Hufenverfassung eingeführt, d. h. das Land wurde vermessen, die Dorfflur in 3 genau vermessene Felder eingeteilt, in deren jedem der Bauer 11 Morgen erhielt. Das Dorf lag in der Regel im mittleren Streifen. Ganz durchführbar war diese Neuerung freilich nur in den neubesiedelten, d. h. besonders in den Grenzgürtelgebieten, deren siedlerische Erschließung der Großfürst sich selbst vorbehielt, während die Hufenverfassung in dem altbesiedelten Raum nicht voll eingeführt werden konnte, auch wenn man sie gelegentlich auf Kleinsiedlungen von 3—5 Hufen ausdehnte. Die litauischen Dörfer waren übrigens nicht über 30 Hufen groß, die slavischen bis zu 50. Das Gesetz von 1557 brachte eine genaue Regelung aller wirtschaftlichen und rechtlichen Einzelheiten. Der Osten wurde von der Reform, die über die Wojewodschaft Wilna nicht hinausging, nicht berührt. Im ganzen wurde ein Gebiet von 15 500 Quadratkilometern oder 67 500 Hufen mit 60- bis 70 000 Bauernstellen vermessen; bis 1566 war etwa Dreiviertel dieses Lebensraums besiedelt. Der Adel führte die Reform allmählich auch auf seinen Gütern durch. Ihre Wirkung für die Schaffung einer ausfuhrfähigen Gutswirtschaft ergibt sich daraus, daß um die Mitte des 16. Jahrh. die Zinsbauern, die nur bis zu 22 Tagen jährlich zu scharwerken hatten, in der Überzahl waren, daß allmählich aber die Scharwerksbauern mit einer sehr viel schwereren Scharwerksverpflichtung überwogen. Nach der Absicht der Regierung sollte Hufenteilung vermieden, der Bevölkerungsüberschuß auf Neuland gelenkt werden. Das gelang weitgehend im eigentlichen Litauen, während im slavischen Gebiet ein großer Teil der Hufen unbesezt blieb und die besetzten in immer weiter zersplitterten Besitz von Großfamilien kamen. Die Slawen waren also zu einer Wirtschaft nach deutschem Vorbild außerstande.

Nachdem die Neusiedlung in Litauen noch im 17. Jahrh. vorwärtsgegangen war, brachten die Kriegezeiten 1654—1667 und im 1. Drittel des 18. Jahrh. sowie die große Pest von 1708 einen furchtbaren Rückschlag. Am 1740 mag Litauen halb so viele Einwohner gezählt haben als 90 Jahre vorher, und noch 1790 war der Stand von damals nicht erreicht, obwohl in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. eine energische Agrarpolitik, die von dem Kammerer von Tiesenhausen geleitet wurde, die zusammengebrochene Gutswirtschaft wieder wesentlich gehoben hatte. Die Hufenverfassung war freilich einigermassen vernichtet. Im eigentlichen Litauen war es üblich geworden, daß die Bauern sich mit einer halben Hufe begnügten und allmählich eine weitere halbe „wüste“ Hufe gegen mäßigen Zins in Bearbeitung übernahmen. Dort erklärt sich die Wandlung also aus wirtschaftlichen Gründen, nicht etwa aus dem Grundsatz der freien Teilbarkeit, den die Litauer nicht kannten. Umgekehrt hatte sich im slavischen Gebiet die freie Teilbarkeit aus der Anschauung von der Gleichberechtigung aller Familienmitglieder wieder durchgesetzt. Eine viertel Hufe, so meinte man dort, bearbeite ein Bauer

noch gut, da sei es besser, wenn 4 Familien auf einer Hufe säßen. Der Verfall der Hufenverfassung hatte übrigens zur Folge, daß im 18. Jahrh. Neusiedlungen wieder in der alten Form der litauischen Einzelhofgruppensiedlung angelegt wurden. Die Zinsbauern, die 1790 etwa 28 % der bäuerlichen Bevölkerung ausmachten, zinsten etwa ein Drittel ihres Ertrages, die Scharwerksbauern zahlten ein Zehntel bis ein Drittel dieser Summe, waren aber praktisch wohl zu ungemessenem Scharwerk verpflichtet. C. errechnet, daß von 1529—1790 im litauischen Siedelgebiet die Bauernstellen um 70, in Weißrußland um 200 % sich vermehrten, die der Schlachta in Schamaiten um 60, in Weißrußland um 710 %. Für 1790 errechnet er im damaligen Gebiet Litauens 388 615 ländliche und 62 517 städtische Stellen oder rd. 2½ Millionen Einwohner, dazu 1¼ Millionen in dem 1772 an Rußland abgetretenen Gebiet.

Königsberg Dr.



Sein.

Falkenhahn, Johannes Bretke. (R. S. Meyer)	130
Gayl, Ostpreußen unter fremden Flaggen. (v. Raumer)	123
Gerlach, Dichtung des deutschen Ostens. (Diesch)	133
Heuer, Thorn. (W. Schmid)	141
Hinge, Staat und Verfassung. (Schieder)	107
Hoffmann, Spätheidnische Kultur des Memellandes. (La Baume)	116
Hohlfeld, Versailles u. d. russische Frage. (Reit)	120
Jantke, Preußen, Friedrich d. Gr. und Goethe. (v. Selle)	138
Jost, Der Deutsche Orden im Rhein-Main-Gebiet. (W. Schmid)	117
Klocke, Westfalen und der deutsche Osten. (Kampf)	110
Koegsche, Die Anfänge des deutschen Rechts. (Quednau)	109
Kopittke, Der Kreis Lauenburg. (Kasiske †)	142
Krannhals, Die Weichsel. (Puls)	140
Lauen, Polnisches Zwischenspiel. (Reit)	126
Lenz, Umvolkungsvorgänge i. d. ständ. Ordnung Livlands. (Zielmann)	147
Mager, Wildbahn und Jagd Ostpreußens. (Roehler)	129
Meinecke, Preuß.-deutsche Gestalten und Probleme. (Schieder)	108
Quellen zur schlesischen Handelsgeschichte. (Schönborn)	150
Preussisches Wörterbuch. (Mauffer †)	111
Rehberg, Geschichte d. Königsberger Zeitungen u. Zeitschriften. (Franz)	139
Rhode, Brandenburg-Preußen u. die Protestanten in Polen. (Schieder)	119
Ritter, Weltwirkung der Reformation. (Quednau)	108
Röhr, Volkstums-Karte. (Rehjer)	106
Schmig, Geschichte des Nehe-Warthelandes. (Kasiske †)	143
Schöffler, Deutscher Geist im deutschen Osten. (Schieder)	135
Städtebuch II. (Hein)	106
Wittram, Livland. (Zielmann)	147



ELBLĄG

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA